This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die preußische Expedition

nach

Ostasien.

Reisebilder aus Japan, China und Siam.

Von

J. Kreyher.
ehemal. Schiffsprediger an Bord S. M. S. Arcona.

Hamburg.
Agentur des Rauhen Hauses.

~~Jpn 1308.59.10~~
Jpn 1308.58.10

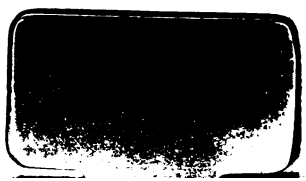
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

~~Jpn 1308.59.10~~
Jpn 1308.59.10

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858



Die preußische Expedition

nach

Ostasien

in den Jahren 1859—1862.

Reisebilder aus Japan, China und Siam.

Aus dem Tagebuche

von

J. Kreyher,

ehemal. Schiffsprediger an Bord S. M. S. „Arcona".

Hamburg.

Agentur des Rauhen Hauses.

~~Jap 13c.x.59.10~~
Jpn 1308.59.10

Subscriptionsfund

Druckerei des Rauhen Hauses zu Horn. 1863.

deacidified 12/93

Seinem verehrten Freunde,

Herrn Professor Lic. Hermann Meßner

in Berlin

zur freundlichen Erinnerung gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Die vorliegende Reisebeschreibung ist aus Tagebuchskizzen hervorgegangen, die theilweise in der Schlesischen Zeitung u. a. a. O. veröffentlicht wurden. Da ich von verschiedenen Seiten aufgefordert wurde, dieselben als ein Ganzes herauszugeben, so wollte ich mich diesem Wunsche nicht entziehen und so erscheinen sie hiemit um Einiges vermehrt im Zusammenhange. Auf irgend eine wissenschaftliche Bedeutung machen sie keinen Anspruch, nur einfach die Erzählung der Unternehmungen und Schicksale einer Expedition, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hat, sollen sie geben. Es leitete mich bei ihrer Herausgabe jedoch noch ein anderes Interesse. Selten nämlich sind die Reisebeschreibungen, in denen die religiös-sittlichen Zustände jener fernen, heidnischen Culturstaaten von einem hinreichend ernsten, christlichen Standpunkte aufgefaßt werden, und es tritt daher in ihnen trotz all' der wissenschaftlichen Ergebnisse, seinen Beobachtungen und geistreichen Schilderungen gerade diejenige Seite der Betrachtung sehr zurück, welche im Grunde genommen die

höchste Berechtigung hat. Bildet das heidnische Alterthum die negative Voraussetzung des Christenthums, so zeigt uns das heutige orientalische Heidenthum noch fortwährend wie zur steten Warnung, die dem Christenthume gegensätzliche Menschheitsentwickelung. In ergreifendem Bilde wird uns darin die Civilisation vorgehalten, bis zu welcher der natürliche, sich selbst überlassene Menschengeist sich emporzuschwingen vermag und mit schneidender Schärfe die Grenze der Culturstufe vorgezeichnet, welche der natürliche Pantheismus und Materialismus in vieltausendjährigem Ringen nicht übersteigen konnte. — Dies hie und da in derselben Weise zum Bewußtsein zu bringen, wie es sich einem reisenden Prediger aufdrängt, hatte ich mit diesem Buche in Gedanken. Es sollte ein Commentar sein zu den Worten Göthe's:

Barbaren hatten versucht,
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde,
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Wer wollte Schand und Spott
Noch weiter steuern,
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern!

Berlin, den 24. Nov. 1862.

J. K.

Inhalt.

Einleitung. (S. XI—XVI.)

Erstes Capitel.

Abreise von Danzig. Sturm in der Nordsee. Ankunft in England. Auf der Rhede von Spithead. Portsmouth. Southampton. Religiöses Leben der Engländer. Ruine von Netley Abby. Great Eastern. Ein Ball an Bord. Ein Concert von Officieren. Abfahrt von England. (S. 1—35.)

Zweites Capitel.

Fahrt durch die Biscayische See. Madeira. Teneriffa. Ritt nach Laguna. Der Pic. Das Leben des Oceans. Meerleuchten. Der südliche Sternenhimmel. Die Linientaufe. Bestattungen in See. Ankunft in Rio de Janeiro. Schönheit seiner Lage. Die Neger. Die Deutschen in Rio. Deutsche Kirche. Bedrückung der Protestanten. Elend deutscher Colonisten. Sehenswürdigkeiten von Rio. Gelbes Fieber. Besteigung des Corcovado. (S. 35—59.)

Drittes Capitel.

Abreise von Rio. Im südatlantischen Ocean. Mann über Bord. Sturm am Cap. Indischer Ocean. Sundastraße. Singapore. Tiger. Bevölkerung. Idylle auf der Malayen-Insel. Götzentempel. Der Rajah von Johore. Missionare. Wieder-

~~J.4.5 1308.59.10~~
Jpn 1308.59.10

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Die preußische Expedition

nach

Ostasien

in den Jahren 1859—1862.

Reisebilder aus Japan, China und Siam.

Aus dem Tagebuche

von

J. Kreyher,

ehemal. Schiffsprediger an Bord S. M. S. „Arcona".

Hamburg.

Agentur des Rauhen Hauses.

Die preußische Expedition

nach

Ostasien

in den Jahren 1859—1862.

Reisebilder aus Japan, China und Siam.

Aus dem Tagebuche

von

J. Kreyher,

ehemal. Schiffsprediger an Bord S. M. S. „Arcona".

Hamburg.

Agentur des Rauhen Hauses.

~~Jap 1308.59.10~~
Jpn 1308.59.10

HARVARD COLLEGE
SEP 3 1937
LIBRARY

Subscription fund

Druckerei des Rauhen Hauses zu Horn. 1863.

Accredited 12/92

Seinem verehrten Freunde,

Herrn Professor Lic. Hermann Meßner

in Berlin

zur freundlichen Erinnerung gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Die vorliegende Reisebeschreibung ist aus Tagebuchskizzen hervorgegangen, die theilweise in der Schlesischen Zeitung u. a. a. O. veröffentlicht wurden. Da ich von verschiedenen Seiten aufgefordert wurde, dieselben als ein Ganzes herauszugeben, so wollte ich mich diesem Wunsche nicht entziehen und so erscheinen sie hiemit um Einiges vermehrt im Zusammenhange. Auf irgend eine wissenschaftliche Bedeutung machen sie keinen Anspruch, nur einfach die Erzählung der Unternehmungen und Schicksale einer Expedition, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hat, sollen sie geben. Es leitete mich bei ihrer Herausgabe jedoch noch ein anderes Interesse. Selten nämlich sind die Reisebeschreibungen, in denen die religiös-sittlichen Zustände jener fernen, heidnischen Culturstaaten von einem hinreichend ernsten, christlichen Standpunkte aufgefaßt werden, und es tritt daher in ihnen trotz all' der wissenschaftlichen Ergebnisse, feinen Beobachtungen und geistreichen Schilderungen gerade diejenige Seite der Betrachtung sehr zurück, welche im Grunde genommen die

höchste Berechtigung hat. Bildet das heidnische Alterthum die negative Voraussetzung des Christenthums, so zeigt uns das heutige orientalische Heidenthum noch fortwährend wie zur steten Warnung, die dem Christenthume gegensätzliche Menschheitsentwickelung. In ergreifendem Bilde wird uns darin die Civilisation vorgehalten, bis zu welcher der natürliche, sich selbst überlassene Menschengeist sich emporzuschwingen vermag und mit schneidender Schärfe die Grenze der Culturstufe vorgezeichnet, welche der natürliche Pantheismus und Materialismus in vieltausendjährigem Ringen nicht übersteigen konnte. — Dies hie und da in derselben Weise zum Bewußtsein zu bringen, wie es sich einem reisenden Prediger aufdrängt, hatte ich mit diesem Buche in Gedanken. Es sollte ein Commentar sein zu den Worten Göthe's:

Barbaren hatten versucht,
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde,
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Wer wollte Schand und Spott
Noch weiter steuern,
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern!

Berlin, den 24. Nov. 1862.

J. K.

Inhalt.

Einleitung. S. XI—XVI.)

Erstes Capitel.

Abreise von Danzig. Sturm in der Nordsee. Ankunft in England. Auf der Rhede von Spithead. Portsmouth. Southampton. Religiöses Leben der Engländer. Ruine von Netley Abby. Great Eastern. Ein Ball an Bord. Ein Concert von Officieren. Abfahrt von England. (S. 1—35.)

Zweites Capitel.

Fahrt durch die Biscayische See. Madeira. Teneriffa. Ritt nach Laguna. Der Pic. Das Leben des Oceans. Meerleuchten. Der südliche Sternenhimmel. Die Linientaufe. Bestattungen in See. Ankunft in Rio de Janeiro. Schönheit seiner Lage. Die Neger. Die Deutschen in Rio. Deutsche Kirche. Bedrückung der Protestanten. Elend deutscher Colonisten. Sehenswürdigkeiten von Rio. Gelbes Fieber. Besteigung des Crocovado. (S. 35—59.)

Drittes Capitel.

Abreise von Rio. Im südatlantischen Ocean. Mann über Bord. Sturm am Cap. Indischer Ocean. Sundastraße. Singapore. Tiger. Bevölkerung. Idylle auf der Malayen-Insel. Götzentempel. Der Rajah von Johore. Missionare. Wieder-

vereinigung des Geschwaders und Einschiffung der Gesandtschaft. Ein Mann von Haien geraubt. Haifang. Ein chinesischer Orcan (Teifun). Einfahrt in die Jeddobai. (S. 59—87.)

Viertes Capitel.

Unser Empfang. Einzug des Gesandten in Jeddo. Eindruck der Stadt. Ankunft der „Thetis". Ihre Affaire mit chinesischen Seeräubern. Untergang des „Frauenlob". Die Vertrags-Unterhandlungen. Auf der Rhede von Jeddo. Jeddoforts. Jakunins. Unsicherheit. Ritt durch Jeddo. Sinagawa. Deimiozüge. Umgegend von Jeddo. Ein japanisches Frühstück. Die Kaiserburg. Der Kanontempel. Japanische Gärten. Menagerie. Theater. Tempel Gohiagorakan. Ein characteristischer Vorfall. (S. 88—118.)

Fünftes Capitel.

Verfassung Japans. Deimios. Stände. Rechtszustand. Industrie. Kunst und Wissenschaft. Religion. Sintothum und Buddhathum. Laster der Japaner. Ihre Unzucht. — Die Europäer in Jokuhama. Handel. Acker- und Obstbau. Viehzucht und Jagd. Landvolk. Das russische Denkmal. Kanagawa. Missionare. (S. 118—151.)

Sechstes Capitel.

Winter in Japan. Wallfische. Der gefangene Sonntagsjäger. Einweihung des russischen Denkmals. Verhandlungen. Ankunft der „Elbe". Ihr Abenteuer auf der Insel Formosa. Jahresschluß. Japanische Verschwörung. Ermordung von Mr. Huysgen. Vertragschluß. Abreise von Jeddo. Abermals Sturm. Nagasaki. Rückblick auf die japanische Christenverfolgung. Treiben der Holländer auf Desima. Grotte von Fukudasaki. Befestigungen. Besuch auf einem japanischen Kriegsdampfer. (S. 152—181.)

Siebentes Capitel.

Ankunft in China. An der Wusung-Mündung. Shanghai. Die Europäische- und die Chinesenstadt. Die Baracken des 101. französischen Inf. Regiments. Chinesische Soldaten. Tempel des Sanwang. Betrachtungen über Staatsverfassung, Religion und Moral der Chinesen. (S. 182—211.)

Achtes Capitel.

Rückblick auf die Geſchichte der chriſtl. Miſſion in China. Gegenwärtige kathol. Miſſion. Kloſter Sikaweh. Proteſtantiſche Miſſion. Die Taipings. Ihr Urſprung. Ihre Lehre. Ihr ſittlicher Zuſtand. Verhältniß der Miſſionare zu ihnen. Die engliſch-franzöſiſche Politik gegen ſie. (S. 211—250.)

Neuntes Capitel.

Abreiſe von Shanghai. Peihomündung. Takuforts. Reiſe nach Peking. Eindruck des Landes. Chineſiſche Dörfer und Kneipen. Ankunft in Peking. Gaſthaus zur „vorzüglichen Wohlfahrt.“ Die Chineſenſtadt. Tempel des Himmels und der Erde. Tartarenſtadt. Mauern und Thore. Die kathol. Kathedrale. Tartariſche Soldaten. Treiben auf den Straßen. Obelisk des Buddha. Die Kaiſerſtadt. Die ruſſiſche Miſſion. Tibetaniſche und Mongoliſche Bekanntſchaften. Ausweiſung aus Peking. Tientſin. Engliſche Garniſon. Abreiſe. Ein Schädelbecher. (S. 250—286.)

Zehntes Capitel.

Die Exercir-Inſel. Kriegsgerüchte. Hitze und Einförmigkeit. Beſuch der chineſiſchen Mauer. Miatao-Inſeln. Europäer in Tſchifu. Chineſiſches Treiben. Umgegend. Vertragsſchluß. Angriff der Rebellen auf Tſchifu. Ermordung zweier Miſſionare. Abreiſe. Noch einmal in Japan. (S. 286—321.)

Elftes Capitel.

Honglong. Das glückliche Thal. Kaulun. Die deutſchen Kaufleute. Das deutſche Findelhaus. Ein Beſuch der deutſchen Miſſionsſtation auf dem Feſtlande. Dſchunkenfahrt. Chineſiſche Bauern. Leben der Miſſionare. Ein chineſiſcher Märtyrer. — Canton. Wohnungen der Europäer. Straßen. Induſtrie und Kunſt. Buddhiſtiſches Kloſter. 500-Bildertempel. Moſchee. Das Treiben auf dem Waſſer. Chineſiſche Gärten. Macao. Abreiſe und Ankunft in Siam. (S. 321—347).

Zwölftes Capitel.

Rhede von Bangkok. Unser Empfang. Fahrt auf dem Menam. Land und Dörfer. Bangkok. Das Gesandtschaftshotel. Die große Audienz. Siamesische Soldaten und Elephanten. Der Thronsaal. Ein Abend beim König von Siam. Der zweite König. Regierungsweise des Landes. Der weiße Elephant. Der Buddhismus. Seine Moral. Pagoden und Tempel. Die Talapoins. Die Siamesen. Ihr Character. Ihre Kleider. Weiber. Musik. Familienleben. Sclaven. Wattschikett. Leichenverbrennung. Europäischer Handel. Katholische und protestantische Mission. (S. 347—381.)

Dreizehntes Capitel.

Prinz George Washington. Der Vertrag. Die Fischwelt der Bai. Simaharatscha. Urwald. Thierwelt. Eine Jagdpartie. Petschaburi. Die Villa des Premierministers. Die große Grotte. Königliches Lustschloß. Abreise nach Singapore. Aufenthalt daselbst. Fahrt durch die Sundasee. Anjer. Die Holländer auf Java. Wieder auf dem Ocean. Thierleben an Bord. Todesfälle. Windstillen. Eine Tieflothung. Ankunft am Cap der guten Hoffnung. (S. 381—406.)

Vierzehntes Capitel.

Simonstown. Weinberg Constantia. Capwein. Eindruck des Landes. Die Capstadt. Holländer und Engländer. Die Deutschen. Neger. Slamschen. Hottentotten. Kaffern. Die Eisenbahn. Cap'sche Fläche. Stellenbusch. Der Abschied. Abreise. St. Helena. Ascension. Begegnung mit einem Auswandererschiffe. Die Azoren. Ankunft in England. Schluß. (S. 407—428.)

Einleitung.

Die ungeheuren Ländergebiete von Oſtaſien mit ihren Milliarden von Einwohnern, welche ein volles Drittheil der ganzen jetzt lebenden Bevölkerung der Erde ausmachen, mit ihrer uralten einheitlichen Cultur, welche eine ebenſo merkwürdige, menſchheitliche Bildung bezeichnet als die griechiſch-römiſche oder die chriſtlich-germaniſche, mit all' ihren Schätzen und Wundern, ihrer Originalität und ihrem Elend ſind bis vor wenigen Jahrzehnten für Europa eine mehr oder minder verſchloſſene Welt geweſen und getrennt ging der Lauf der Geſchichte in einem occidentaliſchen und orientaliſchen Strom durch die Jahrhunderte. Nachdem im Alterthum einige dunkle Sagen von den äußerſten Serern bis in unſern Erdtheil gedrungen waren, hatte ſich die Kunde davon im Mittelalter noch mehr verloren, und als die Portugieſen im Zeitalter der großen Schiffahrts-Unternehmungen auch dieſe wimmelnden Culturſtaaten wieder auffanden, war die Verwunderung

Europas nicht geringer als bei der Entdeckung der neuen Welt. Es folgte nun eine kurze Zeit lebendigen Verkehrs mit dem fernen Osten, dessen Basis die Missions-Unternehmungen der römischen Kirche waren, die eine Zeitlang der kühnen Hoffnung sich hingab, hier wiederzugewinnen, was sie durch die Reformation daheim verloren hatte. Aber der Eingang, den sie gefunden hatte, war nur ein neugieriges Gewährenlassen von Seiten des orientalischen Menschheit-Colosses gewesen, und bald schloß er gleich einer riesigen Conchylie sein steifes Staats-Gebäude wieder zu, mißtrauisch fürchtend wie die Leute beim Thurmbau zu Babel: „wir werden vielleicht zerstreut in alle Länder" und Tausende der waghalsigen Eindringlinge zermalmend. Noch waren die christlichen Staaten nicht im Stande, es gewaltsam wieder zu eröffnen und abermals folgte eine lange Periode strenger Abgeschlossenheit, welche nur hie und da von Missionaren und Reisenden durchbrochen wurde. Erst unserem Jahrhundert, dessen sturmschrittartige Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten des materiellen Lebens so gerechtes Staunen erregen muß, war es vorbehalten jene Schranken für immer niederzuwerfen. Nachdem seit dem Anfange desselben der Strom des Welthandels befördert durch die erleichterten Verkehrsmittel, sich immer mächtiger

dem Osten zugewandt hatte, wurde das starre Reich der Mitte durch den englischen Vertrag von 1842 gezwungen, fünf seiner wichtigsten Hafenplätze demselben zu öffnen. Aber nur auf kurze Zeit konnte die Ungeduld der gewinnsüchtigen Kaufleute durch dieses Zugeständniß beschwichtigt werden und immer lauter wurde der Ruf nach völliger Handels- und Verkehrsfreiheit innerhalb des ungeheuren Reiches. Vergebens suchte der Riese auf thönernen Füßen dem Andringen der verhaßten Barbaren zu widerstehen; im Frieden von Tientsin 1858 wurden durch die Verträge von England, Frankreich, Rußland und der Vereinigten Staaten die uralten Bande des künstlichen Abschließungssystem's zerrissen und das ganze Land dem Weltverkehr, dem Handel, der Wissenschaft und, was wichtiger ist als dieses Alles, dem Christenthum und christlicher Gesittung aufgethan. Das Schicksal Chinas war auch dasjenige der an dasselbe sich anlehnenden Staaten. Die noch strengere Abgeschlossenheit des japanischen Inselreiches wurde durch die amerikanische Expedition des Commodore Perry, dessen Forderungen die japanische Regierung in kluger Würdigung der Zeitumstände nach kurzem Zögern nachgab, im Jahre 1854 auf friedlichem Wege aufgehoben und auch hier folgten sich die Verträge der Engländer, Franzosen und Russen

rasch auf einander. Nicht anders war es in Hinterindien. Der den Europäern und ihrer Cultur geneigte König von Siam hatte 1856 durch einen Vertrag mit England und 1858 mit Frankreich und Amerika sein früher gleichfalls sehr unzugängliches Reich dem ausländischen Verkehr erschlossen und die fremden Residenten, die sich in seiner Hauptstadt niederließen, mit aufrichtigen Freundschaftsbezeugungen aufgenommen. Anam und Conchinchina aber, welches den bisherigen Zustand um so entschiedener aufrecht erhalten wollte, und deshalb eine grausame Verfolgung der römischen Mission begann, büßte diesen Anachronismus durch einen Krieg mit Frankreich seit 1858, der es schon halb zu einer französischen Colonie gemacht hat.

So ist denn also dem europäischen Handel wie mit einem Schlage in Ostasien ein Gebiet aufgethan, dessen Fruchtbarkeit noch gar nicht abzuschätzen ist. Zunächst aber hatten nur die großen Seemächte den Zutritt zu demselben, denn nur für diese galten die genannten Verträge. Deutschland war davon ausgeschlossen, und doch mußte es sein lebhaftes Interesse sein, an denselben Vergünstigungen theilzunehmen wie sie, denn der deutsche Handel, insbesondere derjenige der Hansestädte und der übrigen nördlichen Küsten-

staaten hatte trotz seiner rechtlich völlig ungesicherten Lage dort im Osten und besonders in China sich an Bedeutung und Ausdehnung mindestens die dritte Stelle, nämlich hinter England und den Vereinigten-Staaten errungen. Preußen erkannte es daher als seine Aufgabe, wie immer so auch hier als Vertreter und Vorkämpfer der deutschen Interessen vorzugehen und dem deutschen Handel in Ostasien denselben Antheil an den neuerlichen Errungenschaften zu erwerben, welchen die genannten Mächte besitzen.

Dies waren die Motive zu der nun glücklich vollendeten Expedition nach den ostasiatischen Meeren, welche die junge, preußische Marine in den Jahren 1859, 60, 61, 62 ausführte und welche ich mitzumachen die Ehre hatte. Das dazu bestimmte Geschwader bestand aus vier Schiffen: Der Schraubencorvette „Arcona" mit 27 Geschützen und 350 Mann Besatzung unter dem Befehl des Capitain Sundewall, der zugleich Geschwaderchef war, der Segel-Fregatte „Thetis" mit 36 Geschützen und 400 Mann Besatzung, Commandant: Capitain Jachmann, dem Schooner „Frauenlob" mit 1 Geschütz und 46 Mann Besatzung, Commandant: Lieutenant I. Cl. Reetzke, dem Transportschiff „Elbe" mit 30 Mann, Commandant: Lieutenant I. Cl. Werner. Zum Chef der Expedition

war Graf Eulenburg, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister für China, Japan und Siam ernannt. Doch sollte derselbe erst in Singapore mit dem Geschwader zusammentreffen, um von dort aus seine Mission zu beginnen. Außerdem gehörte eine Anzahl von Gelehrten und Sachverständigen zur Expedition, um dieselbe auch für mancherlei Zweige der Wissenschaft fruchtbar zu machen.

Ich lasse nun meine Tagebuch-Bilder, wie sie während der Reise selbst niedergeschrieben wurden, folgen. Sie beziehen sich nur auf die Fahrt der „Arcona," an Bord deren ich mich befand.

„Thetis" und „Frauenlob" waren schon vier Wochen vor unserer Abfahrt in den letzten Tagen des Octobers von Danzig nach England vorausgesegelt, wo sie uns erwarteten. Die „Elbe" befand sich noch in der Ausrüstung begriffen in Hamburg.

Erſtes Capitel.

Abreiſe von Danzig. Sturm in der Nordſee. Ankunft in England. Auf der Rhede von Spithead. Portsmouth. Southampton. Religiöſes Leben der Engländer. Die Ruine von Netley Abby. Der Great Eaſtern. Ein Ball an Bord. Ein Concert von Officieren. Abfahrt von England.

Rhede von Spithead den 6. Januar, 1860.

Der Anfang unſerer großen Reiſe war gleich von Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten ſo vielfacher Art begleitet, daß wir ihn als eine ganz hinlängliche Probe unſerer Ausdauer für alles noch Bevorſtehende anſehen können. Ich war den 1. November an Bord der „Arcona“ angekommen und hatte das Schiff noch mitten in der Ausrüſtung begriffen angetroffen. Dieſe Arbeiten ſind in unſerer Marine, wegen des Mangels eines Kriegshafens, ſtets mit großen Weitläuftigkeiten verbunden. Der Ankerplatz der „Arcona“ auf der Rhede von Neufahrwaſſer, war drei deutſche Meilen von der königlichen Werft in Danzig entfernt, von welcher alle Materialien und Vorräthe in beſonderen Laſtfahrzeugen herausgeſendet werden mußten, während die Kriegsſchiffe anderer Mächte ſich nur längsſeit der Werftplätze zu legen brauchen, um ihre vollſtändige

Ausrüstung einzunehmen. Dabei nahm, bei der vorgeschrittenen Jahreszeit, Kälte, Näſſe und ſtürmiſches Wetter zu, und oft machte der Seegang auf der Rhede jede Verbindung mit dem Lande unmöglich. So verging der November und der December kam herbei, ehe wir ſeeklar waren. Wir bekamen nunmehr eine Kälte von — 10° R., welche an Bord eines Schiffes zu ertragen, das nicht für eine Nordpolexpedition, ſondern für die Tropen eingerichtet iſt, ſchon nicht mehr zu den Annehmlichkeiten gehört. Endlich kam der Tag unſerer Abreiſe, der 11. December. Nachmittags ſollten die Anker gelichtet werden, indeß fiel ein dichter Nebel herab, der unſere Abfahrt zu der feſtgeſetzten Zeit unmöglich machte. Doch klärte ſich Abends um ½8 Uhr der Horizont wie durch einen Zauberſchlag auf, der ſchönſte Vollmond leuchtete herab und ſpiegelte ſich in der ruhigen See. Nun war kein Halten mehr. Das Commando: „Alle Mann auf, klar zum Anker lichten!“ erſcholl unter Deck und mit Jubel warfen ſich die Leute ans Gangſpill. In kurzer Zeit war der Anker auf, die Schraube begann ihre erſten langſamen Umdrehungen und bald durchſchnitt das ſchöne Schiff majeſtätiſch die ſpiegelglatte See. Ein wirbelndes Kielwaſſer zeigte weithin den Weg, den es machte. So ſchieden wir in der Nacht ohne Sang und Klang von dem Vaterlande. Ich ſah noch lange zurück auf die Leuchtfeuer, welche den Eingang zum Danziger Hafen bezeichnen, dachte zurück nach unſerm ſtillen Hauſe in Breslau und befahl der ewigen Liebe über den Sternen unſer Schickſal. Werden wir

dieſen Hafen und wann wiederſehen? Wie viele von den braven Burſchen, die heute ſo fröhlich ſind, werden ihn wieder erreichen? Gott allein weiß es!

Es war ein wunderſchöner Abend. Wenn das Mondlicht ſich in der Ferne auf den kleinen Wellen ſpiegelte, ſo ſchien es, als ob blaue Flämmchen aus der See hervorloderten. Kein Lüftchen regte ſich und mit einer Geſchwindigkeit von 12 Knoten fuhren wir dahin. Um 9 Uhr ſtrahlte uns ſchon das Blickfeuer*) von Hela entgegen, und um 11 Uhr befanden wir uns auf der offenen Oſtſee. Noch eine Weile blieb ich an Deck, dann ging ich in meine Kammer und legte mich nieder.

Als ich erwachte, fühlte ich an den Schwingungen meines Bettes, daß ſich das Wetter geändert haben müßte. Und ſo war es auch. Ein heftiger Nordweſtwind war aufgeſprungen. Dicker Nebel beengte den Horizont bis auf eine kleine Strecke, und die See, welche ſchwarz wie Dinte ausſah, hob ſich immer mehr. Man hatte Bram-Segel und Stengen abgenommen und führte nur die unteren großen Gaffel-Segel. Dennoch ſtampfte das Schiff heftig und die Sprühſeen benetzten das Schiff vom Gallion bis zum Großmaſt. Bald ſtellte ſich dann auch unter den neuen Seeſoldaten die Seekrankheit ein, und in maleriſchen Stellungen lehnte ſich hier und da Jemand über Bord.

---

*) Ein abwechſelnd ſichtbares und verſchwindendes Leuchtfeuer.

Bis Mittag blieb ich durch fortwährendes Auf- und Abgehen auf Deck davon frei; länger konnte ich indeß nicht Stand halten. Ein unerträglicher Schwindel mit Kopfweh und Mattigkeit nahm überhand. Ich kroch in meine Kammer und warf mich auf's Bett, wo ich in völliger Indifferenz liegen blieb und nur wie im Traume das Aechzen der Balken und das Hin- und Herlaufen der Mannschaft wahrnahm.

Am nächsten Morgen war alles Unwohlsein verschwunden, das Schiff stampfte nicht mehr, und als ich an Deck kam, lachte mir das schönste Wetter entgegen. Hinter uns lag die niedrige Küste von Bornholm. Zu Steuerbord tauchte bald die schwedische hervor. Sie ist hier sehr einförmig und bietet wenigstens jetzt im Winter einen tristen Anblick dar. Selten konnte man nur durch das Fernrohr etwas von Menschen-Wohnungen entdecken. So verging der Tag und Abends hatten wir die Einfahrt des Sundes erreicht. Die Durchfahrt geschah am nächsten Tage. Sie war außerordentlich anmuthig. Schon das Städtchen Dragoe, das wir am Morgen ganz nahe vor uns sahen, machte mit seinen schneebedeckten Häusern und rauchenden Schornsteinen einen sehr freundlichen Eindruck, wie denn überhaupt die dänische Küste, im Gegensatz gegen die schwedische, sehr angebaut und freundlich ist.

Inzwischen tauchte am Horizont ein Segel nach dem andern auf und alle kamen uns entgegen. In Zeit von einer Stunde begegneten wir über hundert Fahrzeugen der verschiedenen Nationen, welche mit vollen Segeln dicht vor uns vorüberschossen — ein

herrlicher Anblick! Leider hatten wir dabei nicht Ursache, uns über unsere Landsleute zu freuen. Nur wenige zeigten ihre Flagge, wie es die Höflichkeit und der Patriotismus uns gegenüber erforderte.

Um 10 Uhr kamen wir bei Kopenhagen vorbei, welches indeß mit dichtem Nebel bedeckt war. Nur das Residenzschloß des Königs Friedrichsborg*) blickte aus einem schönen Walde hervor. Im Sommer muß die Gegend reizend sein. Von nun ab verengte sich die Straße immer mehr und mehr und die schwedische Küste, die wir aus Sicht verloren hatten, trat wieder hervor. Zu Mittag kamen wir zu Helsingborg und Helsingör, den beiden sich gegenüber liegenden schwedischen und dänischen Städten, an. Die Aussicht ist hier wirklich entzückend. Besonders schön liegt das Schloß Kronborg, das alte Raubnest, von dem aus bisher der Sundzoll erhoben wurde. Das Castel ist ein Quadrat von 4 Flügeln, aus deren Mitte ein spitzer Thurm hervorragt; rings umher ziehen sich die mit Kanonen gespickten Wälle. So liegt es mit Gebüsch umgeben, stolz und trotzig wie ein Stück Mittelalter da.

Nach den bestehenden Gesetzen waren wir gezwungen, hier die dänische Flagge zu salutiren, eine Pflicht, die man nicht gerade gern erfüllte, weil unsere Marine die Feindseligkeiten der Dänen gegen uns kennt und überzeugt ist, daß sie die ersten sind, mit denen sie sich zu messen haben wird. Die dänische

*) Seitdem abgebrannt.

Flagge flog am Vortop empor, in der Batterie erscholl das Commando: „Backbord Feuer! Steuerbord Feuer!“ und 21 mal donnerten unsere 32- und 68-Pfünder abwechselnd ihren Gruß mit Ingrimm nach Kronborg. Bald blitzte auch dort aus den dunkeln Wällen ein Schuß nach dem andern hervor und brachte nach minutenlangem Zwischenraum einen dumpfen Knall zu uns herüber.

Von da ab ging es bei stürmischen, düsteren Winde, der hin und wieder eisige Schneeschauer auf Deck streute, durchs Kattegat. Die See mit ihren kurzen, tobenden Wellen, der dunkele Horizont und dabei die empfindliche Kälte, giebt dieser Gegend schon einen sehr nordischen Character. Noch unheimlicher waren die dunkeln Nächte mit ihrem feinen Regen oder Schnee, den ein heulender Wind über die Wogen jagte, die sich gespenstisch im Dunkel bewegten. Dazu kommen die Sagen von den vielen hier verunglückten Schiffen, die in der sogenannten Jammer-Bucht an der nordwestlichen Küste von Jütland ihren Untergang gefunden haben. Für mich hatte es daher etwas Tröstliches und Anheimelndes, als das Feuer von Skagen, der nördlichsten Spitze von Jütland, sichtbar wurde und gleichsam einen Gruß herüberleuchtete von einer Stätte, wo wieder Menschen wohnen.

Als wir das Skagerak gleichfalls hinter uns hatten und uns nun in der weiten Nordsee befanden, trat ein widriger Südwest ein, der bald stärker bald schwächer wehend bis jetzt angehalten und unsere Reise um das Vierfache verlängert hat. Bis zur Doggers-

bank *) ging es indeß noch immer ziemlich gut, obgleich fortwährender Regen, Wind und Kälte die armen Leute oben in dem Tackelwerk ganz ſtarr machte und das Schiff ſelbſt gar nicht mehr trocken wurde. Dabei verging faſt kein Tag, ohne daß eine Böe Alles allarmirt und das Abnehmen von Segeln nöthig gemacht hätte.

Am 18. December, einem Sonntage, war es ſo ruhig, daß wir Gottesdienſt halten konnten. Derſelbe hat in dieſen ungewohnten Umgebungen etwas beſonders Ergreifendes. Es iſt, als ob man ſich in dieſer einſamen Entfernung von der Welt mit ihrem bunten Treiben näher fühlte der Majeſtät deſſen, der auf den Wolken fährt wie auf einen Wagen und geht auf den Fittigen des Windes. Zwiſchen zwei Geſchützen in der Batterie wird der Altar, der zugleich Kanzel iſt, aufgerichtet und ringsumher ſitzen die Leute in freien Gruppen. Ich predigte über Luc. 8, 22—25., mit dem Thema des alten ſchönen Schifferliedes: Chriſt Kyrie, komm zu uns auf der See!

In der folgenden Woche wurde das Wetter immer ſchlechter, die Maſchine hatte ſchon längſt ihre Arbeit eingeſtellt, weil ſie nur wenig gegen den Wind vermochte und wir die Kohlen lieber auf beſſeres Wetter verſparen wollten. So kreuzten wir denn, ohne viel zu gewinnen, auf der Doggersbank. Höchſt

*) Eine Gegend in der Nordſee, die zwar weniger tief, als die See ringsumher aber noch ausreichend für die größten Linienſchiffe iſt. Bekannt durch die Schlacht zwiſchen Engländern und Holländern.

selten zeigte sich am fernen Horizont ein Segel, unsere einzigen Gesellschafter waren die Möven, die unablässig an Sterne umherschwärmten. Des Abends bestand meine Unterhaltung darin, hinten über Bord in das Kielwasser zu schauen und das Leuchten der See zu beobachten. Es ist ein Phosphorglanz, der sich besonders da zeigt, wo das Wasser mit Gewalt aufgerührt wird. Es blitzt etwa Hand groß hervor, um eben so bald wieder zu verschwinden. Ich mußte dabei an die Funken denken, die den Pferden unter den Hufen hervorsprühen, wenn man zu Lande über steinigen Boden dahingalloppirt.

Dienstags, den 20. December, sah ich einen kleinen schwarzen Vogel, wahrscheinlich einen Staar, den der Wind so weit verschlagen hatte, auf die Regeling fliegen und sich nachher ohne Scheu vor den Menschen unter die Boote an Deck verkriechen. Das arme, abgehetzte Thierchen machte einen rührenden Eindruck.

Im Laufe des Tages nahm der Wind fortwährend zu, das Schiff fing heftig zu arbeiten an und ich wurde Nachmittags wieder so seekrank, daß ich mich in gänzlicher Apathie zu Bett legte. Als ich gegen 10 Uhr Abends etwas munterer wurde, bemerkte ich in meinem traumartigen Zustande, daß die Schwingungen meines Bettes so stark waren, wie noch nie. Zugleich fand ich Alles, was ich anfaßte, ganz naß. Dabei ließ sich ein furchtbarer Lärm, ein Krachen, Aechzen, Dröhnen aller Balken und Wände vernehmen, als wenn das ganze Schiff in sich zerbrechen wollte. Jedesmal, wenn sich das Schiff so ganz auf die Seite

legte, hörte man ein Poltern und Klirren unzähliger Gegenstände, die herabfielen und sich zerschlugen. Auch in meiner Kammer lagen Bücher, Schreibzeug, Pfeifen, Stiefel u. s. w. in wilder Unordnung am Boden und wurden immer die Seitenwände hinaufgeschleudert. Ich lag noch eine Weile und überlegte in halber Geistesabwesenheit, was eigentlich los sei, als plötzlich das Commando: „Alle Mann auf!“ den Lärmen übertönte, und die Hunderte, welche in ihren Hängematten lagen, wach rief. Auch in meine Kammer stürzte ein Cadet, fragte, ob noch Alles in Ordnung sei und verkündigte, daß ein Sturm, wie er ihn noch nicht erlebt habe, tobe. Nun raffte ich mich auf und zog mich an, was mit einiger Schwierigkeit verbunden war, da ich fortwährend von einer Wand an die andere geworfen wurde. Endlich konnte ich an Deck klettern. Nie werde ich diese Nacht vergessen.

Es war so rabenschwarz dunkel, daß man kaum die nächsten Umstehenden oder vielmehr Umherkauernden erkennen konnte, denn von Stehen war keine Rede und Jeder mußte sich irgendwo fest anklammern. Um so drohender machten sich die dunklen Umrisse der himmelhohen See, die rechts und links wie eine feste Masse dastand und fast die Nock der großen Raa erreichte. Aber noch schrecklicher war das grausige Gebrüll dieser Wassermassen. Anfangs verging mir wirklich der Athem. Nie habe ich etwas Aehnliches gehört. Es hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem donnerndsten Wasserfall, nein, es ist ein heulender, brüllender Ton, so furchtbar, so gewaltig, daß man es gar nicht sagen kann.

Wir führten nur noch das Sturmſtag-Segel und den Sturm-Beſan, d. h. zwei kleine Lappen vorn und hinten, ohne welche alle Herrſchaft über das Schiff aufhört. Auch war jeder Cours aufgegeben. Wir lagen, ſo gut es ging, beim Winde und dabei ſchlingerte das Schiff ſo heftig, daß die Neigung des Decks zur Horizontalebene, wie ein Inſtrument zeigte, an 30 Grad betrug.

Wie einem Neulinge dabei zu Muthe wird, läßt ſich denken. Man fürchtet immer, das Schiff müßte völlig umſchlagen. Auch war unſere Lage wirklich nicht ohne Gefahr. Kurz vorher, ehe ich an Deck kam, hatte eine ungeheure See gegen den erſter Kutter geſchlagen, welche Boote rechts und links an ſtarken Balken hängen, und einen dieſer Balken wie ein ſchwaches Rohr zerbrochen. Ein Stück davon flog an Deck und warf den Mann am Ruder nieder. Nur noch hinten hing jetzt das Boot feſt, und ſchmetterte mit dem Bug gegen die Planken, welche es bald zerſchellten. Doch hatte man wichtigere Sorgen.

Noch waren die dichtgerefften Marsſegel nicht feſt gemacht, noch die Bramſtengen und Raaen nicht nieder gebracht. Als die Marsgäſte hinaufgeſchickt wurden und das Sturmband der Mütze noch einmal feſter unter das Kinn zogen, da mag wohl mancher, der ſonſt nicht viel betet, ſeine Seele Gott befohlen haben. Es ſah ſich aber auch gefährlich an, dieſe Leute in der wilden Sturmnacht, mit den Füßen in dünnen Tauen ſtehend, über die Raa ſich legend an dem Segel arbeiten zu ſehen. Einen vollen Halbkreis

beſchrieben ſie in der Luft und ſchwebten fortwährend über der wüthenden See.

Aber die Bramſtengen bei dieſem Wetter herabzubringen, war unmöglich. Die beſten Leute, die freiwillig hinaufgegangen waren, kamen mit der Verſicherung wieder, dort oben könne man ſich nicht halten. Mit ſchwerem Herzen ließ man ſie alſo ſtehen, denn ſie vermehrten die Centrifugalkraft der Maſten um ein Bedeutendes. Der Großmaſt bog ſich wie ein Peitſchenſtiel und die Wanten klappten bald rechts bald links ſchlapp zuſammen.

„Zimmerleute klar bei den Aexten!“ ſchallte das Commando wieder durch den Sturm, und bald kam der wackere Meiſter angetaſtet und meldete: „Alles klar!“ Es war für alle Fälle. Bald bekamen ſie auch zu thun. Eine neue See riß den zweiten Kutter herab und zerbrach den letzten Balken des herabhängenden erſten. Schnell waren die Taue durchhauen, welche die Balken noch mit dem Schiff verbunden und die beiden ſchönen Boote dahin.

Noch blieb eine andere Gefahr zu beſeitigen, nämlich die, daß ſich eins der coloſſalen Geſchütze losriſſe. Dieſelben wurden mit gewaltigen Tauen, noch viel ſtärker als gewöhnlich befeſtigt, eine Arbeit die volle zwei Stunden koſtete und ſehr anſtrengend war, weil die See durch die Ritzen der Stückpforten hereinlief, wohl halbzollhoch über das Deck rieſelte und durch die Abzugslöcher an der anderen Seite wieder hinausfloß.

Uebrigens bewieſen Offiziere und Mannſchaft die größte Ruhe und Kaltblütigkeit, was natürlich auch uns Neulingen Muth und Vertrauen einflößte.

Im Zwiſchendeck ſah es traurig aus. Der Wirrwarr von Hangematten und anderen Dingen mit dazwiſchenliegenden Seekranken, die alle durcheinander geworfen wurden, war groß. Dazu drang das Waſſer aus der Batterie durch die Ritzen herab, ſo daß wenig trocken blieb. Daß auch mein Bett ganz naß war, habe ich wohl ſchon geſagt, dennoch warf ich mich angekleidet darauf. Aber von Schlaf war keine Rede, dagegen gingen hundert Bilder vor meiner Phantaſie vorüber, die eben nicht erquickend waren.

Dieſer Sturm dauerte zwei volle Tage und Nächte. Bei Tage ließ er zwar ein wenig nach, ſo daß die Bramſtengen niedergelaſſen und Alles in den ſtärkſten Vertheidigungszuſtand geſetzt werden konnte; aber die Nächte waren doch böſe.

Von regelmäßigem Eſſen war natürlich nicht die Rede. Man lebte von Butterbrot, Schinken und Cognac, wenn man der Seekrankheit wegen überhaupt etwas genießen konnte. Ruhe hatte man nirgends, denn Alles war naß und in wüſter Unordnung, der Tag ſelber war eigentlich nur Dämmerung. Die zweite Nacht zeigte ſich womöglich noch ſchlimmer als die erſte. Ein Bolzen im Ruder brach, aber die Gefahr ging vorüber. Unſer beſter Troſt war, daß wir uns überall wohl 20 deutſche Meilen vom Lande entfernt befanden.

Endlich am Abende des zweiten Tages ließ der Sturm nach, ein heftiger Regen fiel herab und schlug in merkwürdig kurzer Zeit die See nieder. Nach einer Stunde hätte Niemand von ihrer vorigen Wuth noch etwas sehen können. Jeder athmete wieder auf.

Wir waren inzwischen, wie die Observation der Sonne lehrte, gegen 20 Meilen nach Norden verschlagen worden, unsere Kohlen und unsere Wasser gingen zu Ende. Einen Tag hatten wir günstigen Wind und ruhiges Wetter, wobei ein Jeder sich seinen Schaden besah, die Betten trocknete und allmählich die Ordnung wieder herstellte.

Am 24. December wurde der Wind wieder scharf und widrig. Der heilige Abend konnte noch nicht gemüthlich sein. Ebenso der erste Feiertag. Die Mannschaft war fortwährend mit nöthiger Arbeit beschäftigt. In der Nacht waren wir bei der gefährlichen Galloperbank vorbeigekommen und Vormittags sahen wir das Wrack eines großen Dreimasters bei uns vorübertreiben, welcher im letzten Sturme gescheitert war und dessen ganze Bemannung, nach der Aussage eines englischen Lootsen, der inzwischen an Bord kam, ertrunken ist. Wüst ragten die Mastenstumpfe aus dem Wasser empor und hin und wieder zeigte sich auch die eine oder die andere Regelung, der ganze Rumpf ging unter Wasser, wohl ein bedeutsames memento mori und Anlaß Gott zu danken, daß er uns so gnädig beschützt hatte!

Am Abende des ersten Feiertages kamen wir an der Themse-Mündung an und warfen Anker vor dem

Städtchen Margate. Der Capitain wollte über Nacht nur Kohlen und Waſſer nehmen und dann gleich weiter gehen. Indeß die Kohlen kamen in der Nacht nicht und ſo wurde wieder der zweite Feiertag dazu verwendet, ſie einzunehmen. Unſer Aufenthalt auf der Rhede von Margate verzögerte ſich über alles Erwarten. Der hartnäckige Südweſt-Wind wurde ſo heftig, daß es nicht räthlich ſchien, ihm entgegen den Kanal zu paſſiren. Als wir es einſt dennoch verſuchten, wurden wir nach einer Stunde genöthigt wieder auf unſern Ankerplatz zurück zu kehren. So kam der Sylveſter-Abend und die Ruhe, welche wir ſchon ſeit acht Tagen genoſſen, machte es möglich, ihn auf eine viel gemüthlichere Weiſe als den Weihnachts-Abend zu begehen.

Einigen Matroſen war auf ihre Bitte, ihnen ein Neujahrslied zu bezeichnen, das ſchöne alte Lied gegeben, welches ſie um Mitternacht abſangen:

Das alte Jahr vergangen iſt,
Wir danken dir Herr Jeſu Chriſt,
Daß du uns in ſo großer Gefahr
Behütet haſt manch' Zeit und Jahr.

Außerdem ſangen die Leute den ganzen Abend in der Batterie und der Koch, ein echter Berliner, erging ſich in verſchiedenen Schwänken, welchen ſtets ein homeriſches Gelächter folgte. Wir in der Officiersmeſſe waren beſchäftigt, die Mitternachtsſtunde des Heimathortes eines Jeden unter uns zu begrüßen. Da dieſe Orte zwiſchen Tilſit und Köln lagen, ſo fielen die verſchie-

denen Mitternachts-Punkte nach Margater Zeit zwiſchen 10 und 12 Uhr. Um 12 Uhr wurden „Alle Mann auf Deck“ gepfiffen und das neue Jahr mit einem dreifachen Hurrah begrüßt.

Am Neujahrtage hatten wir zuerſt eine große Muſterung und dann einen feierlichen Gottesdienſt. Erſt am 3. Januar erlaubte uns das Nachlaſſen des Windes die Anker zu lichten. Wir dampften längs der reizenden Küſte Englands dahin, die hier ganz aus dem klaſſiſchen Kreidefelſen beſteht, die ihm den Namen Albion erworben haben. Aber noch einmal zwang uns unſer bekannter Südweſt inne zu halten. Einen Tag noch lagen wir auf der Rede von Deal, bis wir endlich mit unſern letzten Kohlen in ſchwerem Kampfe gegen Wind und Strom vor Portsmouth ankamen.

Den 6. Januar Vormittags liefen wir in die Rhede von Spithead ein, überall von den ſtattlichen engliſchen Fregatten umgeben, unter denen wir die ſchweſterliche „Thetis“ fanden. „Frauenlob“ iſt in den Hafen gegangen. Der Anker fiel. Alt-Englands ſtolze Flagge entfaltete ſich auf unſerm Vortop und der Donner von 21 Schüſſen begrüßte ſie. Bald umſchwärmten uns verſchiedene Boote, zuerſt der „Thetis,“ die einen ſignaliſirten Officier ſchickte, dem Geſchwader-Chef zu rapportiren, dann einer engliſchen Fregatte gleichfalls mit einem Officier, uns zu begrüßen, des Bumbootsmanns und endlich des Conſuls, der unſere Briefe an Bord ſchickte, über welche natürlich ein Jeder mit Haſt herfiel. Damit iſt die erſte und hoffentlich

nicht am wenigſten beſchwerliche Partie unſerer Expedition geendet. Es war eine wahre Odyſſee.

Rhede von Spithead, den 22. Januar 1860.

Seit wir hier vor Anker liegen, geht unſer Leben ziemlich einförmig hin. An das Seeleben hat man ſich allmählich völlig gewöhnt und jener romanhafte Glanz, in dem man zuerſt die Theerjacks und blau Waſſer ſieht, iſt längſt zur nüchternen Proſa erbleicht. Dennoch behält das Treiben auf ſolch einer Rhede immer einen gewiſſen Reiz. Zunächſt haben wir hier jetzt das ſchönſte Wetter, und von jener Bärenkälte wie in Danzig, iſt gar keine Rede. Das Thermometer hält ſich meiſt auf — 10° R. Um 7 Uhr ſteht man auf und geht dann an Deck. Da liegt denn in der Ferne die Stadt, mit ihren weißen Landhäuſern und drohenden Forts, während ſich die hügelige Küſte der wunderſchönen Inſel Wight dahinten erhebt. Sanft ſpielen die kleinen Wellen mit einander und mit vollen Zügen athmet man den erquickenden Hauch der friſchen Seeluft ein. Nun ſchweift das Auge nach den benachbarten Schiffen hinüber. Die „Thetis“ liegt in unſerer Nähe, weiter ab der zierliche, kleine Schooner „Frauenlob“ mit ſeinen beiden ſchiefen Maſten. Wir bilden ſchon ein hübſches Geſchwader und daſſelbe wird noch durch ein Transportſchiff vermehrt werden. Dieſes ein ſchönes Clipper-Schiff Namens „Elbe“ iſt von unſerer Regierung in Hamburg angekauft und wird daſelbſt jetzt in Dienſt geſtellt. Aber was iſt

das Alles gegen die ſtolzen engliſchen Fregatten, die uns hier umgeben! Ihnen gegenüber ſtehen wir doch noch da „in unſeres Nichts durchbohrendem Gefühl.“ Gegenwärtig befinden ſich nur drei derſelben auf Spithead: die „Merſey“, „Melpomene“ und „Ariadne,“ aber ſie gehören zu den neueſten und ſchönſten Schiffen der engliſchen Flotte. Die erſtere iſt wohl die größte Fregatte in der Welt.*) Sie iſt nicht weniger als 360 Fuß lang und hat eine Maſchine von 1000 Pferdekraft. An Tonnengehalt und Bewegungskraft übertrifft ſie die bisherigen Linienſchiffe bedeutend und dennoch hat ſie nur 40 Kanonen. Aber es ſind dafür auch 84 pfündige Bombengeſchütze und nicht auf die Zahl, ſondern auf die Größe des Kalibers kommt es heut zu Tage an. Imponirend ſind auch die innern Dimenſionen dieſes Schiffes. Der Maſchinenraum gleicht einer Kirche, die Officiermeſſe einem Tanzſaal und die Batterie könnte bequem zur Reitbahn für 50 Reiter benutzt werden. Dabei hat es nichts von der Plumpheit der alten Linienſchiffe, ſondern gewährt mit ſeinen ſchwungvollen Linien einen höchſt eleganten Anblick. — Außer dieſen Schiffsrieſen fehlt es nicht an kleineren Fahrzeugen, welche die Rhede beleben. Hier ſieht man zwei Boote, die den gleichen Cours ſteuernd, die unvermeidliche Wettfahrt mit einander veranſtalten, dort kommt der Bumbootsmann mit ſeinen Herrlichkeiten und in der Ferne kreuzen ein paar Lootſenkutter.

*) Jetzt freilich auch ſchon längſt wieder durch die Panzercoloſſe in Schatten geſtellt.

Es wird 9 Uhr, die Zeit der Flaggenparade, und wie auf ein Commando gehen die Flaggen auf allen Schiffen auf. Die Seesoldaten-Wache ist dabei ins Gewehr getreten und hat präsentirt, während das Musikcorps die National-Hymne spielt. Nun folgt die Musterung der Leute, begleitet von einem kurzen Concert. Indessen beginnen die Schiffe sich zu unterhalten. Die bunten Signalflaggen wehen bald hier, bald dort, und überbringen Befehle und Meldungen in einem Augenblick. Der Vormittag vergeht bei den regelmäßigen Arbeiten. Um 12 Uhr bekommen die Leute ihr Mittagsessen, worauf die zweistündige Freizeit folgt, während der jeder seine Kalkpfeife hervorholt und sich ein behagliches Plätzchen sucht. An Deck hat inzwischen der Bumbootsmann seinen Kram aufgeschlagen und mannigfache Gruppen haben sich auch um ihn gesammelt. Der Nachmittag vergeht wieder bei den verschiedenen Arbeiten, an denen an Bord merkwürdiger Weise nie Mangel ist. Um 6 Uhr wird Feierabend gemacht und Abendbrot gegeben. Wieder begiebt man sich zum Rauchen in die Batterie — denn nur dort und während der Freizeit ist es gestattet — und hört das größere Concert, welches unsere Capelle nun beginnt, mit an. Später setzen sich die Matrosen zusammen und stimmen im vollen Chor ihre Lieder an. Meist fehlt es auch Abends nicht an Besuchern von den andern Schiffen des Geschwaders. Man erzählt sich die kleinen Tagesereignisse und die Neuigkeiten von Hause und malt sich die bevorstehende Reise aus. Auch mit den englischen Seeofficieren stehen wir sehr

kameradſchaftlich. Faſt jeden Abend ſind einige von ihnen bei uns. Sie trinken ihr brandy and water, loben unſere Muſik, beſichtigen das Schiff und finden alles: Einrichtung, Ordnung, Dienſt ganz wie bei ihnen, ein Zeugniß, das ihre größte Anerkennung ausdrücken ſoll. Unſere Officiere, von denen viele lange Zeit in der engliſchen Marine zur Dienſtleiſtung commandirt waren, haben manche alte Bekannte unter ihnen wiedergefunden und mit andern wird man ſchnell bekannt. Uebrigens haben dieſe engliſchen Seeofficiere einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht. Nichts ſieht man an ihnen von jenem leichtfertigen, renno-miſtiſchen, übermüthigen Weſen, welches anderwärts zu dem Begriffe eines Lieutenants zu gehören ſcheint, ſondern eine gewiſſe ernſte, ſchwerfällige Solidität iſt ihnen eigen, die ſich auch ſchon in ihrer Uniform ausſpricht. Die Mütze hat einen lang hervorſtehenden Schild und der weite Rock mit langer Taille reicht bis weit über die Kniee. Dazu kommt der theologiſche Typus ihrer Geſichter mit dem ehrbaren, blonden Backenbart und dem gänzlichen Mangel des Schnurrbarts. Wirklich findet man auch viel chriſtliche Leute unter ihnen, wie denn Morgen-, Abend- und Tiſchgebete überall an Bord Gebrauch ſind. Eigene Geiſtliche hat nach altem Geſetz ein jedes Schiff von 200 Mann Beſatzung und darüber, und der Sonntag wird mit bekannter Strenge gefeiert. Der ſeemänniſchen Tüchtigkeit der Engländer ſollen dieſe Sitten keinen Eintrag gethan haben und ſie haben dabei nach einander die ſpaniſche, holländiſche und franzöſiſche Flotte beſiegt. Um 8 Uhr bei dem

Zapfenſtreich findet auch bei uns eine Feier ſtatt. Die Seeſoldatenwache tritt dann ins Gewehr und der Tambour macht wirbelnd die Runde auf Deck. Endlich hält er inne und in langgedehnten Tönen ſchallt ein Choral über die dunkle See dahin, worauf das Commando, „Helme ab zum Gebet!“ ſich hören läßt, dem eine minutenlange Stille folgt. Nach dem Zapfenſtreich bleibt jeder noch eine Weile ſitzen, bis es dann um 9 Uhr heißt: „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!“

So gehen die Tage hier an Bord dahin und an Land kommt man nur ſelten und beſuchsweiſe. Auch iſt Portsmouth, wiewohl eine große Stadt, nicht beſonders anziehend. Die Straßen haben etwas Finſteres und wimmeln von Soldaten und Matroſen, die ihnen aber bei dem Mangel eines bunten Verkehrs nur jenen ſteifen Character geben, der den Feſtungen und Garniſonſtädten auch ſonſt eigen iſt.

Das Intereſſanteſte ſind die hiſtoriſchen Reminiscenzen an merkwürdige Ereigniſſe aus der engliſchen Flottengeſchichte. Schon auf der Rhede ſieht man eine Boje, welche die Stelle bezeichnet, wo im Jahre 1789 der Royal George, ein gewaltiges Linienſchiff durch ein ſeltſames Zuſammentreffen unglücklicher Umſtände bei vollkommener Stille und glatter See im Angeſichte der Stadt und einer großen Flotte mit 1000 Menſchen zu Grunde ſank. Noch jetzt machen die Maſten des unglücklichen Schiffes die Stelle für andere Fahrzeuge unpracticabel.

Im Hafen, der durch zwei furchtbare Forts vertheidigt wird, liegen eine Menge der alten, aus den

großen Seekriegen berühmten Linienschiffe. Sie werden, da sie längst nicht mehr seetüchtig sind, zu Kasernen, Lazarethen, Magazinen u. dgl. benutzt. Da ist zuerst die alte Victory, das glorreiche Admiralschiff, von Nelson. Es dient als Wacht- und Flaggenschiff des Hafen-Admirals. Seine Größe imponirt freilich im Vergleich mit den neuen, gewaltigen Fregatten gar nicht mehr und es sieht bei seiner Höhe mit seiner leichten Hafen-Takelage sogar ziemlich ungeschickt aus. Oben an Deck ist eine Messingplatte eingelassen, welche die Stelle bezeichnet, wo Nelson in der Schlacht bei Trafalgar fiel. Ueber der Hauptcajüte stehen mit goldenen Buchstaben die berühmten Worte, die er vor der Schlacht bei Abukir an die Flotte richtete: „England expects that every man does his duty.“ Die Kammer unten im Zwischendeck in welcher er starb, ist durch einen förmlichen Grabstein ausgezeichnet. Auch der Bellerophon, das Schiff, welches Napoleon als Gefangenen nach England brachte, und der Exellent, ein Linienschiff aus derselben Zeit, das jetzt als Artillerieschiff benutzt wird, liegen noch hier. Sehr sehenswerth ist auch die Yacht der Königin: Victoria und Albert, die mit verschwenderischem Luxus ausgestattet ist.

Die sonstigen Merkwürdigkeiten, nämlich die ungeheuren Werften, Dock's, Arsenäle mit ihren großartigen Maschinen habe ich gar nicht aufgesucht, weil der Zutritt zu ihnen erst nach vielen Weitläuftigkeiten gestattet ist.

So bleibt man also nur auf das Wirthshaus angewiesen. Ich bewohnte dasjenige, welches von allen

Seeofficieren beſucht wird. Viel iſt davon auch nicht zu ſagen. Man ißt ſehr gut und ſieht ſich ſtaunenerregenden Portionen von Roſtboeuf, Plumpudding's, Schinken u. dgl. gegenüber, denn was ſo ein hungriger Midſhipman vertilgen kann, iſt unglaublich. Vor den Betten ſteht man in ſtummer Verwunderung. Sie ſind eben ſo breit als lang und wenn man durch die Vorhänge hineingeſtiegen iſt, ſo glaubt man ſich in einem beſondern Zimmer zu befinden. Den Tag über hält man ſich meiſtens im smoking room auf, denn an einem andern Orte als dort wird auch im Wirthshauſe nicht geraucht. Man ſetzt ſich rund um den Kamin, ſtreckt die Füße gegen das Feuer, läßt ſich eine Thonpfeife und Tabak geben und ſpuckt in die Gluth. So ſitzt einer neben dem andern und keiner ſpricht ein Wort, keiner kümmert ſich um den andern. Dabei behält jeder den Hut auf und nie macht jemand die Thür zu.

Ein ſolches Kneipenleben wie bei uns, exiſtirt überhaupt in England nicht. Reſtaurationen und Locale, wo man Abends unter der anregenden Wirkung des bairiſchen Bieres zuſammenſitzt, und mit geſchwätziger Oberflächlichkeit über die großen Intereſſen der Menſchheit: Religion, Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft ſpricht, giebt es nur in dem aufgeklärten Deutſchland. Der Engländer fühlt ſich am wohlſten im Kreiſe ſeiner Familie und darum bringt er ſeine Abende daheim zu. Macht ſich das Bedürfniß weiterer Geſelligkeit bei ihm geltend, ſo vereinigt er ſich höchſtens mit einigen naheſtehenden und gleichgeſinnten Freunden zu einem Club. Ich glaube, aus dieſer Verſchiedenheit

der Sitten läßt sich viel erklären. In den politischen Bestrebungen des englischen Volks sieht man überall das practische Interesse für Haus und Heerd, in den unsern die frivolen Theorien des Bierstuben-Raisonnements.

Morgen gehen wir übrigens nach Southhampton, welches nur wenige Meilen von hier entfernt ist, um das Schiff in einem der dortigen Docks noch einmal zu untersuchen und einige Verbesserungen und Reparaturen daran anzubringen.

Southampton, den 20. Februar 1860.

So liegen wir denn jetzt in Southampton und zwar, was sich vielleicht während der ganzen Reise nicht mehr ereignen wird, dicht an den Quadersteinen des Ufers, dessen Häuser und Zäune eine ganz ungewohnte Umgebung bilden. Unsere Arcona selbst bietet einen ganz andern Anblick dar, als auf See. Die regelmäßigen Linien des Takelwerks, die Mars- und Bramraaen, die drohenden Geschützmündungen sind verschwunden und statt der Einförmigkeit des gewöhnlichen Schiffsdienstes hört man überall den Lärm der Handwerker. Das ganze Schiff ist abgetakelt und ausgeleert, um desto regelrechter aufgetakelt und gestaut werden zu können. Außerdem wird es von Neuem kalfatert, gedeckt, gemalt und nichts gespart, um die verschiedenen kleinen Schäden, die es im letzten Sturme erlitten hat, auf das Gründlichste auszubessern.

Diese Lage gestattet uns eine so nahe und lebendige Verbindung mit dem Lande wie selten. Die Be-

deutung von Southampton als Handelshafen und Station des großen überseeischen Verkehrs nach allen Richtungen hin ist bekannt. Aber das wäre das wenigste, es ist auch eine sehr freundliche Stadt und zwar nicht allein was Häuser und Straßen betrifft, sondern noch mehr in Bezug auf seine Bewohner. Dieselben wetteifern in Beweisen der Zuvorkommenheit gegen die prussian frigate wie gewiß gegen keine andere Nation. Es ist, als ob durch die liebenswürdige Princeß Royal beide Völker selbst verschwägert wären. Gleich in den ersten Tagen wurde das Officiercorps zu dem sogenannten County-Ball eingeladen, welcher der Sammelplatz der großen Aristokratie von ganz Hampshire ist, und durch denselben sogleich in viele Familien der Gentry eingeführt. Einladungen folgen auf Einladungen: Soireen, Bälle, Gesellschaften aller Art, so daß wir so bekannt zu werden anfangen, als ob wir schon jahrelang hier ansäßig wären. Die großartigste Ovation war indeß ohne Zweifel das glänzende Banket, welches der Mayor und die Stadt uns zu Ehren veranstaltete. Eine Beschreibung desselben wurde in der Times gegeben und wird daher wohl auch in deutschen Zeitungen abgedruckt sein. Die einzige Revanche, welche wir bisher geben konnten, bestand in den Concerten unseres Musikcorps. Dasselbe, obgleich nicht stärker als die der Füsilier-Bataillone, erregt unter den Engländern, bei denen gute Musik eine Seltenheit ist, großes Aufsehen und wird von den Anschlagezetteln in Ausdrücken gepriesen, bei denen man sich eines Lächelns nicht erwähren kann.

Dieſe Sympathien für uns ſind übrigens nicht unbedingt gleichbedeutend mit Sympathien für die Deutſchen überhaupt, wie denn eine junge Lady auf einem dieſer Bälle in liebenswürdiger Naivetät ihre Verwunderung darüber geäußert haben ſoll, daß wir Preußen deutſch und nicht preußiſch ſprächen. Viele von den Deutſchen, welche man hier ſieht, ſind herabgekommene Leute, Abentheurer, Taugenichtſe. Zwar ſind auch einige rechtſchaffene und ſolide deutſche Handwerker und Kaufleute hier anſäßig, aber dieſe verlieren doch bald ihre nationale Eigenthümlichkeit und ſchon ihre Frauen und Kinder ſprechen meiſt nicht mehr deutſch. Die Anweſenheit der Arcona hat auch auf dieſe einen günſtigen Einfluß geübt, ſie fühlen ſich als unſere Landsleute, und haben einen Sammelpunkt in dem deutſchen Schiffs-Gottesdienſte, für welchen der Mayor in gewohnter Freundlichkeit den großen Gerichtsſaal eingeräumt hat. Im Allgemeinen gelten die Deutſchen als ziemlich ungläubig, und das iſt in den Augen der ehrbaren Engländer ein Vorwurf. Der Ernſt ihres religiöſen Lebens iſt wirklich wohlthuend. Das Tiſchgebet (grace) iſt noch allgemeine Sitte und wurde ſelbſt bei dem officiellen Bankett nicht verſäumt, der Abendpſalm wird wenigſtens in ſehr vielen Familien geleſen. Bekannt iſt die engliſche Heilighaltung des Sonntags. Kein Laden, kein Wirthshaus iſt offen, keine Muſik außer geiſtliche wird gehört, ſelbſt nicht von den Flügeldilettanten daheim. Jede Beſchäftigung, das Schreiben, ſelbſt eine Partie Schach gilt für unſchicklich. Dabei ſind die Kirchen, wie es wohl natür-

lich ist, voll und zwar, wie ich gestehen mußte, voll wirklich Andächtiger. Wie viel hierzu jene merkwürdige religiöse Bewegung beigetragen hat, die unter dem Namen der Revivals bekannt ist und sich auch hierher verbreitet hat, weiß ich nicht. Da die Sache so verschieden beurtheilt wird, so säumte ich nicht, eins dieser Prayermeetings zu besuchen. Sie werden meist in der Mittagsstunde in Concertsälen, Theatern oder sonstigen Privatlokalen abgehalten und haben auch ganz das Aussehen von Privatversammlungen, obgleich meistens einige Geistliche verschiedener Secten dabei sind. Einer beginnt mit einem Eingangsgebet um Erweckung. Dann folgt eine Pause, und wenn kein anderer Beter auftritt, so wird ein Psalm gesungen. Meist aber fehlt es nicht an solchen, die sich zum Gebet getrieben fühlen. Ich habe mit eigenen Augen wohlbeleibte Kaufleute, ärmliche Arbeiter, kurz Laien aller Art auf den Knieen liegen gesehen und mit einer Inbrunst, einem Fluß der Rede, einer Innigkeit beten gehört, wie es bei uns zu den baaren Wundern gehören würde. Die Wirkung auf alle ist unwiderstehlich und ergreifend. Solche Prayermeetings, bald größere, bald kleinere finden fast täglich statt und werden durch Anschlagezettel angekündigt. Ich begreife nicht, wie gewisse Blätter besonders auch in Deutschland diese harmlosen Versammlungen mit einer an das Lächerliche streifenden Wuth verfolgen konnten. Aber es ist ja der traurige Ruhm unserer deutschen Liberalen, daß sie auch in religiöser Hinsicht eine Freisinnigkeit zur Schau tragen, die dem lebendigen Gotte selbst, wie den irdischen

Regierungen Opposition macht. Männer wie Ernst Moritz Arndt, in dessen edler Seele die Liebe zu politischer Freiheit gepaart war mit einem tiefen, innigen Christenthum, sucht man jetzt vergebens unter ihren Häuptern. Wie ganz anders hier in England, wo diese Vereinigung die Regel ist! Verwundert liest man lange erbauliche Artikel und Bibelsprüche in Zeitungen von der grellsten, demokratischen Färbung und jene höhnischen Religionsspöttereien, womit unsere Freiheitsmänner ihr Publicum ergötzen, wären etwas Unerhörtes. In der That deutsche und englische Demokratie sind trotz äußerlicher Aehnlichkeit ihrem Grundcharacter nach verschieden. Jene hat ihre historische Voraussetzung in der französischen Revolution, die mit dem Könige Gott den Herrn für abgesetzt erklärte' diese in den großen puritanischen Bewegungen, die Gott und sein heiliges Wort gottlosen Königen gegenüber geltend machte; Jene stellt den Satz auf: Was das Belieben der Mehrheit hinstellt, muß geschehen, denn Recht und Gut ist nur, was die herrschende Meinung dafür hält diese beruht auf der Theorie: Gottes Wille muß geschehn, er allein ist das Rechte und Gute, und sein Volk wird darüber wachen, daß er geschieht. Die tiefe Unsittlichkeit unserer demokratischen Doctrin erklärt die Frivolität ihres Treibens, erklärt auch die Fruchtlosigkeit ihrer bisherigen Bestrebungen und so lange sie sich davon nicht reinigt, sind trotz all ihrer Siegesgewißheit bleibende und segensreiche Resultate ihrerseits nicht zu erwarten.

Auch die Umgegend von Southampton hat ihre Merkwürdigkeiten und Landpartien in dieſelbe ſind ſehr genußreich. Das Wetter iſt meiſt ſo mild, wie bei uns im März und April, und die Lorbeerbüſche, die Wieſen und viele Bäume haben ihr Grün nicht verloren, ſondern nur dunkler gefärbt. Ueberall blicken die eleganteſten Landhäuſer, mit dem unübertrefflichen Comfort, der den Engländern eigen iſt, hervor und faſt nirgends trifft man auf die Spuren jenes bittern Elends, welches die Freude an der Natur ſo oft durch die Erinnerung ſtört, daß die ganze Welt doch nur eine concordia discors iſt. — Etwa eine deutſche Meile aufwärts an der Küſte liegt die Ruine eines Kloſters, Netley Abby. Wer könnte eine ſolche Gelegenheit vorübergehen laſſen, ſich von den Geiſtern des Mittelalters ein wenig anwehen zu laſſen, noch dazu auf einer Reiſe nach Japan! Ich fand denn auch die alte Abtei über alle Erwartungen ſchön. Ihre ehrwürdigen Mauern, welche, wie ſich's gebührt, wohl 8′ dick ſind und aus einem weißgrauen Sandſtein beſtehen, erheben ſich an vielen Stellen wohl noch 40′ hoch und ſind von einer Menge echt gothiſcher Spitzbogenfenſter und Portale durchbrochen. Deutlich erkennt man die Kirche, das eigentliche Kloſter, den Hof. Mehrere Gewölbe ſind noch erhalten, ſo wie einige halsbrechende Wendeltreppen, die in die Reſte des zweiten Stockes hinaufführen. Das Ganze iſt voll der üppigſten Vegetation. Ein Wald dicker Buchen iſt in dem Schiff der Kirche und allen offenen Räumen aufgewachſen, Epheu und wilder Wein hat das Gemäuer vielfach mit einer Fülle

bekleidet, welche es ganz verbirgt. Er iſt in die Höhe geſtiegen und blickt über die Mauer hinweg, bis ihm das Gras und ſolidere Gewächſe den Boden ſtreitig machen, er rankt ſich um die Fenſterkreuze mit ihren Schnörkeln und iſt ſogar in eine Zelle des zweiten Stocks hineingeklettert. Hier nimmt nun die leichte Pflanze des Bacchus die ganze Wand ein, die vielleicht ſonſt einem ſchweinsledernen Auguſtinus oder doctor subtilis zur Rücklehne gedient hat. Wie ſchön ſich dieſes Grün auf dem weißlichen Stein macht, wie träumeriſch das ferne Rauſchen des Meeres und der Geſang der Waldvögel tönt, wie wohlthuend die Stille und Weihe des farbigen Waldlichtes herabſcheint wie unvermeidlich endlich die Reminiscenzen an Walter Scotts Kloſter und Abt ſich heraufdrängen, braucht keinem Deutſchen beſchrieben zu werden. Wir kletterten ſtundenlang in dem alten Gemäuer umher, das einen Raum von gewiß zwei Morgen füllt, entdeckten immer neue Merkwürdigkeiten, die wir uns zu zeigen hatten, und gingen endlich ab. Leider fand ich keine einzige Inſchrift und habe über die Geſchichte des Kloſters nichts weiter gehört, als daß es ſeit Heinrich VIII. allmählich vernachläſſigt und dadurch verfallen ſei.

Nicht weit von dieſen romantiſchen Denkmälern der Vorzeit zeigen ſich die Umriſſe eines nicht minder merkwürdigen Denkmals unſerer induſtriellen Jetztzeit, nämlich jenes vielbeſprochenen Seeungethüms des Great Eaſtern, der eine Meile in See liegt. Die ungeheuren Dimenſionen, die großartigen Räume dieſes wunderbaren Schiffes ſind ſo oft beſchrieben, daß ich darüber

nichts mehr ſagen will. Aber ſchön kann man den ganzen Bau nicht nennen. Der ungeheure Rumpf ſieht aus wie eine kleine Inſel und ſeine ſechs Maſten erinnern an Pferderennen und Gartenfeſte. Dabei trägt man ſich hier mit dem Gerüchte, daß der ganze Kaſten, wie ſo viele übergroße Leute, innerlich doch ſehr ſchwach ſei. Jedenfalls iſt es kein monumentum aere perennius wie ſein Nachbar auf dem Lande. Ueberhaupt hat die Geſchichte des Great Eaſtern, wie die der größten Menſchenwerke meiſtens, etwas Tragiſches. Welche Genialität, welche Ausdauer, welcher Aufwand von Mitteln, welche Begeiſterung und wie viel vorhergeſehene Hinderniſſe, Unfälle, Enttäuſchungen! Schon zählt man die Rheder gleichſam nach Generationen. Als wir am 23. Januar an ihm vorüberſegelten, hatte er ſeine Flagge halbſtocks gehißt zum Zeichen der Trauer über den Tod ſeines Capitains, eines bedeutenden Mannes mit Namen Harriſon, der im Hafen kurz vorher mit ſeiner Gig gekentert und ertrunken war. Mit ihm ſtarb der letzte von den urſprünglichen Unternehmern des Werks. Keiner ſollte es auf dem Ocean ſehen.

Auch wir haben ſchon ein Begräbniß hier gehalten. Es war ein armer Seeſoldate, der am Nervenfieber geſtorben iſt. Sein Tod erregte bei Jedermann ein eigenthümliches Gefühl. „Das wäre alſo der Erſte von uns!“ hörte man überall. Die Mannſchaft eröffnete ſogleich eine Subſcription unter ſich, um ihm wenigſtens die letzte Ehre in reichlicher Weiſe zu erzeigen. Der Leichenzug war denn auch ſehr würdig und erregte allgemeines Aufſehen, aber was das Schönſte,

er war mehr als ein bloßes Schaugepränge. Die Feier und Rede am Grabe wurde nach den Gebräuchen der vaterländiſchen Kirche gehalten, und ſelbſt ein Grabſtein wird dem Wanderer noch in ſpäten Jahren die Stelle zeigen, wo der preußiſche Soldat von der Arcona ruht.

Wir müſſen allem Anſchein nach noch längere Zeit in Southampton bleiben. Die „Thetis“ und „Frauenlob“ werden aber nicht weiter auf uns warten, ſondern in Kurzem uns voran gehen nach Braſilien, wo wir uns hoffentlich wieder mit ihnen vereinigen werden.

Portsmouth, den 10. April 1860.

So hat denn unſer Aufenthalt in Southampton wie alles auf Erden, ein Ende genommen, obgleich man ſchon von der Zeit ſcherzte, wo wir wie der Schiffbrüchige von Salas y Gomez als Greiſe an dieſem Strande wandeln würden. In der That war unſer Mißgeſchick ärgerlich genug, nicht als ob an dem Schiffe, wie einige böswillige Blätter in Deutſchland behauptet haben, irgend ernſtliche Fehler entdeckt worden wären, ſondern weil ſich die kleinen Schäden, die eine Abhülfe verlangten, nur allmählich herausſtellten und daher unſere Abreiſe ſtets von einer Woche auf die andere verzögerten. Und doch war dieſe Ungeduld eigentlich Undank für die Freundlichkeit, mit der man uns allgemein behandelt hatte. In Feſtlichkeiten, Ehrenbezeugungen und Einladungen wetteiferte man

gegen uns und in kurzer Zeit trafen wir in den Straßen alte Bekannte. Diese Aufmerksamkeit ist keineswegs etwas Gewöhnliches bei den Engländern, die bekanntlich sonst gegen andere Nationen ziemlich kalt sind. So betrachtete man auch die Besatzung eines spanischen Kriegsschiffes, welches während unserer Anwesenheit gleichfalls den Hafen besuchte, mit völliger Gleichgültigkeit. Um so schmeichelhafter mußten uns die warmen Sympathieen für Preußen sein.

Als daher die Zeit unserer Abreise mehr und mehr heranrückte, machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, uns an unsern Freunden irgendwie zu revanchiren. Das Passendste schien ein Ball, welcher denn auch am 22. v. M. am Bord selbst veranstaltet wurde. Ein übergespanntes Segel verwandelte das Quaterdeck in ein großes Zelt, dessen Seitenwände mit bunten Flaggen bekleidet wurden. In gleichem Schmuck zeigte sich die Batterie. Gewehre, Säbel, Piken, Enterbeile, Bootsgeschütze dienten zu geschmackvollen Decorationen. Die Kronleuchter bestanden aus geschickt verbundenen Bajonetten, und verbreiteten ein glänzendes Licht. Aus der Cajüte und der Messe waren Nebenzimmer geworden, in denen die Büffets aufgeschlagen standen. Welchen seltsamen Contrast bildeten nun diese eleganten Salons gegen ihr Ansehn auf der Doggersbank! Um 8 Uhr begann der Tanz, die Musik wurde natürlich von unserer Kapelle ausgeführt, um 12 Uhr trennte man sich. Nach dem Urtheil der Tanzlustigen war es ein ganz vorzüglicher Ball, der noch lange in der Erinnerung leben wird.

Noch schöner war indeß ohne Zweifel ein anderes Unternehmen, welches von den Offizieren ausging. Während unserer Anwesenheit hierselbst hatten wir öfter Gelegenheit gehabt, das Elend vieler Deutschen, welche auf verschiedene Weise nach diesem Knotenpunkte des überseeischen Verkehrs verschlagen waren, kennen zu lernen und unsere Kapelle hatte zu ihrer Unterstützung ein Concert gegeben. Leider war der Ertrag desselben nur gering. Da entschlossen sich die Offiziere der „Arcona" und „Elbe", welche inzwischen gleichfalls angekommen ist, selbst als Concertgeber für ihre armen Landsleute aufzutreten. Der Plan war nicht zu kühn, da sich unter ihnen nicht blos gute Sänger, sondern auch einige befinden, welche als Dilettanten auf dem Pianoforte und der Violine in der That Außergewöhnliches leisten. Auch hatte eine junge Lady ihre Mitwirkung als Sängerin zugesagt. Ein Dilettantenconcert zumal von Officieren gehört überall, besonders aber in England, zu den Seltenheiten und es ist daher erklärlich, daß der bestimmte Abend den großen Saal mit der Gentry von Stadt und Umgegend gefüllt fand. Enthusiastischer Beifall empfing die Concertanten, sobald sie in Gala-Uniform auf die Tribüne traten und ihre Instrumente ergriffen. Und wirklich fielen die verschiedenen Stücke, welche sie vortrugen, über alles Erwarten gut aus, so daß der stürmische Applaus, der wieder einem jeden folgte, ein rechtmäßig verdienter war. Mit großer Befriedigung ging man auseinander. Der Ertrag war, da man das Entree ziemlich hoch gestellt hatte, nicht

unbedeutend. Er ist einem Comitee aus angesehenen Engländern und ansässigen Deutschen übergeben und soll unter dem Namen Arcona-Stiftung ein bleibender Fond zur Unterstützung armer Deutscher, besonders Auswanderer werden. Freilich wird er, um diesem Zwecke zu genügen, noch vergrößert werden müssen, was durch anderweitige Sammlungen, besonders auf den deutschen Auswandererschiffen, geschehen soll.

Mit diesem Concert war übrigens unser Aufenthalt in Southampton geschlossen und zwar gewiß auf eine harmonische Weise. Am nächsten Morgen verließen wir den Hafen. Viele Leute hatten sich am Ufer versammelt, um die prussian frigate scheiden zu sehen. Man winkte uns mit Mützen, Tücher, Hüten, während die Töne des Rule Brittania unsern Abschiedsgruß hinübertrugen. Aber bald waren sie ihnen verklungen, denn mit reißender Fahrt schoß die Arcona dahin, und nach einer halben Stunde lag die Stadt in blauer Ferne. Doch warfen wir noch einmal in der Nähe des riesigen Great Eastern Anker und blieben dort noch acht Tage liegen, während welcher Zeit unsere Intendanturbeamten mit der Prosa des Abschiednehmens, nämlich mit der Bezahlung unserer artigen Rechnungen, beschäftigt waren. Den Charfreitag feierten wir noch auf dieser stillen Rhede, aber der Ostermorgen sah unsere Flagge schon auf Spithead wehen, wo wir nun wieder unter den imposanten englischen Linienschiffen und Fregatten liegen. Die „Elbe“ ist inzwischen ebenfalls uns voraus in See gegangen und so sind wir als die Letzten allein noch zurück. Doch wird

hoffentlich unſere Trennung nicht allzu lange dauern, das Schiff iſt vollſtändig ſeeklar und in normalem Zuſtande, nur unſer Pulver, das wir in Portsmouth gelaſſen hatten, fehlte uns noch bisher. Daſſelbe iſt nun geſtern auch an Bord genommen worden und ſo ſind wir denn ebenfalls im Begriff, die Anker zu lichten und hinauszufliegen auf den blauen Ocean. Ihm aber, deſſen Kreuz auch vom ſüdlichen Himmel herableuchtet, ſei unſer Ausgang und Eingang befohlen.

Zweites Capitel.

Fahrt durch die Biscayiſche See. Madeira. Teneriffa. Ritt nach Laguna Der Pic. Das Leben des Oceans. Meerleuchten. Der ſüdliche Sternenhimmel. Die Linientaufe. Beſtattungen in See. Ankunft in Rio de Janeiro. Schönheit ſeiner Lage. Die Neger. Die Deutſchen in Rio. Deutſche Kirche Bedrückung der Proteſtanten. Elend deutſcher Coloniſten. Sehenswürdigkeiten von Rio. Gelbes Fieber. Beſteigung des Crocovado.

Vor Santa Cruz, Teneriffa, d. 23. April 1860.

Den 12. April 10 Uhr Morgens lichtete die „Arcona“ ihre Anker von Spithead. Waſſer, Pulver und Munition waren Tags vorher eingenommen, alle Vorbereitungen für eine lange Reiſe getroffen und das ganze Schiff ſo ſauber und nett von Außen und Innen hergeſtellt, daß es nach dem Ausdrucke eines alten Seemannes wie ein Engel auf dem Waſſer lag. Das Raſſeln der Ankerketten verbreitet immer eine

gewisse Aufregung, um so mehr heute, wo es galt, Abschied zu nehmen von dem fröhlichen England und von Europa überhaupt. Auch war es, als wollte der heimathliche Welttheil uns gar nicht loslassen, so fest hielt er den Anker. Doch mußte er wohl zuletzt nachgeben.

Als die ersten Schläge der Schraube das Schiff langsam in Bewegung setzten, senkte das ganze Geschwader der englischen Linienschiffe und Fregatten, in deren Mitte wir bisher gelegen hatten, dreimal ihre Flagge zum Abschiedgruße, den wir eben so erwiderten. Es war ein feierlicher Anblick. Bald verschwanden indeß ihre regelmäßigen Linien im Blau und Nachmittags hatten wir bereits die Insel Wight im Rücken und befanden uns im Kanal. Unsere Fahrt war diesmal eine außerordentlich günstige. Noch am ersten Tage wurden die Feuer in der Maschine gelöscht und mit vollen Segeln und gutem Winde gingen wir dahin. Am Abende des nächsten verloren wir Cap Lizard, das letzte Land von Europa, aus Sicht, und eine langsame schwere Dünung verkündete uns, daß wir in den Ocean eingetreten waren. Wind und Wetter blieb fortwährend günstig, und so durchschnitten wir die gefürchtete Biscayische See ohne die geringste Widerwärtigkeit unter Oberbram- und Leesegeln. Ungefähr auf der Höhe von Finisterre verstärkte sich zwar die Brise bedeutend, die See ging hoch und man lebte unten im Zwischendeck wieder im Kriegszustande mit Tellern, Schüsseln, Stühlen; hatte aber die Arcona bisher Fahrt gehabt, so zeigte sie nun recht vor dem

Winde, was sie vermochte. Fortwährend loggte man 12—13 Knoten, d. h. 3 deutsche Meilen in der Stunde, und mit dieser Fahrt schossen wir durch den Ocean. Eines Abends kletterte ich, soweit es für unser einen rathsam schien, das Bugspriet hinaus und sah von da aus unter mich. Es war ein schaurig schöner Anblick. Die großen dunklen Wogen, wie sie drohend daherrollten, zerstieben vor dem ehernen Kiel schäumend und brausend weithin in einen weißen Gischt, aus welchem dann an hundert Stellen jenes wunderbare Leuchten, wie die Demantfunken auf dem Schnee hervorblitzte. Sonst bot die Aussicht von Deck aus freilich wenig Abwechselung dar. Nur zwei Schiffe begegneten uns während der ganzen Zeit. Das eine ein spanischer Dampfer, welcher denselben Cours steuernd weit voraus gesehen wurde, gab Gelegenheit zu einer interessanten Wettfahrt. Sie endete mit seiner völligen Niederlage, denn nach wenigen Stunden war er, obgleich er mächtig Dampf machte, weit hinter uns und in der Nacht verschwand er gänzlich.

Bis zum 18. April waren wir so bald mit größerer bald mit geringerer Geschwindigkeit fortgesegelt. Am nächsten Tage, gerade eine Woche nach unserer Abreise von Spithead, stiegen mit dem Anbruche des Morgens die blauen Umrisse von Porto Santo aus der See. Zugleich zeigte sich das Wetter, welches bisher nicht viel milder gewesen war als bei uns in dieser Jahreszeit, wie mit einem Schlage verändert. Es schien, als ob die paradiesische Inselgruppe den Frühling ausstrahle, und mit ihm kam jene unbe-

schreibliche Frühlingsstimmung, welche bekanntlich leise wie liebliches Geläut durch das Gemüth zieht und äußerlich in weißen Beinkleidern und Strohhüten in die Erscheinung tritt. Merkwürdiger Weise schlief der bisher so beständige Wind nun völlig ein, als wenn er uns die Perle des Oceans nur aus der Ferne hätte zeigen wollen. Schlaff klappten die Segel an die Masten und träumerisch lag der blendende Sonnenschein auf dem tiefblauen, in sanften Hebungen und Senkungen gleichsam nur leise athmenden Meere. Da sich bis zu Mittag kein Lüftchen regte, so ließ der Capitain Dampf machen und nun erst kamen wir den blauen Bergen näher. Um drei Uhr hatten wir Porto Santo, ein kleines malerisches Felseneiland vor Madeira längsseit, dann kamen die Deserta's, eine ähnliche unbewohnte Inselgruppe, bei der der berühmte sailing rock liegt, ein Fels, der einem segelnden Schiffe ähnlich sieht, und endlich breitete sich Madeira selbst vor uns aus. Von dieser vielgefeierten Insel wird sich ein Schlesier die beste Vorstellung machen, wenn er sich das Riesengebirge aus der Krystallfläche des Oceans hervorragen denkt. Leider lag ein blauer Duft darüber, der es auch für das beste Glas mit einem dichten Schleier bedeckte. Doch ergötzten wir uns an den grotesken Formen seiner zackigen, rothbraunen Felsenufer, an denen sich selbst bei dieser vollkommenen Windstille eine schäumende Brandung brach. Allmählich erkannte man auch zwei liebliche Dörfer in den grünen Thälern, umkränzt von Weinbergen und Bananen, aus deren Mitte die Kirchthürme

ganz heimathlich hervorragten. Je näher wir indeß kamen, deſto dunkler wurde es, und als wir um 8 Uhr vor der Stadt Funchal ankerten, war es völlig Nacht geworden, denn unſere dämmerigen Frühlingsabende giebt es hier nicht mehr. Dennoch gewährten auch jetzt noch die Lichter, die von den Bergen herabſchienen, und die im Hafen kreuzenden Fiſcherboote mit ihren Leuchtfeuern, die ſie zur Anlockung der Fiſche vorn anzünden, einen Anblick, von dem wir uns ſchwer losreißen konnten. Am nächſten Morgen ſtanden wir ſchon vor Sonnenaufgang auf Deck und fanden unſere Erwartungen durch das Panorama, das ſich vor unſern Augen ausbreitete, noch übertroffen. Ohne Zweifel gehört die Rhede von Funchal zu den ſchönſten Anſichten der Welt. Die Stadt mit ihren weißen ſpaniſchen Häuſern zieht ſich unbeſchreiblich maleriſch an der halbmondförmigen Bucht dahin und im Hintergrunde an den Bergen hinauf. Die meiſten Häuſer ſind von Gärten und Pflanzungen umgeben, in denen wir durch das Fernrohr Orangen, Oliven, Bananen, Feigen und Palmen unterſchieden. Weiter oben ſieht man die Weinberge und von einer ziemlichen Höhe herab ſchimmerte ein Nonnenkloſter in den reizendſten Umgebungen. Auf dem 6000 Fuß hohen Berggipfel lagerten hie und da die Wolken und das üppigſte Grün wechſelte überall mit ſchwarzen Baſaltfelſen und einem braunrothen Geſtein, welches dem Bilde einen Farbenreichthum gab, an dem ſich das Auge nicht ſättigen konnte. Nun denke man ſich die Beleuchtung der aufgehenden Sonne und den Duft eines Maitages hinzu,

so wird man unser Entzücken begreifen. Indeß alle diese Herrlichkeiten waren ein verschlossenes Paradies für uns, denn der rauhe Dienst fragt nicht nach dem Angenehmen, sondern nur nach dem Nützlichen. Keine Seele erhielt Erlaubniß, das Schiff zu verlassen, da wir in wenigen Stunden wieder in See gehen sollten, um uns mit dem vorangegangenen Geschwader so bald als möglich zu vereinen. Unser Verkehr mit dem Lande beschränkte sich daher nur auf den Empfang von Besuchen. Bald wimmelte das Fallreep von den Booten, welche Orangen, Feigen, Bananen und andere Erfrischungen brachten, die man billig kaufen konnte. Die Bananen sind die herrlichsten Früchte, die es giebt, und ich halte unbedenklich die Aepfel der Hesperiden, welche Hercules von einer Insel im Ocean holte, für nichts Anderes als Madeirensischen Bananen. Auch zierliche Arbeiten, Federblumen, Flechtereien, eingelegte Kästchen und dergleichen wurde ausgeboten. Während das Deck durch diesen bunten Markt belebt war, gewährten die Jungen in den Booten, die den Zigeunerbuben aufs Haar ähnlich sehen und eine Lebhaftigkeit wie die Wiesel besitzen, eine merkwürdige Unterhaltung. Man warf ihnen nämlich kleine Silbermünzen in das Wasser und wie der Blitz schossen die kleinen, braunen Burschen denselben nach und erhaschten sie jedesmal, oft in beträchtlicher Tiefe, wie man durch das krystallhelle Wasser sehen konnte. Kaum aufgetaucht bettelten sie dann wieder in ihrem Kauderwelsch um Wiederholung dieser Freigebigkeit. Auch das Vergnügen hatten wir, einige deutsche Landsleute, welche sich zur

Stärkung ihrer Gesundheit schon längere Zeit hier aufhielten, an Bord zu sehen. Sie bedauerten unsere eilige Abreise nicht weniger als wir selbst und erzählten von verschiedenen Festlichkeiten, die man schon zu unserm Empfange vorbereitet hatte. Nachdem die üblichen Salute abgefeuert und aus dem portugiesischen Hafenort erwidert worden waren, — wobei wir noch durch ein imposantes Echo aus den Bergen überrascht wurden — lichtete die Arcona die Anker und wir mußten Abschied nehmen von dem schönen Madeira.

Unser Cours ging nun nach Teneriffa. Da der Wind sehr flau geworden war, so sahen wir erst am dritten Tage seine nebelhaften Umrisse. Der berühmte Pic, dessen Gesichtsweite nach der bekannten Formel über 29 deutsche Meilen betragen soll, blieb uns noch am folgenden Tage, als wir schon auf 3—4 Meilen herangekommen waren, völlig unsichtbar, da er in Dunst gehüllt war. Ueberhaupt soll es eine sehr große Seltenheit sein, ihn auf eine der Berechnung auch nur annähernd entsprechende Entfernung zu erkennen. Am 23. April Vormittags gingen wir auf der Rhede von Santa Cruz zu Anker und trafen hier die „Elbe", welche sich nicht wenig wunderte, uns schon so zeitig wiederzusehen. Da wir verschiedene Vorräthe von ihr überzunehmen hatten, so waren wir genöthigt, einen Tag hier zu verweilen. Diese Zeit konnten wir nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Wir begaben uns an Land, nahmen Pferde und ritten nach der etwa zwei Meilen im Innern gelegenen Stadt Laguna. Gern hätte ich den Pic bestiegen, die Zeit erlaubte es aber

nicht. Der Ritt war höchst angenehm. Ueberall eröffneten sich die schönsten Fernsichten auf das Meer. Teneriffa ist eben so bergig als Madeira, ja, wie ich gewiß glaube, noch mehr. Dennoch fehlt ihm die Anmuth und Lieblichkeit, es sieht kahl und einförmig aus. Indessen ist es gut angebaut, besser als ich von den Spaniern erwartet hätte. Eine sehr gute Chaussee, deren Anlegung mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein muß, führt von Santa Cruz der Hafenstadt über mehrere steile Berge nach Laguna, das wohl 2000′ über der Meeresfläche liegt. Rechts und links wechseln Cactusfelder, die für die Cochenille gezogen werden, mit — heimathlicher Gerste und Kartoffeln. Dazwischen sieht man hin und wieder Palmen, Orangen u. dgl. Die Straße war neben Diligencen und Reitern durch Kameele und Esel belebt, welche in den steilen Bergen unentbehrliche Lastthiere sind. Nach 1½stündigen angestrengtem Ritte kamen wir in Laguna an, wo unsere Ankunft nicht geringes Aufsehen erregte. Es ist eine ziemlich ausgedehnte Landstadt, aber öde und todt. Die Häuser sind groß, voll geräumiger Säle und die Höfe von Säulengängen eingeschlossen. Dennoch sieht Alles ärmlich und herabgekommen aus — wie die spanischen Zustände überhaupt. Die Einwohner zeigten sich bei aller Neugierde doch so zurückhaltend und stolz, wie Philipp II. den Spanier wissen will. Mit ihren schwarzen, spitzen Hüten und langen Mänteln lehnten sie in jenen theatralischen Stellungen an ihren Hausthüren, welche man bei uns im scherzhaften Pathos so oft copirt. Von den Portugiesen

unterscheiden sich die Spanier durch dieses Wesen sehr bestimmt. Nachdem wir den einheimischen, dem Madeira ähnlichen Wein gekostet hatten, kehrten wir nach Santa Cruz zurück, das wir mit Anbruch der Dunkelheit erreichten. Die Sennores und Sennoritas kamen erst jetzt zum Vorschein und spazierten auf dem Hauptplatze der Stadt auf und ab. Bekanntschaften anzuknüpfen — dazu war keine Zeit, obgleich man sich mit Französisch und hispanisirtem Latein einigermaßen verständlich machen konnte. Von unserer Nationalität schienen die Herrschaften übrigens keine deutlichen Begriffe zu haben, wenigstens machte ihnen der Unterschied zwischen Prussian's und Russian's einiges Kopfzerbrechen. Damit sind meine Beobachtungen auf Teneriffa zu Ende, den Pic, den ersten Meridian und die Canarienvögel habe ich nicht gesehen und so heißt es denn wieder:

cras ingens iterabimus aequor.

Rio de Janeiro, den 25. Mai 1860.

Den 24. April Nachmittag um 2 Uhr gingen wir von Santa Cruz in See und trennten uns nach kurzer Vereinigung wieder von der „Elbe," welche sich zunächst nach der benachbarten Insel Lanzerote begab, um einige vorlorne Kupferplatten zu ersetzen, dann aber den directen Weg nach Singapore, dem allgemeinen Sammelplatze, nehmen sollte. Ein dreifaches Hurrah war der Abschiedsgruß der beiden Schiffe. Ehe wir Teneriffa ganz aus den Augen verloren, hatte ich noch

die Freude, den berühmten Pic, der sich so lange unsern Blicken entzogen hatte, zu sehen. Seine auffallend regelmäßigen, weit über das Gebirge emporsteigenden Umrisse grenzten sich, da diesmal die Atmosphäre sehr klar war, auf das Schärfste vom Horizonte ab, und eine langgestreckte Schichtwolke, welche ihn fast genau halbirte, so wie der Schnee, der bei einer so hohen Temperatur seinen Gipfel bedeckte, gab uns einen augenscheinlichen Maßstab seiner imposanten Höhe.

Wir passirten bald den Wendekreis und segelten bei dem stets in gleicher Stärke wehenden Passat in den Tropen dahin. Die Natur nahm allmählig ein anderes Aussehen an. Die See färbte sich ins tiefste Ultramarin und war dabei so klar, daß man über das Heck gebeugt den Kiel des Schiffes in einer Tiefe von 20′ auf das Deutlichste sehen konnte. Auch fing ihre Oberfläche nun an, sich von Leben zu regen. Große, schlafende Schildkröten trieben daher und stießen wie Eisschollen vorn an den Bug. Die muntern Tümmler, eine von den Matrosen so genannte Delphinart (Delphinus Phocaena) hüpften Ellen hoch mit ihren großen dunkeln Körpern aus dem Wasser oder schossen mit unglaublicher Schnelligkeit, als ob sie unser spotten wollten, vor unserm Bug voraus. Oft sah man sie in langen Reihen nur den Rücken hervorheben und mit einer komischen Bewegung köpflings wieder untertauchen. Dann schien es wirklich, als ob sie sich damit unterhielten, im Gänsemarsch Kobolds-böcke zu schießen. — Erinnern die Tümmler an die Dorfhunde, welche den Wagen des Reisenden um-

schwärmen, so muß man unwillkührlich an die aufgescheuchten Sperlinge denken, wenn man die Schaaren fliegender Fische rechts und links aufgehen sieht. Sie haben wirklich einen ganz ähnlichen Flug und sind ebenso häufig. Eines Abends wurde sogar einer in der Batterie gefunden, wohin er jedenfalls, gelockt vom Lichte, durch eine Stückpforte gekommen war. Auch Cachelots oder Pottfische erschienen einige Mal bald in größerer, bald in kleinerer Anzahl und bliesen ihre Wasserstrahlen empor, dagegen wurde die berüchtigte Rückenflosse des Hai nur zweimal von einigen Begünstigten bemerkt. Noch ein merkwürdiges Thierchen, das oft vorbeitrieb, ist der Argonaute, eine Molluske, welche ihre Fangarme bei ruhigem Wetter als Segel emporstreckt und dann wie ein kleines Fahrzeug dahin segelt. Dies geschieht immer bei dem Winde d. h. im spitzen Winkel zu der Windrichtung, weshalb unsere Leute sie „Bidewinder“ nennen. Das kleine Geschöpf ist durch seine rothen und blauen Blutgefäße sehr schön gefärbt.

Gewährt dieses Treiben dem Auge bei Tage manche Ueberraschung, so hat die Nacht auch ihre Schönheiten. Dahin gehört vor allen das Meerleuchten. Dasselbe zeigt sich in verschiedener Weise. In den nördlichen Meeren waren es nur einzelne aufblitzende Funken, anders hier. Unter 8° N. B. und 25° W. L. sah ich einige Nächte fußlange blendendhelle Flecken gleich den schönsten Leuchtkugeln unter dem Kiel hervorquellen und zwar in so zahllosen Massen, daß das Kielwasser bis weit gegen den Horizont als ein Feuer-

ſtrom erſchien. Später blieb zwar die Oberfläche des Oceans ganz ſchwarz, aber jede Bewegung ließ eine Seite der kleinen Wellen wie bei ſchillernder Seide in leuchtendem Glanze ſehen, und niederfallende Tropfen ſpritzten wie ein Feuerregen umher. Wie herrlich dieſer Anblick iſt, kann ſich jeder ausmalen.

Nicht geringere Wunder als die See zeigte der Himmel. Die Sonne, welche täglich höher ſtieg, verkürzte unſere Schatten immer mehr, bis wir uns eines ſchönen Tages wie Peter Schlemihl vergebens danach umſahen. Der große Bär, dieſer ſtandhafteſte Bewohner unſeres nordiſchen Himmels, von dem Vater Homer ſagt: *οὔη ἄμμορός ἐστι λοετρῶν ὠκεανοῖο**) verläugnete ſeine alte Natur und ging in Eilmärſchen gleichfalls den Bädern im Ocean zu. Dagegen ſtieg in der entgegengeſetzten Richtung jenes wunderbare Sternbild empor, das auf jeden, der es zum erſten Male ſieht, einen tiefen Eindruck nicht verfehlt, nämlich — das ſüdliche Kreuz. Ganz regelmäßig abgezirkelt iſt es zwar eben ſo wenig, wie irgend etwas in der Natur, dennoch fällt es ſogleich auch dem Unkundigſten in die Augen. Es beſteht aus vier großen Sternen, welche den längeren und kürzeren Balken des chriſtlichen Kreuzes darſtellen und ihrerſeits von einem ſchönen leuchtenden Sternenkranze eingefaßt ſind. Zu welchen Betrachtungen kann dieſes ſtrahlende Zeichen, das Gottes Finger ſelbſt an das tief blaue Firmament

*) Er allein ſteigt nimmer herab in die Oceansbäder.

geschrieben hat, Anlaß geben! Unwillkürlich denkt man an den Himmel in der Brust des Christen und an den alten Liedervers:

In meines Herzens Grunde,
Dein Nam' und Kreuz allein
Funkelt all' Zeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich sein! —

Dicht unter dem Kreuze befinden sich merkwürdiger Weise auch noch zwei große, dunkle, sternenleere Flecken, die berühmten Kohlensäcke, welche Herschel „openings in the heaven", Fenster des Himmels, Ausblicke in das ewige Nichts nennt.

Bis auf 6° N. B. hatten wir uns der besten Fahrt zu erfreuen, nun aber traten wir in die Windstillenregion. Die Hitze, welche bei dem frischen Luftzuge bisher immer noch erträglich gewesen war, stieg jetzt bis auf 24° R. im Schatten, und der Aufenthalt im Zwischendeck, welches 300 Menschen zur Wohnung dient, wurde besonders, als die Maschine zu arbeiten anfing, eine Pein. In der Nähe des Schornsteins betrug die Temperatur 36° R. Da will denn auch das Salzfleisch, Hartbrot und das lauwarme, trübe Wasser nicht mehr munden.

Indessen, was sollten die armen Heizer sagen, die noch dazu vor den 10 großen Feuerungen der Maschine standen und sie in einem so engen abgeschlossenen Raume bedienen mußten! Es war wahrlich kein leichter Dienst; doch brachte er uns auch rasch vorwärts. Schon den 5. Mai kamen wir der Linie

so nahe, daß die unvermeidliche Linientaufe nicht länger ausbleiben durfte. Abends vorher ließ sich vom Heck unten aus der See eine gewaltige Stimme vernehmen, die das Schiff anpreite, sich ihrerseits als Triton der Abgesandte des Neptun zu erkennen gab und endlich auf die Einladung des wachthabenden Officiers auch über die Regeling an Deck stieg. Triton, der mit verschiedenen bunten Lappen und Werg ausgeputzt jedoch ohne Tricots war, erkundigte sich im pommerschen Plattdeutsch nach der Zahl derer, welche die Linie noch nicht passirt hätten und verkündete die Ankunft Neptuns für morgen. Dann begab er sich nach der Back, stieg wieder über Bord und schwamm als brennende Pechtonne davon. Die helle Flamme in der dunklen Nacht, die mit einer dem stapelnden Gange Tritons allerdings sehr ähnlichen Bewegung auf den Wellen tanzte, gewährten einen schönen Anblick. Am nächsten Tage kam Neptun selbst auf einem Wagen, gezogeu von Tritonen und einem Gefolge, bestehend aus seinem Secretair, Barbier und sechs Negern, alle auf das Schönste mit Wergperücken, Kabelgarn und bunten Schurzen bekleidet. Der Secretair verlas nach einer gereimten Anrede an den Capitain die Namen der Neulinge. Uns goß man mit irgend einem Witzreim nur ein paar Eimer über den Kopf, aber nicht so leicht kamen die Matrosen und Seesoldaten davon. Sie mußten sich auf ein Brett setzen, das über eine große, mit Wasser gefüllte Balge gelegt war und wurden nun zuerst von Neptuns unbarmherzigem Barbier mit Theer eingeseift und mit einem Tonnen-

reifen barbiert. Dann verband man ihnen die Augen und gab ihnen ein Sprachrohr in die Hand mit dem Bedeuten, den Namen des Schiffes dreimal gen Himmel zu rufen. Während sie bemüht waren, diesem Befehle nachzukommen, ergoß sich plötzlich ein Eimer Salzwasser durch die emporgehobene Mündung, das Brett wurde fortgezogen, und die Erschrockenen fanden sich, ohne zu wissen, wie ihnen geschah, in der Balge. Daß außerdem einer über den anderen Eimer ausgoß, daß alle Decke schwammen und wohl schwerlich jemand trocken blieb, versteht sich von selbst.

Leider sollte unsere Linienpassage nicht unter Scherz und Lachen vorübergehen. Ein Heizer wurde nach oben gebracht, der plötzlich umgefallen und schwer erkrankt war. Trotz der augenblicklichen ärztlichen Hülfe, die ihm zu Theil wurde, verschied er schon nach einigen Stunden. Am nächsten Tage mußte er begraben werden. Es war ein Sonntag. Nach dem Gottesdienste versammelte sich die ganze Mannschaft an Deck. Die Leiche, in ein Segeltuch genäht und mit Kanonenkugeln beschwert, lag mit der Flagge bedeckt am Fallreep. Ernst und feierlich schallte der Gesang: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ über die See. Als seine langen Töne verklungen und die Gebete beendet waren, übergaben wir seinen Leib den Wellen — ein schrecklicher Fall und tief in unendlicher See lag, fern von Weib und Kind, der noch gestern unter uns wandelte. Recht unter dem Aequator nämlich 0° 4′ N. B. und 25° 6′ W. L. ist sein Grab. Ich muß gestehen, daß mich selten ein Begräbniß so ergriffen hat. Es

sollte nicht das einzige auf dieser Reise sein! Den 8. Mai starb auch unser Ober-Maschinist, Herr Werniger, der schon seit England an einer Brustkrankheit gelitten hatte. Auch er wurde in derselben Weise über Bord gesetzt. Da er die beiden Gefechte unserer Marine mit der dänischen Brigg St. Croix und bei Tres Forcas mitgemacht hatte, so geschah es unter den üblichen Salven. 3° 46′ S. B. und 28° 14′ W. L. ruht seine Leiche.

In düsterer, niedergeschlagener Stimmung ging es weiter. Wir hatten zwar den Windstillengürtel überschritten und die Maschine gestoppt, allein wider alles Erwarten blieb der Südostpassat aus und ein Tag nach dem andern zeigte uns denselben heitern Himmel, dieselbe spiegelglatte See. Trübselige, heiße, schwere Tage! Zwar sprang allmählich eine flaue Briese auf, die uns langsam weiter brachte, doch hatten wir fortwährend unter Windstille zu leiden. Während dieser ganzen Zeit ereignete sich nichts besonders Bemerkenswerthes, außer etwa daß wir am 16. Mai gegen Abend eine Wasserhose, die aber leider nicht ganz zu Stande kam, wahrnahmen, — Am 24., gerade vier Wochen nach unserer Abreise von Teneriffa, bekamen wir das Festland von Südamerika in Sicht und erreichten mit Sonnenuntergang die malerische Einfahrt von Rio de Janeiro. In der Dunkelheit gingen wir hinein. Nur die langen geraden Reihen der Gaslaternen bezeichneten uns seine Lage. Eine Menge Kriegsschiffe erkannten wir noch. Vor uns lag eine Fregatte, an der wir dicht vorbei gingen. Feierliche

Stille wurde von beiden Seiten beobachtet. Endlich verbreitete sich die flüsternde Kunde: es ist die Thetis. An ihren weißen Booten und andern Kleinigkeiten war sie erkannt. Drüben dachte man nicht an die Arcona, die man wohl noch in den Docks von Southampton wähnte. Doch konnten wir nicht verborgen bleiben, das deutsche Commando: „Laßt fallen Anker!“ welches laut durch die stille Nacht dahin schallte, war das Schibboleth, das uns verrieth. Denn wo sollte es hier noch eine andere deutsche Fregatte geben als die Arcona? Bald war denn auch ein Thetisboot längsseit, von dem wir erfuhren, daß die beiden andern Schiffe seit 8 Tagen hier seien und Alles wohl stände.

Rio de Janeiro, den 4. Juni 1860.

Wir liegen in der Mitte eines prachtvollen Panoramas. Rings um uns her breitet sich der größte und schönste Hafen der Welt aus, wimmelnd von Schiffen aller Nationen. In der Ferne dicht an Land liegen die bescheidenen Kauffahrer und hier bei uns die Kriegsschiffe der verschiedensten Flaggen. Am Ufer zieht sich dann die große Hauptstadt des brasilianischen Kaiserreiches mit ihren zahlreichen Thürmen und Palästen in langer Linie dahin. Dicht dahinter erhebt sich das bewaldete Gebirge, welches bis hoch hinauf mit Landhäusern besäet ist, die aus dem saftigen Grün malerisch hervorblicken. Unter seinen zackigen Spitzen zeignet sich der berühmte Zuckerhut, welcher als regelmäßiger Kegel unmittelbar aus der See emporsteigt

und wie ein gewaltiger Riese die Einfahrt zu bewachen scheint, so wie der Crocovado, der als der höchste Gipfel die andern überragt, auf besondere Weise aus.

Rio ist eine ganz europäische Stadt, sehr regelmäßig gebaut, voll glänzender Läden und stattlicher Bauten. Das Auffallendste bleiben die zahllosen Neger und Farbigen aller Schattirungen, denen man auf Tritt und Schritt begegnet. Die meisten sind Sklaven und laufen mit irgend einer Last lärmend in ihrem kurzen Trabe vorüber. Doch begegnet man auch vielen freien und wohlhabenden Negern, welche natürlich auf das Angelegentlichste bestrebt sind, in Anzug und Manieren als Gentlemen zu erscheinen. Manche von ihnen sind angesehene Leute. Es giebt schwarze Officiere und Beamten. Diese nehmen sich schon in europäischer Toilette etwas seltsam aus, aber die schwarzen Damen in großen Crinolinen, ausgeschnittenen Kleidern und dem schwarzen Wollkopf, der wie eine Buxbaumhecke nur durch die Scheere in solche Formen gebracht werden kann, die einer modernen Haartracht ähnlich sehen, nöthigen wohl auch den Ernsthaftesten anfangs zu einem Lächeln. Uebrigens stehen die freien Schwarzen in Brasilien lange nicht in solcher Verachtung als in Westindien oder den Vereinigten Staaten. — Auch die Bewohner des himmlischen Reiches in ihren spitzen Hüten und weiten Hosen sind in Rio nicht mehr selten, sie suchen sich als Arbeiter ein kleines Vermögen zu erwerben und gehen, wenn sie irgend können, nach China zurück. Unter den Weißen sind besonders Engländer, Franzosen und vor allen die Deutschen stark

vertreten. Ihre Zahl beträgt in Rio 4—5000 und besteht meist aus Kaufleuten und jungen Männern der industriellen Fächer. Sie nehmen in der Gesellschaft eine sehr geachtete Stellung ein, da es den meisten bald gelingt, sich einiges Vermögen zu erwerben. Viele der größten Firmen von Rio sind Deutsche. Auch halten sie hier unter den Portugiesen ihre Nationalität hoch und suchen sie durch verschiedene Einrichtungen zu bewahren. Die jüngern bilden einen geselligen Verein „Germania", der nicht nur ein eigenes Versammlungs-Haus und Restauration, sondern auch eine große Bibliothek besitzt, in welcher die bedeutendsten deutschen Zeitschriften gehalten werden. Wichtiger ist noch, daß sie schon seit langer Zeit eine deutsche evangelische Gemeinde mit eigener Kirche, Schule, Pastor und Schullehrer ausmachen. Am ersten Pfingsttage predigte ich in der ersteren und brachte der Gemeinde den Gruß der heimathlichen Mutterkirche. Die Kirche innerlich sehr würdig ausgestattet war ganz gefüllt und der Gottesdienst, mit welchem die Confirmation der Kinder und die Feier des heiligen Abendmahls verbunden war, hatte etwas sehr Rührendes. Er drückte aus, was Novalis so schön sagt:

Wo ich ihn nur habe
Ist mein Vaterland
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find ich nun in seinen Jüngern wieder.

Der Rechtszuſtand unſerer evangeliſchen Kirche in Braſilien iſt übrigens ein ſehr trauriger. Staatlich iſt ſie gar nicht anerkannt und die von ihren Geiſtlichen geſchloſſenen Ehen haben keine rechtliche Gültigkeit. Wenn dies nun auch in ſofern keine Folgen hat, als dieſelben doch von ihren Angehörigen und wohl auch von der öffentlichen Meinung anerkannt werden, ſo iſt einem gewiſſenloſen Gatten geſetzlich doch immer die Möglichkeit gelaſſen, ſeine bisherige Ehe ohne Weiteres zu löſen, oder einem gewiſſenloſen Verwandten, Kindern aus einer ſolchen, ihr väterliches Erbe ſtreitig zu machen. Es iſt bekannt, daß es der preußiſchen Regierung, trotz aller Bemühungen bisher noch nicht gelungen iſt, in dieſen empörenden Verhältniſſen etwas zu ändern. Nicht weniger betrübend ſieht es mit den innerlich kirchlichen Zuſtänden der evangeliſchen Deutſchen aus. In dem ungeheuren Lande zerſtreut, ohne Verbindung mit einander und mit dem Mutterlande, vielfach auch außerordentlich „aufgeklärt und tolerant“ leben ſie wohl meiſt ohne Kirche und Geiſtliche. An einigen Orten bilden ſie zwar Gemeinden und haben eigene Paſtoren, aber dieſelben ſind einerſeits — und das iſt oft noch der günſtigere Fall — nur einfache Bauern und Handwerker, die ſie aus ihrer Mitte zu dieſem Amt erwählt haben, oder es ſind abentheuernde Candidaten und Lehrer, von beliebigen Auswanderungsagenten engagirt, welche in der Heimath keinerlei Ausſichten hatten, und die nun in ihren transatlantiſchen Heerden mehr als Wölfe denn als Hirten hauſen. Nur zwei Gemeinden diejenige zu Rio und die zu

St. Isabel in der Provinz Victoria sind zufriedenstellend organisirt und erhalten von dem preußischen Oberkirchenrath, dem sie sich in ihren kirchlichen Angelegenheiten untergeordnet haben, tüchtige Seelsorger. Daß unter solchen Umständen meist schon die zweite Generation der römischen Kirche zufällt und mit ihrem Bekenntniß auch ihre Nationalität aufgiebt versteht sich von selbst. Auch die materielle Lage der deutschen Einwanderer ist vielfach sehr schlecht. So wohlhabend nämlich auch die Kaufleute in Städten wie Rio, Pernambuco, Bahia ist, so groß ist oft die Noth der eigentlichen Colonisten. Durch Agenten bethört pflegen diese sich verleiten zu lassen, gegen freie Ueberfahrt und ein Stück Land, einem der großen Grundbesitzer (Faciendero's) sich solange zu einem Dienstverhältniß zu verpflichten, bis sie den erhaltenen Vorschuß sich erarbeitet und zurückgezahlt haben würden. Meist sind sie aber dazu nicht im Stande, weil die ihnen angewiesenen Ländereien zu schlecht und ihre contractmäßigen Leistungen zu hoch sind. Und so gerathen sie denn in eine Schuldknechtschaft, welche nicht viel besser ist als eigentliche Leibeigenschaft. Nicht selten sind betrogene deutsche Einwanderer auch in den Wildnissen, in welche sie hinein versetzt wurden, aus Mangel an allen Hülfsmitteln zu Grunde gegangen. Dies geschah erst vor einem Jahre mit mehreren Hundert, welche eine Colonie am Mucuryfluße anlegen sollten, und dort in den Urwäldern, wo man sie sich völlig selbst überließ, größtentheils buchstäblich verhungert und in Elend umgekommen sind. Nur auf den Colonieen

des Prinzen Joinville in der Provinz Rio grande do Sul sollen sich deutsche Ansiedlungen in guten Wohlstande befinden. Auch ein verhältnißmäßig blühendes Kirchenwesen ist daselbst, unterstützt von der deutsch-lutherischen Kirche Nord-Amerikas, entstanden. Doch zurück zu unserer Capitale.

Von den Sehenswürdigkeiten Rio's ist hervorzuheben die Wasserleitung, ein eben so schöner als großartiger Bau. Ueber mehr als tausend aus Granit gehauenen Pfeilern hinweg, die sich vielfach in zwei Stockwerken über einander erheben, wird das Wasser von dem Crocovado nach der Stadt herabgeleitet, welche selbst gar keine Brunnen hat. Die Kirchen und das kaiserliche Schloß haben nichts Außerordentliches, das Museum ist nur durch seine indianischen Antiquitäten merkwürdig. Der botanische Garten, welcher in der aus den reizendsten Landhäusern bestehenden Vorstadt Botafogo gelegen ist, fällt durch seine Palmen-Allee auf. Diese dürfte einzig in der Welt sein. Wie ein weiter Säulengang erheben sich die weißen, kreisrunden Stämme ohne jeden Auswuchs senkrecht empor, wo in einer Höhe von vielleicht 70' der grüne Wipfel wie ein corinthisches Capitael seine herrlichen Blätter kreisförmig herabsenkt. Auch auf die Krankenhäuser haben die Brasilianer viel Sorgfalt verwendet, das Irrenhaus, das Hospital für Elephantiasis und gelbes Fieber sind die merkwürdigsten.

Dieses letztere, welches seit dem Jahre 1850 sich regelmäßig jeden Sommer einstellt und rücksichtslos unter Schwarzen und Weißen, Fremden und Ein-

heimischen seine Opfer fordert, ist das Gespenst, welches überall aus den lachenden Umgebungen hervorsieht. Schrecklich sind die Erzählungen von seinen Verheerungen, und so mancher arme Seemann, der wohl noch nicht an den Tod gedacht hat, wird sein Raub. Ganze Schiffsbesatzungen sollen mehrmals ausgestorben sein. Viel mag die Unreinlichkeit dazu beitragen, von der sich die Portugiesen nicht losmachen können. Kleinere todte Thiere wirft man ohne Weiteres auf die Straße, ja ein todtes Pferd trieb am „Frauenlob" vorbei. Dies soll sogar manchmal mit Leichen geschehen. Die wohlhabenden Leute wohnen daher meistens auf Landhäusern in den Bergen, von wo sie morgens nach der Stadt reiten.

Die bergige Umgegend ist denn auch der größte Reiz, den Rio besitzt. Dort entfaltet sich überall die tropische Natur in ihrer ganzen Fülle und Ueppigkeit. Die schlanken Palmen, die breitblätterigen Bananen, die buschigen Mangobäume, die unzähligen anderen Bäume und Gewächse, welche man bei uns nur hier und da in Orangerien sieht, bedecken das Land und entzücken das Auge mit ihren saftigen Früchten, und den tausend Blumen und Blüthen, auf denen die glänzenden Kolibri's wie bei uns die Bienen herumschwärmen. Auch die Farbenpracht der brasilianischen Schmetterlinge und Käfer ist ja bekannt.

Ein sehr schöner Ausflug, den eine kleine Gesellschaft von uns machte, ist die Besteigung des Crocovado. Derselbe ist, wie das ganze Gebirge, noch mit demselben undurchdringlichen Urwalde bewachsen, der

es vielleicht vor 300 Jahren bedeckte. Da sah man jene gewaltigen Baumriesen, jene Schmarotzerpflanzen, die sich von ihren Zweigen wieder in die Erde herabsenken, und das ganze Waldesdickicht mit eigenen Augen, welches die Phantasie sich in so lebhaften Farben auszumalen pflegte. Nur die giftigen Schlangen, Jaguare und dergl. fehlten, was auch ganz gut war. Der Weg, den wir hinaufgingen, war jedoch höchst civilisirt, da er neben der Wasserleitung hinführt und viel benutzt wird. Er ist reich an wunderschönen Aussichten auf Wald- und Felsenpartien, unter denen besonders eine Schlucht, in welcher das große, aus Granitquadern errichtete Bassin der Wasserleitung einen sprudelnden Gebirgsbach aufnimmt, auszuzeichnen ist. Den letzten Gipfel zu erklimmen, der sich so steil erhebt, daß man ihn für gar nicht ersteigbar halten sollte, war eine außerordentliche Anstrengung. Doch wurden wir durch die Aussicht reichlich belohnt. Selten wird man alles so zusammen finden, wie hier: dort den großen atlantischen Ocean in seinen tiefen, prächtigen Blau, hier die Häupter eines reizenden, mit der üppigsten Vegetation der Tropen bedeckten Gebirges und eine große Stadt zu seinen Füßen an einer Bucht, so groß wie der Bodensee. Weitgereiste Leute versicherten mir, daß die berühmtesten Punkte in Italien und der Schweiz sich mit diesem nicht vergleichen lassen. Mag das auch etwas zu viel gesagt sein, so bleibt die Aussicht vom Crocovado gewiß eine der schönsten auf der Erde. Daß die Felsen des Gipfels denn auch mit Inschriften aller Sprachen bedeckt waren, versteht sich von selbst.

Auch an ihnen konnte man die verſchiedenen Nationalcharaktere ſtudiren. Ein Engländer hatte bemerkt, daß er hier gefrühſtückt habe, ein Franzoſe an ſeine belle France gedacht, aber ein deutſcher Vers lautete:

Hier fühlt der Menſch ſein Nichts, der König ſinkt zur Erde,
Erkennt der Allmacht Arm mit betender Geberde! —

Auf die Parthie nach dem Crocovado beſchränkten ſich meine Ausflüge in Braſilien. Die Kürze der Zeit hinderte an weiteren. Morgen werden wieder die Anker gelichtet und auf Monate hinaus gehts von Neuem auf den einſamen Ocean.

Drittes Capitel.

Abreiſe von Rio. Im ſüdatlantiſchen Ocean. „Mann über Bord". Sturm am Cap. Im Indiſchen Ocean. Sundaſtraße. Singapore. Tiger. Bevölkerung. Idylle auf der Malayen-Inſel. Götzentempel. Der Rajah von Johore. Miſſionare. Wiedervereinigung des Geſchwaders und Einſchiffung der Geſandtſchaft. Ein Mann von Haien geraubt. Haifang. Ein chineſiſcher Orcan (Teifun). Einfahrt in die Jeddobai.

Singapore, den 3. Auguſt 1860.

Man ſagt wohl oft, das Leben ſei ein Traum, wenn man einige Jahre zurückſieht und recht lebhaft empfindet, wie von ſo vielen Lagen, von ſo vielen Eindrücken, die man erfahren hat, nichts zurückgeblieben iſt, als flüchtige Bilder der Erinnerung. Nirgends aber

macht sich dies Gefühl stärker geltend, als auf einer Seereise, wie die unsrige. In grauer Vergangenheit scheinen die Tage von Danzig, Spithead, Portsmouth zu liegen, und wo ist selbst schon wieder Rio mit seinem glänzenden Hafen und seinen malerischen Bergen, mit seinen Negern und Papageien, mit seinen windigen Brasilianern und den deutschen Bekanntschaften!

Den 5. Juni Morgens um 8 Uhr verließ das preußische Geschwader den Hafen von Rio. Wieder rasselten die Ankerketten, wieder ertönten von den englischen Fregatten, welche hier ebenso zu Hause sind, wie in Portsmouth, die Klänge der Preußenhymne und nach einigem Aerger mit der schläfrigen Landbrise lag Amerika hinter uns und wir befanden uns wieder auf dem großen atlantischen Wasserbecken. Diesmal indessen schweifte der Blick nicht an einem leeren Horizonte umher, sondern hatte angenehme Ruhepunkte an den beiden andern Schiffen. Die Signale, das Einhalten der Marschordnung, die Beobachtung der Segelführung, die Auffindung der Eigenthümlichkeiten eines jeden hatten vielfaches Interesse. Anfänglich bildete der Schooner den Vortrab, aber mehr und mehr zeigte sich, daß ihm die beiden großen Fregatten doch zu lange Schritte machten und am vierten Tage entschloß sich der Chef, ihn zurückzulassen, um die Reise nicht allzusehr zu verzögern. Gegen Abend ließen wir ihn herankommen, um ihm diese Ordre mitzutheilen. Es hatte fast etwas Rührendes, als das kleine, niedliche Fahrzeug sein schwaches Hurrah gab und dann immer

weiter zurück blieb, bis die Nacht es unſern Blicken entzog. Am nächſten Morgen war er aus Sicht.

Unſer Cours ging ſüdlich. Bald hatten wir die Tropen überſchritten und nun wurde es täglich rauher. Die Winterkleider mußten wieder hervorgeholt werden und auf der Breite von 40°, auf welcher wir öſtlich ſteuerten und die wir von da ab ungefähr innehielten, hatten wir das richtige Novemberwetter: Regen, Nebel und empfindliche Kälte. „Schlechte Gegend das," meinte ein ehrlicher Pommer. „Wenn es hier ſchon im Juni ſo kalt iſt, wie muß es dann im Januar ſein?"

Der berühmte Nautiker Maury nennt dieſe Breite die Region der ſchönen Weſtwinde. Wir fanden dieſe Benennung vollkommen gerechtfertigt, ja ſie thaten uns des Guten beinah zu viel. Am 11. Juni erhob ſich ein Sturm, der mehr oder weniger heftig wehend eigentlich vier volle Wochen anhielt. Die See, welche hier nirgends von Land unterbrochen wird, erhob ſich allmählich zu einer erſtaunlichen Höhe und warf das Schiff dermaßen umher, daß jede ſitzende Beſchäftigung unmöglich wurde. Während dieſer ganzen Zeit wurden die Stückpforten nicht geöffnet und doch ſtand fortwährend ſo viel See dagegen, daß das Waſſer zollhoch trotz aller Speigaten über die Batterie rieſelte. Daß das Zwiſchendeck in Folge deſſen auch nicht ganz trocken bleiben konnte, daß wir oft in naſſem Bette ſchlafen und mancherlei andere Beſchwerlichkeiten ertragen mußten, verſteht ſich von ſelbſt. Davon abgeſehen, war uns das Wetter ſo günſtig wie möglich. Wir kamen mit Sturmeseile vorwärts, denn 12—13

Knoten, d. h. 3 deutsche Meilen in der Stunde, kann man wohl so nennen. Und wie schön waren nicht die frischen Morgen an Deck: der Anblick der weißen, brausenden Wellenhäupter, auf welche die kalte Wintersonne ihre gelben Töne warf, und der beiden schönen Schiffe, wie sie in langsamen Hebungen und Senkungen schwer hindurchschreitend ihren spurlosen Weg verfolgten! Hinten am Heck trieben dann die Möven ihr Spiel: die zierlichen Captauben und Hühner, der braune Caprabe und viele andere, nur dem Naturforscher bekannte Gattungen. Sie schwärmten durcheinander, stießen herab und schwammen wie Enten ruhig in dem zürnenden Element. Manchmal erhob sich auch ein Albatroß, dieser Condor des Meeres, wie ein König über die andere Gesellschaft und schwebte, ohne einen seiner gewaltigen Flügel zu rühren, mit Gedankenschnelle dahin.

Eines Morgens kurz nach der Musterung stand ich auch so am Heck, als plötzlich der Ruf: „Mann über Bord!“ von allen Seiten ertönte. Ein Matrose mit dem Aufbringen der Bramstenge beschäftigt, war von der Vormarsraa gestürzt. Ein jäher Schreck fuhr durch das ganze Schiff. Dicht neben mir lagen ein paar Rettungsbojen. Ich ergriff sogleich eine und lief an die Regeling, um sie dem Unglücklichen, der hier hinten vorübertreiben mußte, zuzuwerfen. Ich brauchte nicht lange zu warten. Erst eine Mütze und dann der dunkle Körper, das Gesicht nach unten, die Arme wie im Fallen nach vorn gestreckt, platt und regungslos auf dem Wasser liegend, kam mit einer großen

Woge daher. Dicht neben ihm, dem mittelmäßigsten Schwimmer leicht erreichtbar, lagen schon zwei Bojen. Ein Blick jedoch lehrte, daß der Mann in diesem Augenblicke schon todt oder besinnungslos war, wahrscheinlich weil er im Fallen, wie ich später hörte, auf die Fockraa geschlagen war. In einem Moment war er übrigens vorüber getrieben und zwar recht nach der Thetis hin, die in einer Entfernung von fünf Kabellängen in unserem Kielwasser folgte. Inzwischen wurde beigedreht, die Raaen kreuzweis gebraßt, die schwarze Flagge gehißt und ein Boot ausgesetzt. Diese Manoeuvres dauerten zehn Minuten. Besonders mißlich war das Herabführen des mit Freiwilligen gefüllten Bootes. Die Gefahr, daß die See es sogleich gegen das Schiff schlagen oder an die Geschützmündungen hinaufstoßen und zerschmettern würde, war groß. Doch setzte es glücklich ab und riemte muthig vorwärts. Mit Herzklopfen sah ich ihm nach, wie es kleiner als eine Nußschale auf den ungeheuren Wogen schwebte und auf lange Minuten gänzlich verschwand — es sah sich gefährlich an. Die Thetis, welche auch beigedreht hatte, machte nun Signal: „Beide Bojen leer!" Dies gab uns die traurige Gewißheit, daß der Verunglückte nicht wieder zur Besinnung gekommen und auf der kurzen Strecke bis dahin gesunken sei. Dennoch riemte der Kutter fort, bis man ihn mit bloßen Augen nicht mehr sehen konnte. Endlich fanden sie die beiden Bojen und dazwischen eine große dunkle Masse, die sie schon voll Freude für ihren Kameraden hielten — da erhob sie sich als ein großer Albatroß

in die Lüfte. Das Boot kehrte mit den Bojen glücklich zurück, die Schiffe wurden an den Wind gebracht und der Dritte von uns war seinem feuchten Grabe überlassen.

Die schlimmsten Tage in dem stürmischen Wetter, womit wir, wie schon gesagt, den ganzen südatlantischen Ocean durchmaßen, waren der 11., 14., 17., 18. und vor allem der 24ste. Wir waren an diesem Tage recht auf der Länge des Cap und lernten es in der That als capo tormentoso kennen. Die Nacht insbesondere war schlimm. Schon um 5 Uhr wurde es finster und dann immer finsterer. Kalte Regengüsse pfiffen hernieder und mischten sich mit den Sprützseen, die über Deck zischten. In langen Oelröcken und herabhängenden Südwestern drückte sich die Wache an die Regeling und forschend sah der Capitain nach den Segeln. Selten hörte man einen menschlichen Laut in dem furchtbaren Gebrüll des Sturmes. Nur das Aechzen der Balken, das Schlagen der Segel und das Kreischen der in den Blöcken fahrenden Taue, welches dem letzten Angstgeschrei eines Menschen oft täuschend ähnlich ist, mischte sich hinein. Es war eine Nacht, recht als wenn der fliegende Holländer selbst, der ja nach der Sage hier seine Station hat, im Anzuge wäre. Unwillkührlich suchte man in der Dunkelheit die Umrisse des gespenstischen Schiffes. Um ½12 Uhr schlug eine Sturzsee über das Vorderdeck und rauschte unheimlich ins Zwischendeck. Der Posten an der Leeregeling gerieth einen Augenblick fast unter Wasser. Er meldete sich daher beim wachhabenden Fähnrich und

bat ganz naiv um Erlaubniß, an der andern Regeling stehen zu dürfen, weil er nicht schwimmen könne. Von 1—2 Uhr erreichte die Wuth des Sturms ihre höchste Höhe. Die ganze Atmosphäre bestand aus einem feinen Wasserdunst, in welchen die See wie ein Wasserfall zerstiebte. Das Sturmstagsegel vom festesten Segeltuch zerriß in Fetzen und der neue Steuerbordkutter, obgleich in England so hoch wie möglich gehangen, wurde dermaßen ins Wasser geschlagen, daß er ganz platt herauskam. Die „Thetis" verschwand uns in dieser Nacht trotz Raketen und Fackelfeuer ganz aus Sicht, jedoch bekamen wir sie am nächsten Morgen, als das Wetter nachgelassen hatte, wieder. Sie sah auch ein wenig zerhudelt aus. Einer ihrer Kutter war ganz verschwunden und die Kreuzmarsraa gebrochen.

Wir hatten nun den indischen Ocean betreten und fanden hier verhältnißmäßig ruhiges Wetter. Es blieb zwar auch Winter: trübe, regnicht, empfindlich kalt, aber der Wind war eine schöne beständige N.-W. Brise. So ging ein Tag nach dem andern dahin. Alle Gedanken beschränkten sich allmählich auf die kleine schwimmende Welt, die allein für uns existirte, und ihre kleinen Tagesereignisse. Schön schildert Herder diese Seite des Seelebens. (Reise nach Nantes.) „Was giebt", ruft er aus, „ein Schiff, das zwischen Himmel und Erde schwebt, nicht für eine Sphäre zu denken. Alles giebt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis: Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luft-

kreis. Auf der Erde ist man an einen todten Punkt angeheftet und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Oft ist jener der Studirstuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen gemietheten Tische, eine Kanzel, ein Katheder, oft ist diese nur eine kleine Stadt, ein Abgott von Publikum drinnen, auf den man horchet und ein Einerlei von Beschäftigungen.

Nun trete man mit einem Male heraus . . . Welch eine andere Aussicht. Wo ist das feste Land, auf dem ich so fest stand, und die kleine Kanzel und der Lehrstuhl und das Katheder, worauf ich mich brüstete. Wo sind die, vor denen ich mich fürchtete und die ich liebte? O Seele, wie wird dir sein, wenn du aus dieser Welt heraustrittst? Der eingeschlossene Mittelpunkt ist verschwunden, du flatterst in den Lüften oder schwimmest auf einem Meere, die Welt verschwindet dir, ist unter dir verschwunden."

Von besonderen Ereignissen in dieser Zeit ist nicht viel zu melden. Ein Paar Wallfische, die uns einige Zeit nachfolgten, ein Südlicht, das wir am 5. Juli sahen, ein Besuch auf der Thetis bei Windstille und ein Manöver bei dem die Schiffe mehr als hundert Schuß gegen einander abfeuerten, möchte das Einzige sein. Am 16. unter 103° O.-L. traten wir wieder in die Tropen und hatten nun nach dem zweiten Winter in diesem Jahre den zweiten Frühling. Leider dauerte er kaum zwei Tage. Dann folgte nicht ein Sommer, sondern jene entsetzliche Sonnengluth, bei welcher man eigentlich in ein vegetirendes Dasein

zurückſinkt. Es iſt wahr, in den Hundstagen ſteht das Thermometer wohl auch bei uns ſo hoch, aber dann nur einige Mittagsſtunden, hier dagegen Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, ohne Kühlung ohne Linderung.

Am 22. bekamen wir endlich Land in Sicht. Es waren die blauen Berge von Java, dieſes ſchönſten Landes auf Erden, wie diejenigen behaupten, welche es durchreiſt haben. Wir machten Dampf und liefen in die Sundaſtraße ein. Die Thetis blieb natürlich zurück und mußte ſehen, wie ſie durch die Stillen des Malayiſchen Archipels kommen würde. Da lagen nun dieſe wunderbaren Inſeln, die man zu Hauſe doch im Grunde mehr als Tummelplätze der Phantaſie und als bunte Flecken auf der Karte, wie als wirkliche unabſehbare Länderſtrecken zu denken gewohnt iſt. Und was man ſehen konnte — nichts als dicker undurchdringlicher Urwald! Wie mochte es da wimmeln von Tigern, Krokodilen, Schlangen und der ganzen Menagerie-Geſellſchaft! Ich muß geſtehen, es war ein unheimlicher Eindruck, den dieſe Küſte mit ihren Wundern und Schrecken auf mich machte, ein Gefühl, das ſich noch ſteigerte, als es dunkel wurde und die heiße, feuchte Nacht, von keinem Lüftchen bewegt, auf den Buchten lag. Wie wohl fühlt man ſich da auf den alten Planken!

Als wir in der Nacht den Leuchtthurm von Anjer erreicht hatten, warfen wir Anker. Der Morgen zeigte uns ein Dorf in einem reizenden Thale, mit einem alten Fort und ein paar europäiſchen Häuſern.

Wie die Raben eilten von allen Seiten die kupfrigen, halbnackten Malayen in ihren Canoes herbei und brachten Früchte, Hühner, Affen, Papageien u. dergl. Uebrigens sprachen sie englisch und benahmen sich ganz civilisirt. Der Gouverneur des Platzes ist ein alter holländischer Capitain, der mit ein paar Mann Soldaten in dieser paradiesischen Einsamkeit schon lange Jahre lebt und kein Begehr trägt, sie zu verlassen. Er orientirte uns über den Stand der europäischen Politik, über die Verwickelungen in China, welche dies alte Mandschu-Reich doch wohl stürzen werden, und erzählte, daß der europäische Dampfer bei Ceylon gescheitert und die ganze Post nach Singapore, mithin auch die meisten unserer Briefe, verloren seien, eine Neuigkeit, die uns sehr niederschlug.

Nach einigen Stunden Aufenthalt gingen wir weiter. Bald befanden wir uns in der Malayischen See und wanden uns nun durch die unzähligen kleinen Inseln und Klippen, welche darin eingestreut sind. Wahrlich, man begreift, warum die Seeräuber hier nicht ausgerottet werden können. Noch ganz vor Kurzem ist hier, wie wir später erfuhren, eine Seeräuberflotte von 20 Proas gesehen worden, und wir selbst begegneten nicht weit von Singapore einer englischen Corvette, welche ausgeschickt war, auf sie Jagd zu machen.

Am 26. Juli Nachmittags um 3 Uhr kamen wir vor diesem Stapelplatz des Ostens an und hatten also die ganze Strecke von Rio in 51 Tagen zurückgelegt, eine Reise, die nicht leicht übertroffen werden dürfte.

Ein Schwarm von Booten umlagerte uns, wie gewöhnlich, als kaum noch der Anker im Grunde war. Aber nirgends noch sah ich ein solches Gemisch von Menschenracen. Die dunkelbraunen Hindus mit ihren feinen Zügen und einnehmenden Wesen, die knochigen Malayen, die gelben, langzöpfigen Chinesen mit den seitwärts geschlitzten Augen, alle in ihrer malerischen Nationaltracht, die freilich bei manchen nicht weniger einfach war, als die Adams im Paradiese — und mitten darunter Bruder Blujack, auf Plattdütsch sich vortrefflich mit ihnen verständigend: das alles gab eine Scene, so bunt, so spaßhaft, wie selten. Leider wurde mir die Freude über unsere Ankunft getrübt, denn die Nachricht des holländischen Capitains bestätigte sich: der Postdampfer war gescheitert und mit ihm meine lange erwarteten Briefe.

Singapore, den 13. August 1860.

Singapore ist der interessanteste Ort, den man sich denken kann. Rio ist gar nichts dagegen. Dort in der neuen Welt fand ich außer den Schwarzen eigentlich alles beim Alten, aber hier im alten Indien ist alles neu. Zunächst ist es das Land, wo der Pfeffer wächst, das Land der Cacadus, der altklugen Affen, der Krocodile und Tiger. Von den letzteren, und zwar den echten bengalischen Königstigern, wimmelt die kleine, 14 Q.-M. große Insel, worauf die Stadt Singapore liegt. Sie schwimmen vom Festlande herüber und nähren sich fast nur von Menschen, da ja

nur wenig Vieh hier ist. Achtungswerthe Leute haben mir versichert, daß die Zahl der jährlich hier von Tigern zerrissenen Menschen auf nicht weniger als Hundert veranschlagt wird. Kurz vor unserer Ankunft war ein Culi sogar in einer solchen Nähe von der Stadt geraubt worden, daß sich die Kaufmannschaft veranlaßt sah, das gewöhnliche Schußgeld von 50 Dollar zu verdoppeln. Natürlich giebt es nicht viele, welche dasselbe zu verdienen bemüht sind. Doch ist ein berühmter Tigerjäger hier, ein Canadier der nach allem, was man von ihm hört, eine Persönlichkeit sein muß, wie der Cooper'sche Pfadfinder oder Falkenauge. Wo Jemand zerrissen ist, da begiebt er sich hin und folgt den Spuren des Unthiers in die Dschungel. An der Stelle, wo es die Ueberreste des Leichnams für die nächste Mahlzeit verscharrt hat, legt er sich auf den Anstand und fehlt nie. Vier Tiger hat er unlängst in einer Nacht geschossen. Ich selbst sah gestern einen frisch geschossenen Tiger, der auf einem Ochsenwagen in die Stadt gebracht wurde. Es war ein fürchterliches Thier. Seine Länge mochte von der Schnautze bis zur Schwanzspitze 10′ und die Höhe 4′ betragen. Die Wunde mitten im Blatt blutete noch frisch und die eisernen Muskeln waren, wohl der Hitze wegen, noch nicht steif geworden. Unser Consul besitzt einen lebendigen jungen Tiger, so groß als ein Kater. Es ist ein allerliebstes Thier. Zwar hat er schon ganz achtbare Krallen und Zähne, aber er läuft frei umher und läßt mit sich spielen, wie mit einem Kätzchen.

Unser Consul, so wie alle hiesigen Deutschen, sind sehr liebenswürdig. Den ersten Sonntag kamen sie alle an Bord, um seit langer Zeit wieder an einem deutschen Gottesdienst theilzunehmen und sich uns vorzustellen. Es sind sämmtlich reiche Kaufleute, welche große Erwartungen an die preußische Kriegsflagge knüpfen und in Einladungen und andern Aufmerksamkeiten gegen uns wetteifern. Die Zahl der hier. ansässigen Europäer überhaupt beträgt nicht mehr als 400. Doch werden sie nach ihrer eigenen Aussage von den Farbigen wie Halbgötter angesehen. Diese an Zahl 70—80,000, bilden die übrigen Einwohner der weitläuftigen ungepflasterten aber hübsch gebauten und reinlichen Stadt. Am zahlreichsten und civilisirtesten sind die Chinesen. Bessere Arbeiter als die Culi's können nicht gefunden werden, und die chinesischen Handwerker aller Art stehen den europäischen nicht nach. Sie kamen gleich an Bord, empfahlen sich zu geneigter Beachtung und überreichten uns ihre Geschäftskarten, deren Versprechungen nicht weniger überschwenglich waren, als man es bei uns gewohnt ist. Und in der That, mein Schneider, Herr Kim Sang, und der Schuster, Herr Gun Sun, lieferten die schönsten europäischen Kleider. Unter den chinesischen Kaufmannshäusern befinden sich einige Firmen, wie die des Herrn Wam Poa, deren Wechsel, wie ich nicht zweifle, auch daheim honorirt werden würden. Und doch sitzt der Chef desselben, wie jeder andere Chinese, mit den weiten schwarzen Hosen, der weißen Jacke, dem glatt rasirten Kopfe und ellenlangen Zopfe in seinem Comp-

toir, voll Geringschätzung gegen die Sitten der groß-
äugigen Barbaren. Auch unter einander hassen sich
die Anhänger des Tienwong und der Mandschu, so wie
die verschiedenen geheimen Gesellschaften mit einer Wuth,
welche nur die englische Polizei von offenem Gemetzel
abhält. Nächst den Chinesen sind wohl die Hindu's,
welche von Madras kommen, am zahlreichsten. Wäh-
rend jene mit ihrer mumienartigen, gelben Farbe und
den ganz unmännlichen Gesichtszügen, die nie etwas
Jugendliches und Frisches haben, in unsern Augen
häßlich erscheinen, sind diese meist herrliche Gestalten,
schön, männlich, elegant in jeder Bewegung, und die
dunkelbraune ins Schwärzliche spielende Gesichtsfarbe
kleidet ihnen vortrefflich. Nichts ist interessanter, als
die Gaukeleien ihrer Jongleure zu sehen. Ihre Kunst-
stücke sind zwar bewunderungswerth, aber doch nicht so
außerordentlich, daß nicht ein europäischer Taschen-
spieler sie hätte nachmachen können. Originell und
ganz prächtig jedoch war das bizarre Mienen- und
Gebehrdenspiel, das betäubende Geklingel und Geklapper
dieser drei halbnackten, mit gekreuzten Beinen auf dem
Boden sitzenden Burschen. Sehr gut sehen auch die
vielgenannten Sepoys aus, von denen ein Regiment
hier steht. Während eines Regenschauers trat ich in
eine ihrer Wachstuben ein und amüsirte mich über ihre
malerischen Gruppen und ihr Erstaunen, als ich ihnen
die Griffe mit dem Gewehr vormachte und erzählte,
daß bei den Prussians Jedermann Soldat. Auch eine
Abtheilung gefangener Sepoys, von dem Aufstande her,
welche dem Wegblasen vor den Kanonen entgangen

sind, sah ich mit Ketten beladen schwere Erdarbeiten für das Fort verrichten. Daß die Engländer keine leichte Rache für die Tage von Cawnpore und Lucknow an ihnen nehmen, bewies ihr elendes Aussehen hinlänglich. Der dritte Bestandtheil der hiesigen Bevölkerung sind die Malayen. Sie scheinen mehr als Fischer und Bootsleute zu leben. Die Holländer machen tüchtige Matrosen aus ihnen, wie ich auf einer Corvette sah, die sogar malayische Bootsmannsmaate hatte. Die Bevölkerung auf dem Lande scheint ebenfalls wenigstens an den Küsten aus Malayen zu bestehen. Auf einer Bootspartie kamen wir bei einer kleinen Insel auf den Strand und mußten nun 8 Stunden auf die Flut warten, ehe wir frei kommen konnten. Nachdem einer als Posten beim Boot geblieben war, durchstreiften wir mit unsern Gewehren das Land und fanden unter einem Cocoshain ein kleines Malayendorf. Es bestand aus einigen Hütten, die sehr leicht aus Bambus gebaut und mit Palmblättern bedeckt waren. Nie stehen sie auf der platten Erde, sondern auf 4′ hohen Pfählen, offenbar des Ungeziefers und des Luftzuges wegen, der so durch den aus neben einander genagelten Stangen bestehenden Fußboden freien Durchgang hat. Unsere Ankunft erregte natürlich allgemeines Aufsehen. Da die halbnackten Leute kein Englisch verstanden, so begannen wir uns auf die Zeichensprache zu legen und zwar mit so gutem Erfolge, daß bald ein Knabe mit dem berühmten langen Malayenmesser bewaffnet eine Palme hinaufstieg und ein paar Cocosnüsse herabwarf, an deren kühlen

Milch wir unſern Durſt löſchten. Auf unſere ferneren Vorſtellungen erlangten wir das Verſprechen, in einer Stunde etwas zu eſſen zu bekommen. Da auf dem kleinen Eiland nach der Verſicherung unſerer Freunde keine Raubthiere waren, ſo ſchweiften wir noch ein wenig umher, bis das Geſtrüpp und Dickicht doch zu toll wurde und fanden dann unſere Mahlzeit ſchon bereitet. Unter einen Cocosbaum war eine Matte gebreitet, auf die wir uns mit gekreuzten Beinen niederließen. Dann brachte man uns Reis, ein Dutzend Eier, einen wenig gebratenen Fiſch, alles ohne Salz und Schmalz bereitet und endlich Cocosnüſſe und Ananas. Doch hatte die Cultur auch dieſe Leute ſo weit beleckt, daß wir Teller, Löffel und Waſſergläſer erhielten. Während unſerer Mahlzeit kauerte die ganze Geſellſchaft, Alt und Jung rings um uns her und ſah uns in grinſender Verwunderung zu. Auch nachher, als wir uns in dem ſeichten Waſſer 4 Stunden lang abmühten, unſer Boot freizuſetzen und dabei vor Haifiſchen auf der Hut ſein mußten, eilten ſie auf ihren Canoes herbei und ſtaunten uns an, ohne daß wir ſie bewegen konnten, uns zu helfen.

Noch muß ich die Abende auf dem großen Platz vor dem Palais des Gouverneurs erwähnen, wo ein Militairmuſikcorps — gaſtweiſe auch das unſere — einige Stücke ſpielt und die elegante Welt von Singapore zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß ſich ergeht. Da ſieht man außer Chineſen, Hindus und Malayen auch noch den reichen, arabiſchen Kaufmann in ſeinem ſeidenen Kaftan und ſtolzer Haltung, den ſchlauen Armenier,

den weißen Parsi mit seiner sonderbaren Kopfbedeckung und den ganzen Orient. Dort sitzt auf einem Zelter ein 14jähriger Knabe, dessen kostbare phantastische Kleidung, zahlreiche Dienerschaft und feines Wesen den Rajah verrathen. Nicht weit davon stehen 2 katholische Ordensleute in ihrer schwarzen Kutte, deren Benehmen sie als seine Erzieher zu erkennen giebt. Und so ist alles neu, fremdartig, interessant.

Nur eins macht einen unbeschreiblich jämmerlichen, mitleiderregenden Eindruck, das sind die Zeichen des sinnlosen, widrigen Götzendienstes, dem die Chinesen und Hindu's größtentheils ergeben sind. Die Chinesentempel darf ein jeder besuchen. Es sind kleine Gebäude, schmutzig, unwürdig in jeder Beziehung, in deren Mitte ein Altar steht, auf welchem sie Wachslichter und Goldpapier vor einem dickbäuchigen Götzen verbrennen. Dies geschieht mit der größten Gleichgültigkeit und ohne die geringste Andacht. Die Hindutempel sind größer. Im Vorhofe trieben die heiligen Kühe in ungenirtester Weise ihr Wesen und die heiligen Tauben girrten um den heiligen Taubenstall. Unter einem kleinen Dache stand der plumpe, geschnörkelte Wagen des Djaggernath. In dem Tempel selbst fanden wir colassale, recht abscheuliche, fratzenhafte Götzenbilder, den Vishnu und Siva vorstellend. Mir fielen die Worte Goethe's ein:

Und so will ich ein für allemal,
Keine Bestien in dem Götter-Saal:
Die leidigen Elephanten-Rüssel,
Das umschlungene Schlangen-Gerüssel,

Tief Ur-Schildkröt im Welten-Sumpf,
Viel Königsköpf' auf einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Ost verschlingen.

Als wir noch weiter vordringen wollten, bis zu Brahma, sprangen zwei weiß tättowirte Kerls hervor, die uns mit wüthenden Gebehrden den Eintritt verwehrten. Wir ließen ihnen ihren Willen und wandten uns nun zu einer nahe gelegenen Moschee, wo man uns aber sogleich eine Tafel mit einer Verfügung des Gouverneurs vorhielt, welche Europäern den Eintritt verbot.

Hinsichtlich der Religion befleißigt man sich der zartesten Schonung gegen die Eingebornen überhaupt eben so sehr, wie in allen andern Beziehungen rücksichtslosen Hochmuth's.

Am Abend des 5. August kam der „Frauenlob" und zwei Tage später die „Elbe" an. So war das Geschwader in viel kürzerer Zeit, als man hoffen konnte, vereinigt und alles befand sich bis auf einige unbedeutende Beschädigungen, welche die „Elbe" in dem Sturm am Cap erlitten hatte, in erwünschtem Zustande. Graf Eulenburg, welcher am 2. August eingetroffen ist, begab sich am 8ten mit der gesammten Gesandtschaft an Bord der „Arcona", wo eine große Parade und Vorstellung sämmtlicher Officiere, Beamten und Passagiere der Expedition stattfand. An demselben Tage besuchte ein eingeborner Fürst, nämlich der Rajah von Johore, das Schiff. Ich muß gestehen, daß ich mir einen indischen Rajah anders gedacht habe. Er

war ein gewöhnlicher Malaye von sehr geringer Intelligenz, der nur malayisch sprach und sehr zufrieden bei den Honneurs lächelte, die ihm gemacht wurden. Seinen Sohn hatte die Cultur schon mehr beleckt. Er sprach englisch und bewegte sich mit Leichtigkeit und einigem Selbstgefühl. Das Merkwürdigste an ihnen waren jedoch ohne Zweifel die herrlichen Brillanten, die sie in großer Zahl in den Knöpfen ihrer Jacken und in ihren Ringen hatten. Auch zwei große Schwerter mit goldenem Griff und Scheide, Ehrengeschenke der englischen Regierung für ihre Treue im indischen Aufstande, welche ihnen zwei Waffenträger mit großer Ostentation nachtrugen, erregten allgemeine Bewunderung.

Ich besuchte in Singapore noch die wenigen Missionare, welche jetzt dort ihr schweres Werk treiben. Herr Keasberry, ein schottischer Presbyterianer, ist der Gründer und Leiter einer Katechistenschule, in welcher sich etwa 60 Malayen aus allen Stämmen der Sunda-Inseln befinden. Es war ein freundlicher Anblick, diese braunen Bürschchen mit kindlicher Naivetät und Gelehrigkeit bei ihren Schularbeiten zu sehen. Auch erwachsene Zöglinge dieser Anstalt, welche nun ihrerseits schon als Lehrer des Christenthums unter ihren Landsleuten arbeiten, habe ich gesehen und gesprochen. Möchte dieser Saame bald reichliche Frucht tragen! Herr Keasberry ist der einzige protestantische Missionar dort. Außerdem hat die römisch-katholische Mission noch tüchtige Vertreter an einer Anzahl von Jesuiten, welche ebenfalls vorzüglich durch die Schule wirken. Gegenwärtig

sind auch viele katholische Missionare aus Cochinchina, wo die Christenverfolgung noch immer wüthet, am Orte.

Lange Zeit blieb uns übrigens diesmal nicht mehr, Singapore kennen zu lernen, da der Gesandte beschlossen hatte, sobald als möglich in See zu gehen. Am 11. lichtete die „Thetis“ die Anker, am 13. die „Arcona“ mit dem „Frauenlob“, und die „Elbe“, welche allein zurückblieb, erhielt Befehl, sobald ihre kleinen Reparaturen beendigt sein würden, zu folgen. Die Passagiere wurden auf folgende Weise vertheilt: An Bord der „Arcona“ die Herren: Graf Eulenburg, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister für China, Japan, Siam, v. Brandt, v. Bunsen, Graf Eulenburg, Attachés, v. Richthofen, Geologe, Dr. Lucius, Arzt Heine, Maler, Bismark, Photograph, Spieß, Kaufmann (Bevollmächtigter für Sachsen). An Bord der „Thetis“ die Herren: Legationssecretair Pieschel, Regierungsrath Wichura, Botaniker, Dr. v. Martens, Zoologe, Dr. Maron für Agricultur, Schottmüller, Botaniker, Berg, Maler. An Bord der „Elbe“: Wolf, Commerzienrath, Grube, Kaufmann, Jacob, Kaufmann.

Bai von Jeddo, den 5. September 1860.

So sind wir also in Japan, ja sogar vor dem unnahbaren, fabelhaften Jeddo selbst, mit dem sich bisher nur Timbuktu an Abgeschlossenheit vergleichen konnte. Eigentlich ist man überrascht zu finden, daß die Sonne hier ebenso scheint wie bei uns, daß die-

ſelbe See, daſſelbe Land, derſelbe Himmel ſich ausdehnt, kurz das unausſprechliche Etwas, das man unbewußt erwartete, gar nicht vorhanden iſt.

Unſere Reiſe durch die chineſiſche See war von dem ruhigſten Wetter begleitet. Oft war der Waſſerſpiegel ſo glatt, wie es nur bei einem Landſee ſein kann und wochenlang waren wir, wenn wir vorwärts kommen wollten, nur auf die Schraube angewieſen. So dampften wir denn, den Schooner im Schlepptau, die glühende Tropenſonne im Zenith, durch das todtſtille Meer dahin, deſſen Oberfläche mit unzähligen Gewächſen, Quallen und anderen Seethieren belebt war. Die merkwürdigſten unter dieſen waren ohne Zweifel 6—8′ lange, gelb und ſchwarz geringelte Waſſerſchlangen, welche ſehr giftig ſind und ſich in dieſen Meeren in großer Anzahl finden. Bis dahin hatten wir der Meinung gelebt, daß das Ziel unſerer Reiſe Honkong ſei, hier wurde uns eröffnet, daß der Geſandte vielmehr beſchloſſen habe, direct nach Japan zu gehen. Groß war denn unſere Ueberraſchung, groß die Spannung, dies bisher immer noch in grauer Ferne liegende Ziel unſerer Expedition zu erreichen.

Ohne einen bemerkenswerthen Vorfall kamen wir auch bis in die Gegend zwiſchen Manilla und Formoſa. Dort am 22. Auguſt hatten wir abermals das Unglück, einen Mann durch einen Fall über Bord zu verlieren. Er war ein ſehr guter Schwimmer, der ſogleich mit großer Ruhe und Sicherheit auf die Bojen zuſchwamm, welche man ihm zugeworfen hatte, ſo daß anfangs Niemand, zumal die See ſehr ruhig war, an

seiner Rettung zweifelte. Dennoch ehe beigedreht und das Boot zu Wasser geführt war, hatte die fortgehende Fahrt des Schiffes eine Strecke von ¼ Meile zwischen uns und ihn gebracht. Nun legten aber auch die Bootsruderer aus, und auch vom „Frauenlob" schoß ein Boot nach dem Schauplatz des Unglücks. Der Schwimmer, den man aus dem Kreuztop durch das Fernrohr beobachtete, hatte sich auf den Rücken gelegt, um auszuruhen — schon näherten sich ihm die rettenden Boote. In ängstlicher Spannung sind alle Blicke in die Ferne gerichtet. Da sehen die auf dem Kreuztop, wie er plötzlich mit einem Satze den Oberleib aus dem Wasser erhebt und dann untersinkt, um auf immer zu verschwinden. Die Boote brachten seinen Hut und die Bojen zurück, von ihm selbst hatten sie nichts mehr gesehen. Wir konnten uns der traurigen Vermuthung nicht entschlagen, daß der Unglückliche ein Opfer der Haifische geworden sei, von denen die See dort wimmelt. Es war einer unserer besten Matrosen, Gott erbarme sich seiner!

Zwei Tage nach diesem traurigen Vorfall lagen wir bei völliger Windstille einen halben Tag regungslos auf dem Wasser. Es ist dies die beste Gelegenheit für den Haifischfang. In der That tauchten die berüchtigten Rückenflossen auch bald in größerer, bald in geringerer Entfernung auf und es dauerte nicht lange, so hatten wir mehrere der Bestien dicht am Schiff. Behaglich fächelten sie sich mit den langen Seitenflossen in der krystallhellen Flut, während jene wunderbaren, fußlangen Fische, welche man stets in

ihrer Begleitung sieht und welche sie auf jede Beute aufmerksam machen sollen, um sie herumspielten. Nichts auf Erden haßt der Matrose so sehr als den Hai und das Erlebniß der letzten Tage war nicht geeignet, diesen Haß zu mildern. Schnell wurde daher die Haiangel heraufgeholt, ein großes Stück Speck darauf gesteckt und über Bord gehängt. In athemlosem, nur durch die flüsternden Rathschläge der alten erfahreneren Matrosen unterbrochenem Schweigen sah man ihr nach. Der Hai schien anfänglich den leckern Bissen nicht zu bemerken. Langsam schwamm er hin und her, bald sich nähernd, bald sich entfernend. Die allgemeine Ungeduld stieg aufs Höchste. Endlich kamen die kleinen Pilotfische herbei und ihnen folgte nun auch der alte Bursche mit einer entscheidenden Bewegung. Augenscheinlich hatte er jedoch nicht die Absicht, sich lange bei einer solchen Kleinigkeit aufzuhalten. Nur ganz beiläufig öffnete er seinen liebenswürdigen Rachen und ließ das Stück verschwinden. Aber in demselben Augenblick tönte es auch: „Holt steif!“ triumphirend über Deck und mit einem Hurrah warf sich Alles, was Platz fand, an die Angelleine. Wenig half nun dem Hai sein ungeberdiges Schlagen und Pruschen, in einem Augenblicke war er seinem heimischen Elemente entführt und befand sich auf Deck. Hier schlug er nun zwar mit solcher Wuth um sich und biß mit solcher Heftigkeit in den eisernen Haken, der seinen Oberkiefer durchdrungen hatte, daß ein jeder sich in ehrerbietiger Entfernung hielt, doch bald bekam man ihn zahm.“ Eine Handspake wurde in den klappenden Rachen und dann

weiter in den Bauch geſtoßen, während man um den Schwanz eine Schlinge warf und ſo das nun ganz ohnmächtige Thier nach vorn zog. Dort begann die eigentliche Schlächterei. Wohl funfzig Matroſenmeſſer machten ſich an die Arbeit und hatten in kürzerer Zeit, als man braucht dies zu erzählen, den Kopf und die Floſſen abgetrennt und den ganzen Fiſch in Stücke zerriſſen, von denen keins länger war als 1 Fuß. Mit welchen Verwünſchungen und Kraftausdrücken dies geſchah, brauche ich nicht zu ſagen. — Noch zwei andere Hai's fingen wir an dieſem Morgen, der größte von einer Länge von 8′ der kleinſte 5′. Ihr Rachen hatte bequem die Weite, ein Bein am Schenkel durchzubeißen und war in jedem Kiefer mit 5—6 Reihen ſehr ſpitzer halbzolllanger Zähne beſetzt. In ihrem Magen aber, welcher immer ein Hauptgegenſtand des Intereſſes iſt, fand ſich nur ein Huhn, welches der Koch Tags vorher über Bord geworfen hatte.

Das Angehen der Schraube, welche dem Schiff eine Geſchwindigkeit von 9 Knoten gab, machte dem Haifiſchfang ein Ende.

Am 25. Auguſt bekamen wir die Südſpitze der Inſel Formoſa in Sicht, eines ſchönen gebirgigen Landes, das bekanntlich noch ſehr wenig bekannt iſt. Bezeichnend war die Frage unſeres engliſchen Lootſen, als ich mit ihm über die Schönheit der Inſel ſprach: Warum wir ſie nicht in Beſitz nähmen? Mit einem Geſchwader, wie das unſrige, ſei das eine Leichtigkeit! Unſer Cours ging öſtlich von Formoſa und wir betraten nun den großen Ocean. Das Wetter blieb

ruhig und die Hitze milderte sich allmählig. Einige kleine Inseln der Loo-choo-Gruppe wurden nach und nach passirt und am 1. September hatten wir uns der japanesischen Küste schon so weit genähert, daß wir hoffen durften, den nächsten Tag in der Bai von Jeddo zu ankern. Doch es kam anders. Gott der Herr selbst wollte uns an diesem Tage — es war ein Sonntag — erst noch eine Predigt halten, an die wohl ein jeder von uns sein Lebtag denken wird.

Um 4 Uhr Morgens wurde ich von dem ungewöhnlichen Lärm der Commando's am Deck erweckt. Der Ruf: „alle Mann auf", das ungestüme Arbeiten des Schiffes und das von der Nordsee und dem Cap her wohlbekannte Heulen in der Takelage verkündete, daß es wieder einmal wehte. Nun, das war nichts Neues. Gegen 6 Uhr aber erreichte der Sturm eine Heftigkeit, welche alles Frühere zu übertreffen schien, und als er nun von halbe Stunde zu halbe Stunde von N.-O. aus alle Compaßstriche bis S.-W. in großer Regelmäßigkeit umsetzte und das Barometer ebenso regelmäßig bis auf 28, 95" zum Entsetzen fiel, da blieb kein Zweifel mehr, daß wir einen jener fürchterlichen Orkane zu bestehen hatten, welche die Schifffahrt nach Japan von jeher so unsicher gemacht haben. Es sind dies nichts anderes als Wirbelwinde, Cyclone, im großartigsten Maßstabe, welche nur in gewissen Meeren, wie in West-Indien, wo sie die Engländer Hurricane und die Spanier Tornado nennen, so wie hier, wo sie Teifun heißen, vorkommen. Sie drehen sich kreisförmig um einen Mittelpunkt, welcher sich

nach ganz bestimmten Gesetzen vorwärts bewegt, und sind wegen ihrer unübertroffenen Heftigkeit der Schrecken der Seefahrer. In der That hat man von einer solchen Windstärke zu Lande gar keine Begriffe, sie würde geradezu Häuser umstürzen. Das Gebrüll, womit die Luft erfüllt war, erreichte eine Stärke, daß man gar keinen andern Ton mehr vernahm und nur dadurch, daß man sich die Commandos gegenseitig in die Ohren schrie, sich verständlich machte. Die See erhob sich, da zu der Gewalt des Windes noch seine stets verschiedene Richtung kam, zu spitzen Pyramiden von einer unerhörten Höhe, deren Oberfläche ein einziger weißer Gischt war und sich in einen dichten Wasserdunst auflöste, welcher den Horizont auf 20 Schritt beschränkte und als ein feiner, salziger Regen uns bis auf die Haut durchnäßte. Schon längst war das beindicke Schlepptau, in dem wir den Schooner gehabt hatten, gebrochen und derselbe verschwunden. Um ½8 Uhr wurden uns abermals die beiden Boote am Steuerbord weggeschlagen, bald darauf zerriß hinter einander das Großmarssegel, das Großtreißsegel und das Sturmstagsegel in kleine Fetzen. Sie zu bergen, zeigte sich unmöglich, da kein Gedanke daran war, einen Mann nach oben zu schicken. Der Großmast wurde durch den Windfang, den allein seine eigene Fläche und die beiden leeren Raaen darboten, dermaßen gebogen, daß die Steuerbordwanten wie lose Enden hin und her schlotterten, während die Backbordwanten der allzu straffen Anspannung kaum noch widerstanden. Der Mast war in Gefahr. Dazu kam, daß uns zuletzt

der Orkan auf die nach unserer Berechnung nur 8—10 Meilen entfernte Küste zutrieb. Vergebens wurde versucht zu halsen, das Schiff steuerte bei einem solchen Seegange nicht mehr. Endlich gab die Schraube, welche der Capitain mit voller Dampfkraft angehen ließ, dem Ruder wieder Wirksamkeit und das Schiff ging herum. Bald nachher fing auch das Barometer an zu steigen, und nach einer halben Stunde war der Orkan vorüber. Wir haben alle Ursache zu glauben, daß wir recht im Vortex d. h. Mittelpuncte desselben gewesen sind. Dort soll es nach der Versicherung alter Seeleute ganz still sein und in der That hatten wir mitten in der größten Wuth des Orkans, plötzlich eine 10 Minuten lange Pause, nach welcher er eben so wieder einfiel. Wie gesagt um ½12 Uhr war alles vorüber, das ambrosische Licht schien uns wieder, die Welt kam wieder zum Vorschein und wenn auch eine steife Brise noch bis in die Nacht fortwehte, so konnten wir doch mit leichtem Herzen zur Koje gehen. Wir thaten es wohl alle mit Gedanken, wie sie das Psalmwort ausspricht: Meine Tage sind einer Hand breit vor Dir und mein Leben ist wie nichts vor Dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben.

Am 4. September bekamen wir Cap Idzu in Sicht und liefen nun in die berühmte Bai von Jeddo ein. Das Land, welches aus grünen, sonnigen Gebirgen mit fruchtbaren Thälern voll lachender Dörfer und Flecken besteht, macht einen sehr lieblichen Eindruck. Die Krone desselben aber ist der Fusi-jama, ein

12,000′ hoher Vulcan, der ſich als ein faſt ganz regelmäßiger Kegelſtumpf über das Ganze in die Wolken erhebt und in ſeinem blauen mit weißen Schneefeldern gefleckten Mantel das Auge entzückt. Auf einer kleinen Inſel Ohoſima ſahen wir auch einen thätigen Vulcan, wie die Rauchwolke bewies, die aus ſeinem Krater aufſtieg.

Zu Mittag paſſirten wir die Caps Suſaki und Sagami, welche den Eingang in die eigentliche Bai bezeichnen. Hier waren ſchon Forts und Strandbatterien errichtet, welche überhaupt an beiden Küſten der Bai ſehr zahlreich vorhanden ſind und noch vor 10 Jahren jedes Schiff rückſichtslos beſchoſſen, das es wagte, hier einzulaufen. Uns ließ man indeſſen ohne die geringſten Zeichen von Aufregung überall vorüber. Zahlreiche Fiſcherboote, welche ſich, je weiter wir kamen, in die Hunderte vermehrten, nahten ſich ohne Scheu und ſtaunten uns an. Sie waren ſehr nett gebaut und reinlich gehalten, die Leute klein und gedrungen, von gelbrother Hautfarbe und in lange, blaue Leinwandröcke und die chineſiſchen Deckelhüte gekleidet. So dampften wir an verſchiedenen Ortſchaften vorüber. Um 4 Uhr hatten wir Kanagawa, den Ort, wo die Amerikaner unter Perry ankerten und ihren Vertrag ſchloſſen, erreicht. Dort lagen nun nicht weniger als 14 europäiſch getakelte Schiffe, darunter 3 Kriegsdampfer unter japaneſiſcher Flagge, ein ſehr ermuthigender Anblick, der augenblicklich alle in Singapore verbreiteten Gerüchte über einen Aufſtand dementirte!

Endlich um 6 Uhr kamen wir vor Jeddo selbst an und warfen daselbst Anker. Allerdings lagen wir mindestens 10 Meilen weit ab, da in größerer Nähe das Wasser zu seicht wird und von dieser weltberühmten Stadt mit ihren 2 Millionen Einwohnern ist nicht viel zu sehen, denn alle Häuser sind sehr niedrig, vielfach mit Gärten umgeben und gar keine Thürme vorhanden. Dagegen fielen uns sechs starke, nach den Grundsätzen europäischer Fortification gebaute Forts, welche auf kleinen Inseln liegen, sehr in die Augen. Den ersten Abend blieben wir uns auch hier vollständig selbst überlassen und durch tiefe Stille ertönte um 9 Uhr beim Zapfenstreich der Choral: Nun danket alle Gott! über die Bai von Jeddo. Ich werde den Augenblick nie vergessen. Es war wahrlich ein überwältigendes Gefühl hier an den Enden der Erde, in dem mit Christenblut getränkten Heidenlande, zum erstenmal im deutschen Liede ihm dem großen, stillen Gotte zu danken,

Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu Gut
Und noch jetzund gethan!

Viertes Capitel.

Unſer Empfang. Einzug des Geſandten in Jeddo. Eindruck der Stadt. Ankunft der „Thetis“. Ihre Affaire mit chineſiſchen Seeräubern. Untergang des „Frauenlob“. Die Vertrags-Unterhandlungen. Auf der Rhede von Jeddo. Jeddoforts. Jakunin's. Unſicherheit. Ritt durch Jeddo. Vorſtadt Sinagawa. Deimiozug. Umgegend von Jeddo. Ein japaniſches Frühſtück. Die Kaiſerburg. Der Kanontempel. Japaniſche Gärten. Menagerie. Theater. Der Tempel Gohiagorakan. Ein characteriſtiſcher Vorfall.

Bai von Jeddo, den 21. September 1860.

Am nächſten Tage nach unſerer Ankunft machten die fremden Geſandten, welche in Jeddo reſidiren, dem Grafen Eulenburg durch ihre Attaché's ihre Aufwartung. Wir erfuhren, daß der Vertragsſchließung aller Wahrſcheinlichkeit kein ernſtes Hinderniß entgegenſtehen werde, da die japaneſiſche Regierung, durch die Macht der Verhältniſſe gezwungen, einſieht, daß ihre längere Abſchließung von der gebildeten Welt unmöglich iſt. In Jokuhama leben ſchon über 200 europäiſche Kaufleute, darunter natürlich viele Deutſche, und die Nachricht von der Schlacht, welche die verbündeten Engländer und Franzoſen neuerdings gegen die Chineſen gewonnen haben, und welche kürzlich hier angekommen iſt, hat nicht verfehlt, Eindruck zu machen. Allerdings iſt der japaneſiſche Kaiſer oder eigentlich Regent kürzlich ermordet worden, aber nur durch eine Palaſtrevolution, welche mit der auswärtigen Politik nichts zu thun hat.

Inzwiſchen begannen die erſten Verhandlungen mit den Japaneſen über Waſſer-, Kohlen- und andere Schiffsbedürfniſſe, ſowie über die Wohnung des Geſandten, wozu ſogleich ein Palaſt in Jeddo in Bereitſchaft geſetzt wurde.

Die Beamten, welche dieſe Verhandlungen führten, waren die erſten vornehmen Japaneſen, die ich ſah. Sie ſind, wie alle, kleine bräunliche Leute, höchſt reinlich und zierlich und von ganz europäiſchen Manieren. Den Kopf haben ſie von der Stirn bis zum Scheitel raſirt und das übrige Haar ſehr künſtlich mit viel Pomade heraufgekämmt und zuletzt in ein kleines Zöpfchen zuſammengeklebt, welches von hinten auf die Glatze gelegt wird. Ihre Kleidung beſteht aus ſehr weiten Hoſen von verſchiedenfarbiger Seide, einem weißen oder grauen Unterkleide und einem dunkleren Oberkleide. Außerdem tragen die Adeligen oder Jakunins die berühmten zwei Schwerter, von denen das eine eigentlich nur ein Dolch iſt, im Gürtel. Merkwürdig iſt auch ihre Fußbekleidung. Sie beſteht aus blauen Strümpfen, die für den großen Zeh einen beſonderen Finger haben, und aus Sandalen, von Strohgeflecht, die durch eine Schnur, welche zwiſchen dem großen Zeh hindurchgeht und hinten befeſtigt iſt, gehalten werden.

Die Dollmetſcher unter ihnen ſprechen ſämmtlich gut holländiſch, was man bei einiger Aufmerkſamkeit wohl verſteht, und wir machen uns durch corrumpirtes Deutſch ſo gut als möglich verſtändlich. Ich muß geſtehn, daß mir dieſe Art der Unterhaltung und die ernſten Geſichter der ſonderbaren Mynhers ſo komiſch

vorkam, daß ich mehrmals das Lachen kaum unterdrücken konnte. Uebrigens zeigten ſie eine Kenntniß der europäiſchen Verhältniſſe, eine Bildung und Intelligenz, die uns in Erſtaunen ſetzte. Dies kommt daher, daß ſie ſchon ſeit Jahrhunderten holländiſche Bücher über die verſchiedenſten Wiſſenſchaften und Fertigkeiten erhalten und mit großem Eifer ſtudiren.

Die erſten Verhandlungen hatten ein ſo günſtiges Reſultat, daß ſchon 4 Tage nach unſerer Ankunft der Einzug des Geſandten in Jeddo ſtattfinden konnte. Derſelbe ſollte durchaus nichts anderes ſein, als die einfache Beziehung ſeiner Wohnung, da alle größeren Feierlichkeiten bis nach der Unterzeichnung des Vertrages verſchoben werden ſollten. Dennoch hielt es Graf Eulenburg für angemeſſen, nicht ohne einige Repräſentation das Land zu betreten. Es war am 8. September zu Mittag, als ſechs Boote voll bewaffneter Seeſoldaten und Matroſen in Parade von der Arcona abſetzten und in ſchöner Ordnung, voran die erſte Pinaß, an den Seiten die beiden Barcaſſen, alle mit ihren Geſchützen, darauf beide Kutter, die Gig mit dem Geſandten und dem Capitain und zum Schluß die zweite Pinaß, dem Lande zuruderten. Den Weg zeigte das Boot der japaneſiſchen Beamten. Nach einer Stunde kamen wir am Landungsplatze an. Es war ein großer umzäunter Hofraum, auf welchem nun die Mannſchaften ſich rangirten und Officiere und Beamten die Pferde beſtiegen, welche hier für ſie bereit gehalten wurden. Dieſelben waren kleine aber feurige Thiere, ſämmtlich Hengſte, welche beim Anblick der

ungewohnten Menschenmenge und dem Glitzern der Waffen wiehernd in die Höhe gingen. Der Zug ging los, mit Todesverachtung setzte ich meinen Fuß in den eisernen Schuh, der als Steigbügel diente und schwang mich auf einen prächtigen Rappen, den ein halbnackter Japanese vorführte. Es war herrlich. Voran marschirte die Musik mit dem schmetternden Tönen des Preußenmarsches, dann ein Zug von 50 Seesoldaten, darauf Graf Eulenburg und Capt. Sundewall mit einer Suite von etwa 30 Offizieren, Beamten, Attaché's, Cadetten, sämmtlich zu Pferde, und zum Schluß 100 bewaffnete Matrosen in zwei Zügen. Vorwärts ging es durch die engen Straßen von Jeddo der weißen Flagge mit dem schwarzen Kreuz und Adler nach, die im ersten Gliede vorangetragen wurde, und Jedermann fühlte, daß es ein denkwürdiger, Augenblick seines Lebens sei. Was die Stadt selbst betrifft, so würde man sich eine falsche Vorstellung von ihr machen, wenn man sie sich wie unsere europäischen oder auch nur die chinesischen Städte dächte. Was ich davon sah, gleicht vielmehr vollständig einem großen Bauerndorfe. Die niedrigen Häuser sind sämmtlich von Holz und mit Schindeln gedeckt. Manchmal steht eine Reihe von ihnen zusammen, meist aber sind sie von einem geräumigen Hof oder Garten mit vielen hohen Bäumen umgeben, weshalb man auch aus der Ferne an der Stelle, wo Jeddo liegt, eher einen großen Wald als eine Stadt vermuthen möchte. Die Straßen sind ungepflastert und an der einen Seite zieht sich ein gemauerter 3' tiefer Graben hin, der den Verdacht erregt,

nichts anderes als eine Latrine zu sein. Die Straße, die wir bei unserem Einzuge passirten, war natürlich mit Menschen gefüllt. Dieselben gehörten jedoch größtentheils der niederen Bevölkerung an und sahen den chinesischen Culis an Hautfarbe und Gesichtsbildung sehr ähnlich. Ihre Bekleidung bestand meist nur aus einer Jacke und einem Schurz oder einem schlafrockähnlichen Gewand von blauer Leinwand. Ebenso waren auch die Weiber gekleidet. Diese sind viel weißer als die Männer, oft so weiß wie nur eine europäische Schöne, manchmal auch hübsch, meistens aber von ziemlich frechem Wesen. Uebrigens war die Volksmasse keineswegs so groß, wie man bei einer Stadt von solcher Einwohnerzahl und einem Ereigniß wie unser Einzug, der nach unserer Meinung für sie ein nicht minderes Interesse haben mußte, als für uns, erwarten sollte. Die Ursache lag wahrscheinlich daran, daß in der weitläuftigen Stadt überhaupt nur wenige von unserer Ankunft etwas wußten und an den weisen Maßregeln der Polizei, welche die Straße, die wir passiren mußten, durch die Thore, mit denen hier jede einzelne Straße versehen ist, gesperrt hatte. Die Polizeidiener sind überhaupt hier sehr zahlreich vertreten. Sie tragen eine große eiserne Stange, die oben mit mehreren herabhängenden Ringen versehen ist. Diese verursachen beim Aufstoßen der Stange ein verhängnißvolles Geklirr, dem Jedermann scheu ausweicht. Auch an berittenen Beamten mit zwei Schwertern, japanesischen Polizeilieutenants, fehlt es nicht. Diese machten vor unserem Zug nach einem viertelstündigen Ritte bei

einem beſſer ausſehenden Hauſe Halt und bezeichneten es als die Wohnung des Geſandten. Durch einen großen Thorweg zogen wir nun in den Hof, welcher es umgab und in dem ſich viele Nebengebäude befanden. Die Mannſchaft ſetzte hier ihre Gewehre zuſammen und fraterniſirte mit den Japaneſen, die Pferde wurden in die Ställe untergebracht und wir traten mit dem Geſandten in das Haus. Es iſt ebenfalls lediglich aus Holz gebaut, jedoch durchweg von der feinſten und zierlichſten Tiſchlerarbeit und von minutiöſer Reinlichkeit. Fenſter und Thüren exiſtiren eigentlich gar nicht, da ſämmtliche Wände, ſowohl die inneren als äußeren, nichts anderes als hölzerne, mit Papiertapeten beklebte Gitter ſind, die oben und unten in Falzen laufen und ſich beliebig hin- und herſchieben laſſen, ſo daß man Fenſter und Thüren öffnen kann, wo man will. Auch ſcheint durch das dünne Papier das Licht ſo hell herein, daß man gar keine Glasfenſter bedarf. In einem Klima wie das unſere würde ein ſolches Papierhaus freilich ſehr unwirthbar ſein, hier aber fanden wir es eben ſo elegant als zweckmäßig. Das Innere beſtand aus mindeſtens fünfzig Zimmern, die man auf dieſelbe Weiſe ebenfalls mit der größten Leichtigkeit in große Säle oder in kleine Gemächer verwandeln konnte. Der Fußboden war mit Matten von feinem Geflecht belegt, auf denen man wunderbar weich und elaſtiſch ging. An Möbeln fanden wir jedoch außer einigen Bettſtellen und Wandſchränken nichts. Nur in einem einzigen Zimmer waren ein paar ſehr niedrige Tiſche und Lehnſtühle, mit dem

berühmten japaneſiſchen Firniß lackirt, aufgeſtellt, und auf denſelben hatte man den unvermeidlichen Thee nebſt einem Biscuit von ganz europäiſchem Gebäck ſervirt. Auch einige Tabakspfeifen, außerordentlich fein geſchnittener Taback und Gefäße mit glühender Aſche waren bereit. Die Köpfe dieſer Pfeifen ſind nur ſo groß wie eine Haſelnuß, weshalb ſie nach drei Zügen immer wieder gefüllt und angezündet werden müſſen, eine Manipulation, die mehr Geduld erfordert, als die meiſten von uns beſaßen. Nachdem wir etwa eine Stunde lang die verſchiedenen Corridore und Zimmer durchwandert hatten, erſchien der Gouverneur von Jeddo nebſt einigen höheren Beamten, um den Geſandten zu bewillkommnen. Alle niederen Japaneſen warfen ſich vor ihm auf die Erde, indem ſie ihm den Rücken kehrten. Dieſe bei uns keineswegs ſchmeichelhafte Geberde bedeutet nämlich hier nicht, daß man ſich für zu hoch, ſondern für zu niedrig hält, den andern anzuſehen. Der Gouverneur war ein Mann von vornehmen Anſtand. Als er die Front der Seeſoldaten und Matroſen, die vor ihm präſentirten, entlang ging, that er es mit der Würde eines Generals, der dieſe Ehrenbezeugung als etwas Selbſtverſtändliches hinnimmt. Nach einer Unterhaltung von einer halben Stunde, welche durch den aus der Geſchichte der letzten Vertragſchließungen bekannten Dollmetſcher Kinoske geführt wurde und außer vielen Complimenten eine vorläufige Verabredung über den Beginn der Verhandlungen zum Gegenſtande hatte, entfernten ſich die japaneſiſchen Großen, und auch wir

zogen in derſelben Ordnung, wie wir gekommen waren, nach dem Schiffe zurück. Keine Wache und nur eine geringe Dienerzahl behielt Graf Eulenburg bei ſich. So war denn dieſer denkwürdige Tag ohne die geringſte Diſſonanz ganz in erwünſchter Weiſe geſchloſſen.

Seitdem ſind nun wieder ſchon 14 Tage verfloſſen. Das Wetter war häufig trübe und regnigt, und unſer Verkehr mit dem Lande ziemlich eingeſchränkt. Kein Fiſcherboot, kein Bumboot irgend einer Art wagt es ſich uns zu nähern, und wochenlang müſſen wir von Seekoſt leben, wie tauſend Meilen von Land. Auch wir kommen unſererſeits nur ſelten von Bord. Die Wenigen, welche der Reihe nach in das Geſandtſchaftpalais nach Jeddo beurlaubt werden, erhalten ſogleich zwei Jakunins, angeblich zur Bedeckung, in der That aber zur Bewachung, welche ſie auf Tritt und Schritt begleiten und nie außer Augen laſſen. Ich bin noch gar nicht da geweſen. So gehen die Tage einförmig und traurig dahin. Am 9. hatten wir abermals einen Teifun, der uns ſelbſt hier in der Bai viel zu ſchaffen machte. Wie mochte es erſt draußen auf dem Ocean toben! Wir hatten hier Zeit, mit Beſorgniß an die andern Schiffe zu denken, die noch nicht angekommen waren. In Bezug auf die „Thetis“ war dieſelbe vollſtändig ungegründet, ſie langte am 14. ganz wohlbehalten an und ankert jetzt uns zur Seite. Die „Thetis“ ſteht überhaupt im Rufe, ein Glücksſchiff zu ſein. Dieſen Ruf beſtätigte allerdings ihre jetzige Reiſe. Sie hatte nicht nur keinen von den beiden Teifun's gehabt, ſondern auch einen Mann,

der ihr ebenfalls über Bord gefallen war, glücklich gerettet. Außerdem hat sie ein kleines Abenteuer erlebt. An der Küste von Formosa fand sie eine englische Bark, von der sie angepreit wurde. Dieselbe erzählte, daß sie so eben von chinesischen Seeräubern angegriffen worden sei, welche erst bei dem Anblick der herannahenden Fregatte die Flucht ergriffen hätten. Da die Dschunken noch in Sicht waren, so machte die „Thetis", nach dem sie der Bark, welche all ihr Pulver verschossen hatte, einen Centner davon gegeben hatte, sogleich Jagd auf dieselben. Leider trat jedoch Windstille ein, bei welcher diese Riemen auswarfen und eiligst der nahen Küste zusteuerten. Da sie auch von Booten nicht mehr vor ihrer Landung erreicht werden konnten, so blieb nichts weiter übrig, als ihnen ein paar Kugeln nachzuschicken. In der großen Entfernung thaten diese den Chinesen allerdings keinen erheblichen Schaden, doch bemerkte man, daß eine Bombe über der einen Dschunke platzte und einer andern das Segel zerschossen wurde. Wir bedauerten lebhaft, mit unserer Schraube nicht gegenwärtig gewesen zu sein.

Den nächsten Sonntag nach der Vereinigung der beiden Schiffe wurde ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten. Wir hatten wahrlich alle Ursache dazu, und ich glaube, es ist wohl keiner an Bord, der nicht etwas der Art gefühlt hätte. Zufällig waren auch die hier ansäßigen deutschen Kaufleute wie damals in Singapore gegenwärtig, da sie zu einer Audienz bei dem Gesandten gekommen waren. Diese wohnen, wie alle andern europäischen Kaufleute, nicht in Jeddo,

welches ihnen gänzlich verschlossen ist, sondern in der nahe gelegenen Stadt Jokuhama unfern von Kanagawa, wo auch schon einige Missionaire leben. Es sind 7 Firmen, deren Vertreter auf das Freudigste durch unsere Ankunft, an der sie durch Gerüchte irre gemacht, schon verzweifelten, überrascht waren. Eben hatte man ihnen die Berechtigung eines ferneren Aufenthalts bestritten, und schon trafen sie Vorbereitungen ihre Handelsverbindungen mit großen Verlusten abzubrechen.

Bai von Jeddo, den 2. November 1860.

Ueber zwei Monate sind schon wieder vergangen. Wir haben in dieser Zeit die Bai von Jeddo nicht verlassen und ein ziemlich einförmiges Leben geführt. Die allzusanguinischen Erwartungen von Japan sind abgekühlt und die Freude über die Erreichung unseres Zieles durch das traurige Schicksal des Schooners, das sich mehr und mehr bestätigt, sehr getrübt. Vergebens wurde noch Tag für Tag der weite Horizont mit dem Fernrohr durchmessen, in der Hoffnung, die bekannten schrägen Masten irgendwo hervortauchen zu sehen, vergebens von der japanesischen Regierung selbst Nachforschungen in den nächsten Küstenorten angestellt, vergebens alle Möglichkeiten erschöpft, welche sein Ausbleiben erklären konnten — es ist nur allzu gewiß, daß das zierliche Fahrzeug während des Orkans vom 2. September vor der Bai von Jeddo mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ist und unsere Ka-

meraden von dort schon längst alle Erdenstürme überstanden haben.

Auf welche Weise dies entsetzliche Unglück geschehen ist, wird wohl nie enthüllt werden. Am Wahrscheinlichsten dürfte sein, daß die kurzen, von allen Seiten daherrollenden, fürchterlichen Seeen, welche wohl ununterbrochen über das niedrige Deck des unglücklichen Schiffes hingingen, den Verschluß der Lucken durchbrachen und es in wenig Augenblicken gefüllt haben, so daß es gesunken ist. Möglich auch, daß die Masten, welche die unerhörte Wuth des Oceans nicht aushalten konnten, zuerst gestürzt und im Fallen ein Leck geschlagen haben, oder daß das schwere Geschütz (ein 64 Pfünder), welches man vielleicht über Bord zu werfen suchte, um das Fahrzeug zu erleichtern ein ähnliches Unglück herbeiführte. Jedenfalls muß der Untergang des Schiffes in großer Nähe von uns stattgefunden haben, aber bei der dicken von Wasserdunst im höchsten Grade gesättigten Atmosphäre so wie bei dem unglaublichen Gebrüll des Sturmes wäre nichts davon wahrzunehmen gewesen, auch wenn es nur zweihundert Schritt entfernt gewesen wäre. Schon während des Unwetters selbst trugen wir uns neben den Gedanken an die eigene Gefahr mit den schwersten Besorgnissen für dasselbe und als es am dritten Tage nach unserer Ankunft in der Jeddobai noch nicht erschienen war, hatte sich die Befürchtung seines Untergangs schon Aller bemächtigt, denn bei der Nähe des Bestimmungsortes und dem günstigen Winde, der in diesen Tagen wehte, hätte es selbst mit Noth-

maſten denſelben erreicht haben müſſen. 46 brave Matroſen, 4 Lieutenants und 1 Arzt hat die preuß. Marine mit ihm verloren und in dem Commandanten Lieut. Reetzke betrauert ſie einen ihrer beſten und beliebteſten Officiere. Der barmherzige Gott ſei ihnen gnädig!

Auch eine engliſche Corvette „Camilla“ mit 10 Geſchützen und 100 Mann Beſatzung iſt in dem Teifun vom 9. September verloren gegangen.

Wir liegen nun mit der „Thetis“ allein hier auf der Rhede, denn die „Elbe“, welche anfänglich andere Inſtructionen hatte, hat erſt kürzlich Befehl erhalten, uns zu folgen und iſt noch unterwegs. Graf Eulenburg bewohnt noch immer mit den andern Herren von der Geſandtſchaft und einer kleinen Seefoldatenwache ſein Hotel in Jeddo und iſt mit den Unterhandlungen, welche ſich keineswegs ſo leicht zeigen, als man hoffte, beſchäftigt. Dieſelben nahmen ſogar anfangs eine Wendung, die ihre Perſpective unabſehbar machte, denn der Miniſter des Auswärtigen eröffnete dem Grafen nach den höflichſten Einleitungen: die Regierung ſei von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Verkehr mit den Ausländern für Japan nicht heilſam ſei und halte es daher nicht für angemeſſen, denſelben durch neue Verträge noch zu vergrößern. Der Geſandte gab zur Antwort: Dieſer vollkommen unerwartete Beſcheid fände ihn ohne Inſtructionen. Er ſehe ſich daher genöthigt, ihn nach Berlin zu berichten und um neue Verhaltungsbefehle zu bitten. Allerdings würden dieſe nicht eher als in

8 bis 9 Monaten ankommen können, indeſſen habe er keine Eile und würde daher ſo lange mit ſeinen Schiffen in Jeddo bleiben. Den Japaneſen ſcheint dieſe Ausſicht nicht gerade erwünſcht geweſen zu ſein, denn ſie änderten ihre Sprache und es iſt nun doch Hoffnung, unſern Zweck zu erreichen. Wir haben bei dieſer Gelegenheit manchmal über eine Frage geſprochen, die ſich wohl einem Jeden aufdrängt: mit welchem Rechte man eine Regierung, die den auswärtigen Verkehr nicht wünſcht, zu demſelben nöthigen dürfe. Dieſelbe kann wohl doch nicht gegen die hieſigen Beſtrebungen der civiliſirten Mächte entſchieden werden. Das formelle Recht zu ihrer Abſchließungspolitik wird man der japaneſiſchen Regierung freilich nicht beſtreiten, aber von einem höheren Standpunkte iſt eine ſolche Gefangenhaltung des ganzen Volkes, durch welche demſelben die höchſten Güter der Menſchheit, der Troſt des Chriſtenthums, das Licht der Wiſſenſchaft, die ganze edlere, menſchliche Bildung und Geſittung, wie ſie nur der freie, großartige Geiſtesverkehr der Nationen mit ſich bringt, vorenthalten und daſſelbe zu dumpfen lethargiſchem Stillſtand verurtheilt wird, ein entſchiedenes Unrecht. Die Gedanken der Vorſehung ſind anders. Jeder Schritt zur Eröffnung des Verkehrs mit dieſem ſo bildungsfähigen Volke iſt daher nicht nur ein commercieller, ſondern auch ein Fortſchritt des Rechts und der wahren Humanität.

Inzwiſchen ſieht es mit dieſem Verkehr noch ſehr mangelhaft aus, wie wir mitunter ſchmerzlich empfinden. Zunächſt liegen wir etwa 2 Meilen von Land

ab, denn das Waſſer wird ſchon in dieſer Entfernung ſo ſeicht, daß größere Schiffe nicht näher herangehen können. Die Ausſicht würde daher ſchon nebelhaft ſein, auch wenn Jeddo überhaupt eine ſolche darböte. Da es aber faſt ganz aus einſtöckigen Häuſern beſteht, die ſich unter vielfachen Baumreihen, Buſchwerk und Hügeln meilenweit hinziehen, ſo könnte man wenigſtens von der Seeſeite ebenſo gut unbewohntes Buſchland als eine Stadt von 2,000,000 Einwohnern an dieſer Stelle vermuthen. Dazu kommt der gänzliche Mangel alles Handels und daher auch jenes Maſtenwaldes, der ſonſt dem Hafen einer bedeutenden Stadt ein ſo reges Leben giebt. Außer zwei alten, nach holländiſchen Muſtern gebauten Kriegsſchiffen, welche wie ein paar vertrocknete Mumien leblos daliegen, ſind es nur kleine Fiſcherfahrzeuge, die man auf dieſer weiten Rhede ſieht. Allerdings ſind dieſe oft ſo zahlreich, daß der ganze Geſichtskreis davon wimmelt. Neugierig kommen ſie herangerudert und umkreiſen in großer Verwunderung unſern ſchwimmenden Koloß, doch wird kein einziges anlegen, um irgend etwas, ſei es friſche Proviſion, Fiſche oder dergleichen feil zu bieten.

Wir würden daher ganz auf unſere Seekoſt und alle Entbehrungen des eigentlichen Seelebens angewieſen ſein, wenn Jokuhama nicht wäre. Es iſt dies der ſeit dem amerikaniſchen Vertrage für den ausländiſchen Handel beſtimmte Platz in der Bai von Jeddo. Als Commodore Perry vor 5 Jahren hier unterhandelte, war es noch ein bloßes, ſumpfiges Reisfeld, jetzt iſt es eine Handelsſtadt von größerer Bedeutung als Nagaſaki.

Hier kann man nun allerdings bekommen, was ein Europäer zu seiner Existenz braucht, Fleisch, Gemüse, Brot, reine Wäsche u. dergl., indessen liegt Jokuhama 15 Meilen von unserm Ankerplatz vor Jeddo entfernt, und eine Reise dahin dauert bei ungünstigem Winde oft 48 Stunden. Diese in einem offenen Boote im Regen und bei stürmischer See zuzubringen, ist gerade nicht sehr angenehm, wie ich bezeugen kann, da ich es zweimal durchgemacht habe. Aus diesem Grunde ist jetzt die Einrichtung getroffen, daß immer eins von den beiden Schiffen vor Jokuhama, das andere vor Jeddo liegt und sie ihre Stationen wöchentlich wechseln.

Daß wir unter diesen Umständen eine gründliche Kenntniß eines so merkwürdigen Landes wie Japan nicht erlangen werden, liegt auf der Hand. Ueberhaupt dürfte eine solche bei der großen Zurückhaltung der Japanesen, der Schwierigkeit ihrer Sprache und der völligen Originalität ihrer Zustände in wenigen Monaten nicht zu gewinnen sein, ja Kaufleute, welche schon mehrere Jahre hier leben, haben mir versichert, daß sie von den innern Verhältnissen der Japanesen noch gar nichts wissen.

Bis jetzt sind den Fremden nur drei Häfen geöffnet: Jokuhama in der Bai von Jeddo, Hakotade im Norden auf der Insel Jesso, und Nagasaki an der Südwestspitze. In Jeddo selbst wohnen allein die Gesandten und Vertreter der fremden Mächte, ein Kaufmann oder sonstiger Privatmann darf es gar nicht betreten. Es ist daher immerhin noch etwas, dessen sich nicht viele rühmen können, diese alte, fabel-

hafte Stadt gesehen zu haben. Dieses Glück, wenn es Jemand dafür halten will, ist uns nun allerdings zu Theil geworden, da von den Officieren und Beamten des Geschwaders immer vier das Hotel des Gesandten auf ein paar Tage besuchen und von da aus die Stadt ziemlich frei durchstreifen können.

Segelt man in seinem Boote dahin ab, so ist das erste Bemerkenswerthe, dem man begegnet, eine Reihe von 6 Forts, welche ungefähr 6 Kabellängen vom Land entfernt, sich auf schönen aus großen Quadern gebauten Mauern aus dem Wasser erheben. Sie haben eine regelmäßige Polygonform und sind je mit 40 jedoch dem Anschein nach nicht sehr schweren Geschützen armirt. Auch würden sie, weil sie alle in einer graden Linie liegen, von den Flanken aus leicht anzugreifen sein. Der Landungsplatz ist immer mit einer Wache von Jakunins besetzt, welche jeden Fremden, sobald er an's Land tritt, sogleich in Empfang nehmen. Diese Jakunins sind eine Art niederen Adels, welcher alle Officiers- und Beamtenstellen des Staates ausschließlich inne hat und überhaupt die Classe der Gebildeten repräsentirt. Sie sprechen unter sich eine von dem Volksdialect verschiedene Sprache und benehmen sich mit viel Anstand so wohl gegen uns als gegen einander. Das niedere Volk, zu denen alle Kaufleute und Gewerbtreibenden gehören, sie mögen so reich sein wie sie wollen, erweisen ihnen nicht nur die größte Ehrerbietung, sondern auch unbedingten Gehorsam. Sie unterscheiden sich daher auch in ihrem Anzuge von der Menge. Zunächst tragen sie ein graues

oder blaues Oberkleid von einem dünnen Baumwollenstoff, welches weite Aermel und einen Schnitt ungefähr wie unsere Damen-Mantillen hat. Auf dem Rücken und dem Oberärmel hat ein jeder sein Wappen weiß eingestickt. Ihre Unterkleider scheinen aus einem Camisol zu bestehen, welches den Rücken und die Brust verhüllt. Weite seidene Hosen und blaue Strümpfe, an denen der große Zeh ein besonderes Behältniß hat, bedecken die Beine, während die Fußbekleidung aus strohernen Sandalen besteht, die durch ein Band, welches zwischen dem großen Zeh über den Fuß rechts und links dahingeht, befestigt sind. Der Kopf ist von der Stirn bis zum Scheitel glatt rasirt und die übrigen Haare mit viel Pomade von unten in ein kleines Zöpfchen zusammengekämmt, welches nach vorn auf die Glatze gelegt wird. Nur selten tragen sie einen ganz platten Strohhut, der durch Bänder unter dem Kinn festgehalten wird, meist sind sie unbedeckt. Denkt man sich nun noch den Gürtel hinzu, in welchem die bekannten beiden Schwerter oder richtiger Säbel, ein Rauch- und Schreibzeug und ein Fächer stecken, so hat man den Jakunin wie er leibt und lebt.

Zwei von diesen Leuten bilden die stehende Begleitung eines jeden Fremden in Jeddo. Zwar wird man nicht von ihnen in seiner freien Bewegung gehindert, aber auf Schritt und Tritt wie von einem Schatten gefolgt und nicht einen Augenblick außer Acht gelassen.

Der großen japaniſchen Ariſtokratie, welche nämlich ſehr conſervativ geſonnen iſt, ſind die den Fremden gemachten Zugeſtändniſſe ein Dorn im Auge, und wenn ſie auch aus Furcht vor den engliſch-franzöſiſchen Linienſchiffen und Fregatten und nach den Ereigniſſen in Indien und China nicht wagt, dieſelben offen anzugreifen, ſo machen ſich ihre übermüthigen Ritter und Knechte wahrlich kein Gewiſſen daraus, einen der verhaßten Fremden heimlicher Weiſe niederzuhauen. Dies beweiſen ſieben Mordthaten, welche im vorigen Jahre in Jokuhama und Jeddo an Ruſſen, Engländern und Holländern vorgekommen ſind; ohne daß man den geringſten Grund dafür finden konnte. Da nun die Regierung die Leute der Großen nicht erreichen kann, ſo hat ſie dem Geſandten eröffnet, daß ſie, wenn wir in der Nacht die Straßen von Jeddo betreten, nicht für unſere Sicherheit ſtehen könne, dagegen ſollten die Jakunins bei Tage mit ihrem Kopfe dafür bürgen. Mehr aber als auf dieſe verläßt man ſich auf den Revolver, ohne welchen in Jeddo nie, in Jokuhama wenigſtens nicht bei Nacht jemand ausgeht.

Eines ſchönen Morgens machte ſich die kleine Geſellſchaft, mit der ich an Land gekommen war, auf, die Stadt zu durchſtreifen. Nachdem wir unſere Revolver geladen hatten, ſetzten wir uns mit unſeren Jakunins zu Pferde. In Jeddo giebt es nämlich noch keine Droſchken und überhaupt keine Wagen, wenn man einige zweirädrige Karren, die zum Laſtfahren dienen, ausnimmt. In der Regel werden aber auch

nicht einmal dieſe, ſondern Packpferde, die man in langen Reihen überall begegnet, zum Fortſchaffen der Laſten gebraucht. Die Stelle der Wagen vertreten Sänften, welche von Culis getragen werden und Norimons heißen. Da ſie indeß ſo enge ſind, daß man nur mit zuſammengezogenen Beinen darin ſitzen kann, ſo ſind ſie für Europäer unbrauchbar. Unſere Jakunins waren ein paar ältliche, gemüthliche Herren, die uns nicht nur durch das Gewirr der Straßen und Wege nach den Punkten führten, die wir zu ſehen wünſchten, ſondern auch ſelbſt noch auf viele Merkwürdigkeiten aufmerkſam machten. Die Straßen von Jeddo haben überall daſſelbe Ausſehen. Die Häuſer ſind ſtets von Holz und ihre Wände mit Papier beklebtes Gitterwerk. Das einzig Maſſive an dieſen Häuſern iſt das eigenthümlich gebogene und geſchnäbelte Dach, welches aus ſchönen ſchwarzen Ziegeln beſteht. Dieſe leichte Bauart iſt bei dem milden italieniſchen Klima gar nicht unbequem und auch wegen der häufigen Erdſtöße angebracht, weshalb auch die Europäer ſich hier ihrer bedienen.

Ich ſelbſt habe in dem Geſandtſchaftshotel einen ſolchen Erdſtoß gefühlt, der drei Minuten anhielt und das ganze Haus dermaßen rüttelte, daß alle ſeine Bewohner in den Hof ſprangen. Maſſive Wände wären ohne Zweifel eingeſtürzt. Nur Einen Fehler haben die Papierhäuſer und das iſt ihre Feuergefährlichkeit. In der That iſt in Jeddo nichts gewöhnlicher als Feuer. Während unſerer Anweſenheit brach einmal bei ſtarkem Winde ein ſehr großer Brand aus,

der den Himmel in der dunkeln Nacht weit hin röthete und nicht weniger als 2000 Häuser in Asche gelegt haben soll, obgleich die Japanesen sehr gute Löschanstalten haben. — Wir begaben uns nun auf jener Wanderung zunächst nach dem Atajo, einem nicht weit von der Gesandtschaft gelegenen Hügel, der unter uns wegen seiner Aussicht auf die Stadt eine gewisse Berühmheit erlangt hatte. Eine sehr breite steinerne Treppe von 101 Stufen führt auf seinen Gipfel, wo wir mehrere große, metallene Götzen und ein Theehaus fanden. Diese Theehäuser sind die japanesischen Restaurationen. Wir fanden hier eine Reihe von Tischen und Bänken unter einem fortlaufenden Sonnendach, ganz wie bei den gewöhnlicheren Schankorten in der Umgegend großer Städte daheim. Die Aussicht war allerdings recht weit, und vielleicht die einzige, welche eine Ansicht von Jeddo giebt, aber da all die tausend Häuser einander völlig gleich sind, so ist sie doch sehr einförmig. Wir ritten von hier aus nach einem außerhalb der Stadt gelegenen schönen Punkte, dem sogenannten kleinen Fusi-jama. Der Weg dahin führte uns durch die Vorstadt Sinagawa, dem Faubourg St. Germain von Jeddo. Obgleich nämlich die Deimios oder Fürsten in der ganzen Stadt zerstreut wohnen, so haben sie doch diese Gegend vorzüglich besetzt. Eine solche Deimiowohnung nimmt oft den Flächenraum einer eigenen kleinen Stadt ein. Ringsumher und der Straße zugekehrt laufen sehr lange massivere Gebäude, welche wie Speicher oder Wirthschaftsgebäude aussehen. Dazwischen sind mächtige

Thore mit vielfach verzierten, sehr starken, hölzernen Portalen. Innerhalb dieser Höfe liegen die eigentlichen Wohnungen, von denen man aber nichts sehen kann. Dort soll es Schießstände, Reitbahnen und andere Anstalten zu ritterlichen Uebungen geben, mit denen sich diese Herren die Zeit vertreiben, doch hat noch nie ein Europäer das Innere derselben gesehen. Dagegen habe ich selbst mehr als einmal Deimiozüge auf der Straße angetroffen. Es ist uns gesagt worden, daß, wer einem solchen Zuge nicht ausweicht, ohne Weiteres niedergehauen werden könne und in der That zeigten unsere Jakunins jedesmal bei ihrem Herannahen eine gewisse Aengstlichkeit. Denn indem sie uns halbflüsternd Deimio! Deimio! zuriefen, winkten sie uns hastig, zur Seite zu reiten, wo wir denn in der Regel, die Hand am Revolver, halten blieben und den Zug vorbeiziehen ließen. Voran geht eine Schaar Landsknechte, mit einem Säbel und Schießgewehr bewaffnet, von denen einer das Banner seines Herrn trägt. In der Mitte folgt eine prächtige Sänfte, in welcher der Deimio sitzt und dahinter sein Waffenträger und sein glänzend aufgezäumtes Roß. Den Schluß bildet eine je nach seinem Range mehr oder minder zahlreiche Schaar von Dienern, welche jeder zwei durch eine Stange verbundene Kasten auf der Schulter tragen, wohl um die große Equipage des Dahinziehenden anzudeuten. Das Ganze bewegte sich in einem schnellen Schritte und trotzigem Wesen vorwärts, ohne uns nur eines Blickes zu würdigen, während wir uns doch rühmen können, die Neugierde

der Straßenjugend und des Volks ſtets im höchſten Grade zu erregen. Bis auf die Stahlhauben und Schuppenpanzer erſtreckt ſich die Aehnlichkeit dieſer Leute, mit unſern alten Rittern, denn im Kriege ſcheinen ſie auch dieſe zu tragen, da man dergleichen in den Läden der Waffenſchmiede vielfach findet. Man könnte daher mitten in Japan in der Romantik des Mittelalters ſchwärmen, wenn nicht eben das Beſte fehlte, nämlich das Chriſtenthum.

Hinter Sinagawa kamen wir auf das freie Land und hatten hier wie überall, wo wir es erreichten, Gelegenheit, ſeine Schönheit und Fruchtbarkeit zu bewundern. Die Gegend, welche wir durchritten, war ein vollſtändiger Park. Kleine Hügel wechſelten mit reizenden Wäldchen und wohl angebauten Feldern. Dazwiſchen zogen ſich die ſchmalen, reinlichen Reitwege dahin, eingefaßt von künſtlichen, ſorgfältig unter der Scheere gehaltenen Hecken und von häufigen, murmelnden Bächen durchſchnitten. Die Vegetation zeigt den Uebergang der gemäßigten Zone zu den Tropen, denn neben den lieben alten Eichen, Buchen, Birken ſieht man die großblättrigen, fremden Rieſen von Rio und Singapore, und neben unſern Nadelhölzern die wunderſchönſten Palmen, ſo daß alſo hier der Fichtenbaum nicht wie in Heine's Buch der Lieder blos einſam auf kahler Höh davon zu träumen braucht. Unter dem Buſchwerk trifft man überall die in unſeren Orangerien viel gehegte Kamelie an, deren eigentliches Vaterland, wie ich höre, Japan iſt. Was muß das für ein Duften und Blühen im Sommer ſein! So zogen wir

durch Wald und Feld und durch viele hübsche Dörfer dahin, so daß das im Salzwasser ganz zäh gewordene Herz wieder einmal weich wurde. Man hat wohl auch an die schönen, heimathlichen Fluren gedacht und ein Bischen Heimweh gehabt. — Zu Mittag führten uns unsere Jakunins einen Seitenweg nach einem Tempel zu und luden uns ein, denselben zu besichtigen. Er war auf einer kleinen Anhöhe gelegen, zu welcher etwa 30 Stufen einer breiten steinernen Treppe hinaufführten. Wir banden unsere Gäule an Pflöcke und folgten den Jakunins hinauf. Vor dem Eingange waren zuerst rechts und links ein paar metallene Füchse, welche den Teufel darstellen, dann trafen wir an der Thüre selbst auf zwei sehr große, dickbäuchige roth angestrichene Götzen mit grimmigen Gesicht und fletschenden Zähnen. In dem innern Tempelraume stand ein großer Altar mit allerhand Flitter, Götzen und Seltsamkeiten, die ich nicht mehr weiß und von der Decke herab hingen eine Anzahl langer Tücher, die oben an irgend einem elastischen Balken befestigt waren. Wenn die Japanesen ihre Andacht verrichten, so ziehen sie zuerst an diesen Quasi-Klingelzügen, um ihre Götzen darauf aufmerksam zu machen, daß Jemand da ist, der mit ihnen zu reden wünsche.

Am Fuße dieses Tempelberges befand sich ein Theehaus, nach welchem unsere Jakunins hinsteuerten, um ein wenig Thee zu trinken, zu essen und zu rauchen. Auch wir thaten dasselbe. Der Thee wird aus ganz kleinen Schalen und völlig unvermischt getrunken, dazu ißt man allerlei Zuckerwerk und Confect, das sie ganz

gut backen. Die japaneſiſchen Pfeifen ſind kurze Röhren mit einer metallenen Spitze und einem metallnen Kopfe, der aber nicht größer iſt als eine Haſelnuß. Dieſe füllt man nun mit einem ſehr feingeſchnittenen, wohlſchmeckenden Taback und kann dann ungefähr ſechs Züge thun, worauf man ſie immer wieder füllen muß. Wir verbrachten ungefähr eine Stunde in dieſer Weiſe auf den Matten ſitzend und nachdem wir uns dann noch einen kleinen Teich, wimmelnd von armlangen Goldfiſchen, angeſehen hatten, beſtiegen wir wieder unſere Hengſte und kamen um 3 Uhr etwa bei dem kleinen Fuſi-jama an.

Dieſer Hügel hat weiter nichts Sehenswürdiges als den reizenden Weg, der dahin führt, und eine Ausſicht auf Buſch und Feld, bei der man nichts von einer großen Stadt ahnt. Am Fuße deſſelben ſteht ebenfalls ein Theehaus, wo wir uns wie oben niederließen. Unſere Ankunft hatte hier wie überall eine ganze Schaar des niederen Volkes herbeigezogen und es iſt Zeit, daß ich dieſe guten Leute auch ein wenig lobe. Sie ſind heiter, freundlich, gefällig, ſehr intelligent, fleißig, genügſam und würden unter beſſeren Staatsverhältniſſen ſchnell die Culturſtufe europäiſcher Nationen erreichen. Auch ſind ſie gegen uns Fremde nichts weniger als mißtrauiſch, ſondern im Gegentheil zutraulich und dienſtfertig, weshalb ſie auch bei den Europäern ſehr beliebt ſind und Anlaß zu den enthuſiaſtiſchen Aeußerungen mancher Reiſenden über Japan gegeben haben. Ihre Kleidung iſt zum Theil ſehr einfach, da ſie oft nur in einem um die Hüften und

unter den Leib geſchlungenen Tuche beſteht. Doch tragen ſie auch eine Leinwandjacke und einen langen leinenen Rock, ſelten Hoſen. Dieſer Schlafrock, welcher vorn durch einen Gürtel zugehalten wird, iſt auch die einzige Kleidung der Weiber. Sie ſind durchgängig ſehr klein, von nicht großer Schönheit und ohne die mindeſte Sittſamkeit. Die Verheiratheten färben ihre Zähne ſchwarz. Wir aßen in dieſem Theehauſe ein wenig Reis, Fiſche, mit Soyabrühe zubereitet, Eier und verſchiedene unerhörte Salate. Die Geräthe, derer man ſich dabei bedient, ſind kleine Schalen, welche unſern Taſſenköpfen gleichen, und zwei Stäbchen, welche die Stelle von Meſſer, Gabel und Löffel vertreten. Unſere Ungeſchicklichkeit in Handhabung derſelben veranlaßte bei den zahlreichen Zuſchauern ein homeriſches Gelächter. Auch ſetzte man uns ein geiſtiges Getränk vor, welches aus Reis bereitet wird und Saki heißt. Es ſieht gelb und klar aus und ſchmeckt ſäuerlich, herb, ſchal, wie verdorbener Ungarwein. Ich glaube nicht, daß jemals andere Leute als Japaneſen ſich damit berauſchen werden. Auf einem näheren Wege ritten wir endlich nach Hauſe und kamen noch vor Nacht in Akabani an (ſo heißt nämlich unſer Geſandtſchaftshotel im Japaneſiſchen).

Noch ein anderes Mal hatte ich mich mit einer kleinen Geſellſchaft zu einem weiten Rundritt durch die Hauptſtadt Japan's vereinigt. Nachdem uns die Herren in Acabani einige intereſſante Punkte genannt hatten, beſtiegen wir unſere Hengſte und trabten, den Revolver im Sattel und von drei Jakunins geleitet, von da fort.

Zunächst ging es durch schon bekannte Stadttheile der Kaiserburg Ojirò zu, welche nicht etwa ein einzelnes Gebäude sondern eine Festung mitten in der Stadt ist. Ein breiter Rayon, tiefer Wassergraben und gewaltige Mauern von einem weißlichen Stein umgeben dieselbe. Man kann zwar über die Brücken in das Innere dieses Raumes hinein reiten, aber auch dort sieht man nichts als Wälle und Mauern, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Weiter nach dem eigentlichen Pallaste vorzudringen, wurde keinem von uns erlaubt. Von Ojirò kamen wir nach einer halben Stunde auf der Niponbrücke an, von wo aus alle Entfernungen im Lande gemessen werden. Sie hat nichts Merkwürdiges als eine immerhin schöne Aussicht auf den mit Booten bedeckten Strom. Unser nächstes Ziel war der berühmte Tempel Asaxa, der größte, den Jeddo hat. Er ist dem Götzen Kanon geweiht und wird schon in den alten Reisebeschreibungen von Montanus und Kämpfer erwähnt. Obgleich unsere Cavalcade sich nur in gestrecktem Trab fortbewegte, so erreichten wir doch erst gegen Mittag diesen Punkt. In einiger Entfernung von dem Tempel mußten wir absteigen und uns durch eine unendliche Menschenmasse, die mit einem wahrhaft heidnischen Lärm um uns her wogte, hindurcharbeiten, wobei uns unsere Jakunins Bahn machten. Durch ein mächtiges Thor gelangten wir dann in den Tempelhof und hatten nun hier ein großes, viereckiges Gebäude von bedeutender Höhe vor uns. Auf einem steinernen, teraſſenförmigen Unterbau erhoben sich eine Menge gewaltiger, rothangestrichener

Pfeiler, die das schwere nach chinesischem Geschmack geschnäbelte Dach trugen. Rechts davon in geringer Entfernung sah man einen ziemlich hohen, gleichfalls rothen Thurm, der aus fünf Stockwerken, die je wieder ein geschnörkeltes Dach hatten, zusammengesetzt war. Ungehindert stiegen wir die Terasse zu dem Tempel hinan und traten in einen weiten Raum, in dessen Vordergrund ein Altar stand, auf welchem Räucherwerk verbrannt wurde. Weihrauchgeruch erfüllte das Ganze. Die Wände und Pfeiler waren mit allerlei ungeheuerlichen, auf Goldgrund gemalten Götzenbildern bedeckt. Im Hintergrunde lag das eigentliche Heiligthum, welches durch ein Drahtgitter von dem vorderen Raume getrennt war. Dasselbe enthielt eine Menge großer, vergoldeter Götzen und sah überhaupt hell und glänzend aus. Nur einige kahle Priester befanden sich in demselben und weder wir noch das zahlreich versammelte Volk durften es betreten. Das letztere benahm sich allerdings sehr profan, lärmte, lachte, schrie, und schien überhaupt ein Gefühl wie ehrerbietige Scheu vor dem Heiligen nicht zu kennen. Ehe wir den Ort verließen, kaufte ich noch von einem der Priester einige kleine Götzenbilder, welche zu meinem Erstaunen sogar mit einem Heiligenschein versehen waren, ein Umstand, den man schwerlich anders als aus der christlichen Zeit Japans wird erklären können. In der Umgebung dieses Tempels befinden sich noch mancherlei Vergnügungsanstalten. Unsere Jakunins führten uns zunächst in einen sehr anmuthigen Park. Ganz nach englischer Art zogen sich breite Kieswege durch hübsche Rasen-

plätze, Hügel, Gebüsche. Dagegen zeigten die einzelnen Gewächse den eigenthümlichen Geschmack der Japanesen. Sie lieben es nämlich, den Bäumen und Hecken durch die Scheere allerlei bizarre Formen zu geben, und sind überhaupt groß in Künsteleien mit Zwergbäumchen und Zwergstauden, deren Zweige sie in den zierlichsten Schlangenlinien zu wachsen zwingen. Auch haben sie unter weiten Mattendächern, ähnlich unsern Gewächshäusern, eine Menge prachtvoller, nie gesehener Blumen, die in Töpfen gezogen werden. In diesem Parke, in welchem sich auch ein hübsches Theehaus befand, ließen wir uns und unsern Jakunins ein frugales Frühstück geben. Das Getränk war der unvermeidliche Thee und ein vorzüglich guter Saki, der fast wie Xeres schmeckte. Aber es gab noch mehr zu sehen. In einer Menagerie fanden wir eine Menge prächtiger, zum Theil ganz unbekannter Vögel neben unsern alten Bekannten: Wachtel, Staar, Drossel, Gimpel u. s. w. Unter den Vierfüßlern schien eine gewöhnliche, weiße Ziege als das seltenste Exemplar werth gehalten zu werden. Als wir weiter gingen, erregte ein Schuppen, vor welchem eine Anzahl Volks versammelt war, unsere Aufmerksamkeit. Wir traten hinein und sahen uns zu unserer Ueberraschung in einem Komödienhause. Die Jakunins verschafften uns sogleich der Bühne gegenüber Platz im ersten Rang, zündeten sich ihre Pfeifen an und ließen es sich gefallen, mit uns den Brettern, die die Welt bedeuten, ihre Blicke zuzuwenden. Die dramatische Kunst scheint in Japan gleichen Schritt mit derjenigen daheim gehalten zu haben, wenigstens

war sie gleichfalls bei dem Ballet und den Clown's à la Renz angekommen. Nach einer Melodie, welche hinter den Coulissen unter Guitarrenbegleitung, zwar mit viel Anstrengung und gutem Willen, aber allerdings ohne künstlerische Vollendung gesungen wurde, tanzte ein junges, weiß und roth geschminktes Mädchen. An jenen graziösen Sprüngen und eigenthümlichen Bewegungen stand sie unseren Ballettänzerinnen nicht im Mindesten nach, ja selbst ihre Kleidung war ganz ähnlicher Art. In Europa würde sie ungeheures Aufsehn machen. Plötzlich kam ein Hanswurst hereingehüpft, welcher der Schönen einige Worte sagte, die ein schallendes Gelächter erregten, Rad schlug, auf dem Kopfe stand und verschiedene equilibristische Kunststücke machte, tout comme chez nous. Neben dem Schauspielhause befindet sich ein Wachsfigurencabinet, welches für die Glückseligkeit dieser harmlosen Leute auch charakteristisch ist. Es enthält nämlich nichts als eine Auswahl der raffinirtesten Marter- und Hinrichtungsscenen, die mit gräßlicher Naturwahrheit dargestellt sind. Man schaudert unwillkürlich bei diesem Anblick und denkt an all die Greuel, welche diese Länder des Ostens schon gesehen haben. Welch eine Bestie schlummert doch überall in der Natur des Menschen!

Von Ataxa ritten wir durch unendliche Straßen, die doch zuletzt immer lichter und vorstadtähnlicher wurden, nach Gohiagorakan, einem gleichfalls sehr berühmten Tempel, welcher dem Buddha geweiht ist. Er enthält nicht weniger als 500 Bildsäulen dieses Götzen, der hier Fudo heißt. Sie befinden sich in

vier Stockwerken über einander, sind aus Holz geschnitzt, vergoldet, und wie in einem Museum, eine neben der andern, an den Wänden aufgestellt. Uebrigens ist dieser alte Tempel, den Montanus gleichfalls erwähnt, durch ein Erdbeben sehr zusammengerüttelt und befindet sich in baufälligem Zustande. Noch einen Tempel Namens Hatschiman, der sich durch einen colossalen, wenigstens 20′ hohen, kupfernen Götzen auszeichnet, besuchten wir und kamen so, nachdem wir die ungeheure Stadt nach ihrer weitesten Ausdehnung durchritten hatten, mit Anbruch der Dunkelheit und satt der plumpen Götzen wieder in Akabani an.

An demselben Tage waren wir noch Zeugen eines Vorfalls, der für japanesische Zustände einigermaßen characteristisch sein dürfte. Als wir nämlich am Abende nach dem Strande zurückkehrten, wo unsere Boote lagen, kam ein Deimio-Jakunin in gestrecktem Carriere ventre à terre hinter uns angejagt. Wenn man nun bedenkt, daß trotz der Finsterniß die Straßen stets mit einer großen Menschenmenge erfüllt sind und weder Beleuchtung noch Pflaster haben, die Hufe der Pferde aber statt mit Eisen beschlagen mit Stroh umwickelt werden, so wird man die Ruchlosigkeit dieses Menschen begreifen. In der That war es ein bloßer Zufall, daß wir nicht selbst ohne Weiteres umgeritten wurden. Andere waren nicht so glücklich. Wir waren kaum 50 Schritte weiter gegangen, so fanden wir einen Menschen quer im Wege liegend. Wir leuchteten ihm in's Gesicht, es war vor Blut ganz unkenntlich. Zufällig befand sich ein Arzt in unserer Gesellschaft. Wir

hoben den Unglücklichen auf und versuchten ihn in ein Haus zu bringen. Seltsamer Weise leisteten uns die Umstehenden nicht nur keine Hülfe hiebei, sondern unsere Jakunins suchten sogar uns selbst zum Weitergehen zu bewegen, indem sie uns wiederholt das Wort: Deimio-Jakunin zuriefen, als ob durch diesen Rang des Reiters der Vorfall völlig erklärt und gerechtfertigt wäre. Indessen gelang es uns doch, den Verwundeten bei Seite zu schaffen und hier fand denn der Doctor, daß der Oberkiefer völlig zerschmettert war. Sämmtliche Zähne hingen zum Munde heraus. Die übrigen Verletzungen waren leichter.

Fünftes Capitel.

Verfassung Japan's. Die Deimios. Die Stände. Rechtszustand. Industrie. Kunst und Wissenschaft. Religion. Sintothum und Buddhismus. Laster der Japaner. Ihre Unzucht. Die Europäer in Jokuhama. Handel. Acker- und Obstbau. Viehzucht und Jagd. Das Landvolk. Das russische Denkmal bei Jokuhama. Kanagawa. Missionare.

Werfen wir nun einen Blick auf die Staats- und Culturzustände Japan's überhaupt.

Dieses merkwürdige Reich, besteht, wie bekannt, aus den vier großen Inseln: Kiusiu, Sikokf, Nipon und Matsmai, woran sich noch ein Theil der Kurilen und viele andere Inselgruppen anschließen. Sein Klima ist im Süden dasjenige von Italien, im Norden

das des nördlichen Deutschlands und das ganze Land durch Anmuth und Freundlichkeit ebenso ausgezeichnet, wie durch Fruchtbarkeit und Reichthum seiner Producte. Die Bewohner sind wahrscheinlich ein Zweig des großen mongolisch-tatarischen Stammes, obwohl auch, wie alte Sagen berichten, mehrfache Niederlassungen chinesischer Colonieen stattgefunden haben mögen. Jedenfalls aber ist ihre Einwanderung schon in unvordenklichen Zeiten geschehen, denn Japan besitzt eine uralte, weit über Christi Geburt hinaufreichende Chronikengeschichte. Im sechsten Jahrhundert vor Christo soll ein gewisser Synmu, welcher in der Sage dieselbe Rolle spielt wie ein Romulus oder Ninus, das bis dahin unter getrennten Stammhäuptern lebende Volk zu einem Staat vereinigt und die Monarchie gegründet haben. Auch die Einführung einer Zeitrechnung und verschiedene andere Erfindungen werden ihm zugeschrieben. Das so entstandene Königthum hatte seinen Sitz zu Miaco, der alten Reichshauptstadt und seine Inhaber erhielten den Titel Micado oder Dairi. Indessen waren damit die kleineren Stammfürstenthümer keineswegs aufgehoben, sondern sie traten nur in ein Vasallen-Verhältniß zu dem Micado und es entstand ein Feudalstaat ganz wie die unsrigen im Mittelalter. Daraus ergaben sich auch ganz ähnliche Zustände. Die Könige versanken gleich den fränkischen Merowingern allmählich in Weichlichkeit und Schwäche und verloren ihre Macht über die trotzigen Lehnsfürsten. Zuletzt im Jahre 1142 nach Christus riß einer der letzteren, Namens Joritomo die höchste Gewalt an sich, ohne indeß die

alten Könige gänzlich zu stürzen, sondern indem er ihnen wie Karl Martell oder Pipin den Namen ließ und nur thatsächlich die Regierung ausübte. Diese japanischen Majordane erhielten den Namen: Ziogun oder Teikun und nahmen ihre Residenz in Jeddo. Doch ward es ihnen schwer im Kampfe mit den mächtigen Vasallen, welche meist die Autorität des Schattenkönigs in Miaco gegen sie aufriefen, ihre Macht zu behaupten und sich Anerkennung zu verschaffen, bis Taikosama 1585 alle Fürsten des Landes zwang, sich ihm zu unterwerfen und dem Micado alle Macht nahm, die er bis dahin noch gehabt hatte.

Gegenwärtig ist dem alten Herrscher nur die Oberleitung des Götzenwesens und die Ausübung gewisser Ehrenrechte wie z. B. die Verleihung von Namen und Titeln, welche selbst der Teikun von ihm annimmt, verblieben. Er besitzt in der Meinung des Volks auch wirklich noch den höchsten Ehrenrang über dem Teikun und dieser unterläßt nicht, ihm jährlich einmal seine Aufwartung zu machen. Ja, so heilig ist die Person des Micado's, daß ihm göttliche Verehrung bewiesen wird: die Geschirre, aus denen er einmal gegessen hat, müssen zerschlagen, die Kleider, die er einmal getragen hat, vernichtet werden. Aber eben diese allzugroße Heiligkeit ist auch die sicherste Garantie seiner völligen Unschädlichkeit, denn sie gestattet nicht, daß Jemand seinen Namen wisse, daß andere Personen als Weiber in seine Nähe kommen, daß er mit seinen Füßen die Erde berühre und eine Pallastwache des Teikun sorgt dafür, daß diese Etikette nicht verletzt wird.

Der letztere gilt jetzt als der eigentliche Herrscher von Japan und ist auch als solcher von den europäischen Mächten bei ihren Vertragschlüssen behandelt worden. Indeß scheint auch jetzt noch die Regierung desselben größtentheils ein Intriguenkampf gegen die mächtigen Großen zu sein, welcher oft in offene Fehde ausbricht. Die ganze Staats- und Verwaltungsmaschine beruht auf dem Grundsatz des größten Mißtrauens und scheint ein Gewebe hinterlistiger Spionage, Aufpasserei und Angeberei Aller gegen Alle zu sein, soweit nämlich die Macht des Teikun und seiner Polizei reicht. Denn noch ist es demselben nicht wie einst Richelieu in Frankreich gelungen, dadurch die Macht der großen Aristokratie zu brechen. Zwar sind die Deimios verpflichtet, die Hälfte eines jeden Jahres fern von ihren Erblanden am kaiserlichen Hofe in Jeddo zuzubringen, indeß ist durch diese Maßregel die Lage des Teikun's nicht sicherer geworden. Sie haben sich nämlich nun mächtige Burgen in der Residenz selbst gebaut und halten darin mit Tausenden ihrer Landsknechte (Lonins) Hof. Natürlich fehlt es unter solchen Umständen nicht an Raufereien, Fehden und Mordthaten in Jeddo. Ja einige Monate vor unserer Ankunft hatte ein Fürst Mito mit seinen Leuten, den Regenten, der mit großen Gefolge einherzog, mitten in seiner Hauptstadt überfallen und ermordet. Mit dem abgeschnittenen Kopfe war er sodann in eine seiner heimischen Burgen gezogen, wo er aller Verfolgung spottete. Demselben Fürsten Mito wird denn auch ein besonderer Europäerhaß und die Ermordung

der Russen zugeschrieben. Inzwischen soll es doch dem Thronfolger gelungen sein, ihn aus dem Wege zu räumen.

Uebrigens ist der Einfluß der Deimios auf die Regierung keineswegs blos ein illegaler, durch die Gewalt ertrotzter, und der Teikun de jure absoluter Beherrscher des Landes; sondern es giebt auch eine Vertretung ihrerseits, welche einen gesetzmäßigen Antheil an der Staatsgewalt hat und die Macht des Teikun's an das Herkommen bindet. Diese Adelsvertretung besteht aus dem „Gorogio" oder Rath der Fünf, welcher als ständige Commission des großen Rathes der Deimios, zu welchem 18 Mitglieder gehören, betrachtet werden zu müssen scheint. Der große Rath wird von 62 der angesehensten Adelshäupter gewählt, welche den Gesammtkörper von ungefähr 600 Deimios repräsentiren. Der Grad der Gerechtsame dieses Staatsrathes ist unbekannt, doch wird behauptet, daß die Verträge des Teikuns mit den Europäern rechtlich so lange ungültig seien, bis sie die Bestätigung desselben erhalten haben. Nur in seinen Erblanden oder Domanial-Besitzungen, zu welchen in der That die drei geöffneten Häfen gehören, können sie in Wirkung gesetzt werden.

Auch weiter hinab im Volke findet man ständische Abstufungen. Die Stände sind, obwohl nicht Kasten, doch sehr bestimmt von einander geschieden. Der erste ist der Kriegerstand, welchem die Vertheidigung des Landes zusteht. Seine Angehörigen allein haben das Recht, Waffen zu tragen und ein Säbel im Gürtel ist

ihr nie fehlendes Abzeichen. Aus ihnen ausschließlich werden auch alle Officiere, Beamten, Regierungspersonen gewählt, welche dann einen zweiten Säbel anlegen und Jakunins heißen. Den zweiten Rang nehmen die Gelehrten, Künstler, Gewerbtreibenden ein. Unter ihnen haben die Aerzte und Priester das meiste Ansehen. Beide scheeren den ganzen Kopf kahl und sind außerdem an auffallenden Kleidern kenntlich. Einige von ihnen erhalten als besondere Auszeichnung gleichfalls das Recht einen Säbel im Gürtel zu tragen. Dann folgen die Landleute und Ackerbauer, die ein bestimmtes Feld bestellen aber nicht als freies Eigenthum sondern als Lehngut und den größten Theil des Ertrages an die Deimios oder den Teikun abliefern müssen, weshalb sie meist sehr arm sind. Am niedrigsten stehen die Kaufleute in der Rangordnung, ein Verhältniß, welches um so unnatürlicher ist, als viele unter ihnen sehr reich sind. Seit diese mit den europäischen Kaufleuten in Berührung gekommen sind und stets zu bemerken Gelegenheit haben, welche Achtung dieselben genießen, hat sich eine schon merkliche Mißstimmung über ihre gedrückte Lage unter ihnen verbreitet. Sie sind die entschiedensten Freunde des auswärtigen Verkehrs und es ist vorauszusehen, daß von ihnen aus je länger je mehr eine mächtige Opposition gegen den Adel hervorgehen wird.

Daß bei den beschriebenen Zuständen die Herrschaft des Rechts und des Gesetzes nur eine ungesicherte sein kann, liegt auf der Hand. Dies beweist auch schon die für einen Culturzustand, wie ihn Japan besitzt, außerordentlich geringe Zahl geschriebener Gesetze,

für welche einige Tafeln ausreichen, die in den Ortschaften öffentlich ausgestellt sind! Dabei sind nach dem Berichte der Japaner die Strafen sehr streng, ja sie beschränken sich größtentheils auf die Todesstrafe. Man rechtfertigt diese Strenge, die aber gewiß nur Willkühr in der Hand der Großen ist, durch den Drakonischen Grundsatz, daß auch kleinere Vergehen schon eben die Heiligkeit des Gesetzes brechen und daher so wie schwerere zu bestrafen seinen.

Der Culturzustand, welchen das Volk unter diesen Verhältnissen erlangt hat, ist bewunderungswürdig. Freilich lebte es nicht immer in der Abgeschlossenheit wie in den letzten Jahrhunderten, sondern stand mit der Mongolei, Korea und China in regem Verkehr. Die japanische Cultur ist denn im Wesentlichen auch nichts Anderes als die chinesische, welche sich über die Völker Ostasiens ebenso ausgebreitet hat, wie die christlich-germanische über diejenigen Europas. Aber bei dem gegenwärtigen Verfalle Chinas bietet jene ein frischeres und lebendigeres Bild dar, als die des Mutterlandes selbst. Im Ackerbau, welcher meist durch Hacke und Spaten betrieben und durch das sorgfältigste Bedüngungs- und Bewässerungssystem gepflegt wird, übertreffen die Japaner in gewissen Sinne uns Europäer. In vielen Handwerken und Industriefächern kommen sie uns gleich. Von außerordentlicher Schönheit und Eleganz sind ihre bekannten Lackwaaren, denn der Lack, den sie dazu verwenden, besitzt eine Feinheit und Güte, wie man sie sonst nirgends herzustellen weiß. Die zierlichen Holzarbeiten, auf welche sie sich

vorzüglich verstehen, erhalten dadurch einen Glanz, der unserer schönsten Politur spottet. Und auf diesem schwarzen, braunem oder rothem Grunde sind nun die geschmackvollsten Blumen und andere Malereien in Goldlack ausgeführt. Auch die eingelegten, in Mosaik gearbeiteten Sachen sind sehr schön und so billig, wie sie bei uns niemand verkaufen könnte. Ueberhaupt sind die Japaner in Schnitzereien und allerhand Spielereien wahre Meister und von viel origineller Erfindung. Ihre Elfenbein- und Schildpatt-Schnitzereien gehören zu dem Schönsten, das ich gesehen habe. Ferner muß man ihre Kunstfertigkeit in Bearbeitung des Kupfers rühmen, woraus sie ganz prächtige Vasen, Becher u. dgl. stets mit den schönsten Blumen, Arabesken, Figuren in haut relief gießen. Ihre Seide, so wie ihr Porcellan übertrifft das chinesische an Feinheit. Das letztere ist oft in der That nicht viel dicker und schwerer als eine Eierschale. Noch muß ich das japanesische Papier erwähnen. Es wird aus Baumwolle gemacht, ist sehr weich und so fest, daß man es nur mit einiger Anstrengung zerreißen kann. Die Verwendung als Schreibmaterial ist auch sein geringster Zweck. Es dient nicht nur, wie schon erwähnt, zu den Wänden der Häuser und Laternen, sondern auch, nachdem es geölt ist, zu Regenschirmen und Regenröcken. Man benutzt es als Taschentuch und die Galanteriearbeiter wissen es vollends so zu verarbeiten, daß es von genarbtem Leder kaum zu unterscheiden ist.

Dagegen sind die Japaner freilich in den eigentlichen Künsten nicht über die ersten Anfänge hinaus-

gekommen. Skulptur und Malerei ſtehen etwa auf der Stufe, wie bei den alten Aſſyrern oder Egyptern, doch erkennt man allerdings eine gewiſſe Genialität, die ſich bei dem Mangel alles idealen Strebens freilich nur in der Karrikatur und dem Bizarren zu erkennen giebt. Von der Muſik iſt gar nichts zu ſagen, ſie iſt ein harmloſes Klimpern und Fiedeln ohne Melodie und Rythmus. Die Poeſie, wie ſie am Hofe des Micado in Miaco getrieben wird, iſt vorzüglich Spruchdichtung oder auch Lyrik. Ich habe eine große Sammlung japaneſiſcher Dichter geſehen, welche das Zehntauſend-Blätterbuch heißt, in großem Anſehen ſteht und in vielen Ausgaben nebſt verſchiedenen Commentaren verbreitet iſt. Ein anderes wichtiges Buch iſt eine Geſchichte Japans, die einige zwanzig Bände umfaßt und von den älteſten Zeiten ausgeht. Merkwürdig iſt, daß, wie mir Miſſionare verſicherten, neuerdings in den verſchiedenen Ausgaben dieſes Werkes die Geſchichte der Chriſtenverfolgung überall durch die Cenſur mit Buchdruckerſchwärze gelöſcht iſt. Die japaneſiſche Gelehrſamkeit, welche ebenfalls in Miaco ihren Sitz hat, iſt vorzugsweiſe Kenntniß dieſer einheimiſchen und dann auch der benachbarten chineſiſchen Literatur. Auch trifft man nicht ſelten Anhänger einer Art von Philoſophie, die das einheimiſche Götzenweſen verachten, der confuciſchen Moral ergeben ſind und dem Chriſtenthum geneigt ſein ſollen. Als eine eigenthümliche Erſcheinung darf die allgemeine Verbreitung der chineſiſchen Chiffreſchrift betrachtet werden, aus der man in irrthümlicher Weiſe geſchloſſen hat, daß die japaneſiſche Sprache ein

Dialect der chinesischen sei. Außer der chinesischen Schrift giebt es noch zwei eigenthümlich japanische Schriftsysteme. Doch scheint in der gelehrten Literatur vorzüglich die chinesische Schrift angewendet zu werden. Diese nationale Bildung wird nun selbst in den eigentlichen Volksschulen verbreitet. Ich selbst entdeckte einst in einem Dorfe eine Schule, in der etwa 20 Kinder von einem alten Japaner unterrichtet wurden. Nach der Landessitte kauerten sie auf ihren Matten an kleinen Tischen und malten ihre Schriftzeichen in förmliche Schreibhefte, die sie mir mit kindlicher Freude zeigten. Aber selbst die Spuren europäischer Bildung trifft man in Japan häufiger, als man von vornherein erwartet. Der ehemalige portugiesische Einfluß ist noch an vielen Sitten und selbst an der Sprache, die viele portugiesische Worte aufgenommen hat, zu bemerken. Später haben die Holländer eine Menge europäischer Bücher herübergebracht, welche übersetzt und eifrig studirt wurden. Characteristisch in dieser Beziehung ist, daß einem japanesischen Minister der Name des Gesandtschaftsattaché, Herrn von Brandt, auffiel. Er fragte ihn, ob er vielleicht der Sohn des preußischen Generals gleichen Namens sei, der ein Werk über Tactik geschrieben habe und übersandte ihm auf dessen bejahende Antwort ein Exemplar der japanesischen Uebersetzung desselben zum Ehrengeschenk an seinen Vater. Ich selbst hörte einen japanesischen Arzt von Hufeland sprechen und schon seit längerer Zeit werden von holländischen Aerzten in Nagasaki regelmäßige Vorlesungen über Medicin gehalten.

Wenn man übrigens aus ſolchen Erſcheinungen ſchließen will, wie dies allen Ernſtes geſchehen iſt, daß die Japaner im Allgemeinen auf einer den Europäern gleichen Höhe von Bildung ſtehen, ſo iſt dies nur bei einer ſanguiniſchen Begeiſterung möglich, die völlig vergißt, welche wiſſenſchaftliche Vorbedingungen zur Erreichung dieſer Stufe nöthig ſind und welche hiſtoriſchen Vorausſetzungen wiederum eine ſolche Stufe hat. Natürlich ſind derlei unerwartete Kenntniſſe bei einem Japaner nur äußerlich angelernte Reſultate, mit denen er ſich ſchmückt, wie der Wilde mit den Lumpen des Europäers und wenn man ſich darüber wundern will, ſo kann es nur in demſelben Sinne geſchehen wie über die altkluge Frage eines Kindes.

Im Vergleich mit der Entwicklung von Cultur und Induſtrie, wie ſie dies begabte Volk erreicht hat, erſcheinen ſeine ſittlich-religiöſen Zuſtände in um ſo trüberem Lichte. Das japaniſche Heidenthum beſteht aus zwei völlig gleich berechtigten Culten, dem Sintoismus und Buddhismus. Der erſtere iſt, wie in China die Lehre des Confucius, die eigentliche alte Staatsreligion und urſprünglich wie ja dort ebenfalls ein natürlicher Monotheismus geweſen. Die Japaner haben Vorſtellungen von einem über Alles erhabenen Weſen, das im höchſten Himmel wohnt und ſchwören bei ihm ihre Eide. Aber dieſer Gott iſt ihnen ſelbſtverſtändlich ein ganz jenſeitiger, zu dem die Brücke abgebrochen iſt, und wie unſere Heiden daheim meinen ſie, daß er viel zu groß ſei, ſich um die Menſchen zu kümmern, ihrer Verehrung zu bedürfen, durch

ihre Gottlosigkeit beleidigt zu werden. Außer ihm nehmen sie eine Menge Untergötter an, die über die Elemente, die Städte, Landschaften u. s. w. regieren und deren Thaten und Schicksale den Gegenstand einer abentheuerlichen Mythologie bilden. Doch werden auch Menschen, Heilige und Genie's vergöttert. In Kawasaki nahe bei Jeddo befindet sich ein Tempel, der einem Manne geweiht ist, bei dem die Frömmigkeit einen so hohen Grad erreicht hatte, daß er in Meditationen vertieft nicht merkte, wie das Feuer in einem neben ihm stehenden Kohlenbecken seine Hände verzehrte. Auch von Teufeln und bösen Geistern wissen sie. Dieselben haben ihren Sitz in den Füchsen, weshalb diese Thiere abergläubisch gescheut werden und in Stein oder Metall nachgebildet bei sehr vielen Tempeln zu finden sind. Von der Unsterblichkeit der Seele und einer Vergeltung nach dem Tode finden sich dunkle Ahnungen. Zu den religiösen Gebräuchen ist zu rechnen, daß die Japaner kein Fleisch außer das von Fischen und Geflügel essen, nicht gern Blut vergießen und todte Körper anrühren. Ist es geschehen, so gelten sie eine Zeitlang für unrein. Die Verehrung der Götter geschieht durch Gebet und Opferung kleiner Münzen.

Der Buddhismus, welcher im Laufe des sechsten Jahrhunderts von Korea aus eingedrungen ist, hat sich in Japan nicht rein erhalten und besteht auch keineswegs in einem von dem Sintodienst getrennten Cultus, sondern ist, wie sich das in der Geschichte des Heidenthums namentlich des römischen vielfach findet, mit in die einheimische Götterverehrung aufgenommen.

Oft sieht man das Bild des Buddha neben Sintogötzen in demselben Tempel.

Das Aussehen dieser Tempel habe ich schon beschrieben. Die Priester beider Culte unterscheiden sich durch eine besondere Kleidung und den glattrasirten Kopf von dem Volke. Ihre Zahl ist bedeutend, obwohl ihre Geschäfte nur sehr gering sind. Sie bestehen eigentlich nur in der Reinhaltung und Ausschmückung der Tempel und dem Anzünden der Lampen. Es scheint verschiedene Rangstufen unter ihnen zu geben.

Die Japaner haben viele Feste. In jedem Monate kehren drei Feiertage wieder, welche einigermaßen das Naturbedürfniß eines Sabbaths befriedigen. Den Neujahrstag feiern sie in großer Heiterkeit mit gegenseitigen Gratulationen und Geschenken wie bei uns. Schön ist das sogenannte Laternenfest, welches zum Gedächtniß der Todten gefeiert wird. Mit Lichtern und Laternen ziehen dann die Angehörigen, wie am Allerseelentage in katholischen Gegenden geschieht, zu den Gräbern der Ihrigen und freuen sich der Nähe der Abgeschiedenen, deren Seelen dem Volksglauben nach an diesem Tage einen Besuch bei den Lebenden machen dürfen.

Ueberhaupt wird man durch mancherlei an Gebräuche der römischen Kirche erinnert. Die geistliche Herrschaft des Micado mahnt an das Papstthum, die kleinen Götzenstatuen an Wegen und Straßen, sowie die Bilder in den Tempeln, an denen selbst der Glorienschein nicht fehlt, an die Heiligen. Dazu

kommen Wallfahrten, Rosenkränze, Glocken und endlich das Mönchwesen. Es giebt einen Orden der sogenannten Bergmönche oder Jammabos. Sie sind freiwillige Büßer, deren verdienstliche Werke in rastlosen Pilgern durch die Gebirge und Thäler bestehen. Sie tragen einen Stock mit kupfernen Knopf, einen Säbel und eine Tritonsmuschel und stehen nebenbei auch im Rufe der Zauberei. Die Blinden bilden eo ipso gleichfalls einen Mönchsorden, welchem sie mit ihrer Erblindung entweder beitreten oder verfallen. Auch an Nonnen fehlt es nicht, doch befleißigen sich diese so wenig der Keuschheit, daß sie vielmehr neben dem Bettel von der Prostitution leben. Mit Recht wohl konnte der berühmte Pater Xavier dem Papst berichten, daß er hier die katholische Kirche vom Teufel nachgeäfft gefunden habe.

Was die allgemeine Moral betrifft, so befindet sie sich in einem traurigen Verderben. Es hat sich auch an den Japanern erfüllt, was geschrieben steht Röm. 1, 28.: Weil sie sich nicht gekehrt haben, daß sie Gott erkenneten, hat sie Gott auch dahin gegeben in verkehrten Sinn zu thun, das nicht taugt. Zwar ist das Hauptsymbol des Sintothums ein Spiegel, der in allen Tempeln hängt und an das γνῶθι σεαυτόν mahnen soll, und weiße Papierstreifen, welche man herabhängen sieht, sollen die Reinheit der Seele predigen; indeß sind die Sitten der Japaner kein Beweis derselben. Zunächst ist es nichts Ungewöhnliches, daß man wie in China neugeborne Kinder besonders Mädchen aussetzt und tödtet. Unsere Leute fanden

ſelbſt einmal beim Waſſerholen eine ſolche Kinderleiche. Auch das Leben der Erwachſenen insbeſondere der Geringen iſt ſehr wohlfeil. So unglaublich es klingt, ſo ſoll es doch keinen Zweifel unterliegen, daß die übermüthigen Deimio=Gefolgſchaften blos um einen neuen Säbel zu probiren und gleichſam einzuweihen harmloſe Kulis niederhauen. Jedenfalls iſt Mord und Todſchlag an der Tagesordnung. Wir fanden ſelbſt einmal einen durch einen Säbelhieb getödteten Kuli mitten auf der Straße in Jeddo liegen. Daß der Selbſtmord unter gewiſſen Umſtänden Ehrenſache wird, iſt bekannt. Er geſchieht durch Aufſchlitzen des Bauches, wobei der nächſte Freund des Unglücklichen, um ſeine Qualen abzukürzen ihm den Kopf ſpaltet. Dies nennt man Harakiri d. h. den ſchönen Tod. Er ſühnt jedes Verbrechen und ſtellt die Ehre des Selbſtmörders und ſeiner Familie unter allen Umſtänden wieder her. Von den übrigen Laſtern iſt Diebſtahl in Jokuhama etwas Seltenes, in Nagaſaki dem Vernehmen nach ſehr gewöhnlich. Betrug und Uebervortheilung im Handel wird nicht für ein Unrecht, ſondern für einen Beweis von Schlauheit gehalten. Trunkſucht iſt ebenfalls ſehr verbreitet. Zwar ſieht man bei Tage wenig Betrunkene, aber nur weil die Gelage des Abends innerhalb der Häuſer gehalten werden.

Das Hauptlaſter Japans aber iſt eine Unſittlichkeit in geſchlechtlicher Hinſicht, welche in der ganzen übrigen Welt unerhört ſein dürfte. Einen weſentlichen Einfluß darauf hat ohne Zweifel ein dem alten Phallusdienſt ganz ähnlicher Cultus geübt. Es giebt Tempel

der Fruchtbarkeit gewidmet, in denen Gegenstände der Verehrung, die sich weiter nicht beschreiben lassen, ausgestellt sind, und am Erntefeste wurden diese Embleme in Jeddo in großen Processionen und selbst von Kindern als Masken vor dem Gesicht umhergetragen, ein Anblick der an satanischer Scheußlichkeit Alles übertrifft. Auch im gewöhnlichen Leben begegnet man überall den anstößigsten Dingen. Nicht nur Bilderbücher, die man unbedenklich den kleinen Kindern schon in die Hand giebt, strotzen von den unzüchtigsten Abbildungen, sondern auch auf Lackwaaren, Stickereien u. dergl. begegnet man ihnen wieder. In Wort und That geht die Schamlosigkeit selbst auf offener Straße bis zum Cynismus. Große Prostitutionshäuser (Gangeros) werden von Staatswegen unterhalten und die Dirnen darin von Jugend auf zu diesem schändlichen Gewerbe erzogen. Wenn Eltern mehr Töchter haben als sie wünschen, so verkaufen sie dieselben schon früh oft schon im fünften Jahre an diese öffentlichen Häuser des Staats. Hier dienen sie in den Jahren der Kindheit als Dienerinnen und Aufwärterinnen der eigentlichen Dirnen. Sind sie zwölf bis sechszehn Jahr alt, so werden sie mit vieler Feierlichkeit für frei von Aufwartung und geringen Diensten erklärt und zu förmlichen Damen des Hauses geweiht. In diesem Gewerbe werden sie dann nicht nur von keiner Schande getroffen, sondern stehen geradezu als feiner erzogen und gebildet gleichsam als Damen von Welt in höherer Achtung und verheirathen sich oft noch mit geachteten Männern. So scheint es fast, als wenn den Japanern

das Gefühl für Keuschheit und Sittlichkeit ganz abhanden gekommen wäre und leider muß hinzugesetzt werden, daß sie bis jetzt gerade noch nicht viel Gelegenheit hatten, unter den christlichen Europäern eine entgegengesetzte Auffassung zu bemerken.*) Man betrachtet ihr Treiben als liebenswürdige Naivetät, ja als ein wiedergefundenes Paradies und kann bis zur Erbitterung gereizt werden über ein Wort des Abscheus, das dagegen gesprochen wird. Denkt nicht die ganze „aufgeklärte" Journalistik, die so wehmüthige Blicke auf die bisherige finstere Verkümmerung aller Lebensfreuden wirft und mit so edlem Selbstbewußtsein das Evangelium des Fleisches verkündigt, im Grunde ihrer Seele ebenso?

Indessen läßt sich doch leicht nachweisen, daß es nicht paradiesische Unschuld sondern schamloses Verderben ist, das uns in diesem Treiben begegnet. Die freche Lustigkeit, in welche die Zuschauer beim Anblick solcher Dinge ausbrechen, das verlegene Lachen der Verkäufer, welches noch auf die Billigung des Beschauers wartet, endlich die wenn auch auf das Nothdürftigste beschränkte Verhüllung des Leibes verräth doch noch die Reaction des unverwüstlichen Schamgefühls. Auch berichten die Chroniken ein ganz bestimmtes Ereigniß, welches die Einführung der jetzt herrschenden Unzucht bewirkt habe. Thunberg erzählt folgendermaßen: „Diese jetzt über das ganze Land ausgebreitete Einrichtung ist nicht

*) Selbst nicht die japanesische Gesandschaft in Berlin u. a. a. O.

immer gewesen, sondern erst zur Zeit der einheimischen Kriege entstanden, als der weltliche Kaiser dem Dairi die kaiserliche Gewalt und Autorität entriß. Der letztere wurde damals gezwungen, in sehr zartem Alter mit seiner Pflegemutter und seinem Hofstaate zu entfliehen. Sie nahmen ihren Weg nach Simonoseki. Seine Bedienung bestand wie noch jetzt lediglich aus Personen des andern Geschlechts. Auf der Flucht über die See sprang die Pflegemutter, als die Feinde ihr nachsetzten, mit ihm in's Wasser und ertrank. Die Frauenzimmer von seiner Bedienung kamen nach Simonoseki. Weil sie aber nicht zu leben hatten, sahen sie sich genöthigt, auf unanständige Weise ihren Unterhalt zu verdienen. Dies ist, wie viele bei denen ich mich ausdrücklich erkundigt habe, versicherten, der erste Ursprung der öffentlichen Häuser, die sich während der vieljährigen Fortdauer der Unruhen immer weiter verbreiteten. Zu Simonoseki heißen diese Dirnen noch jetzt Joruffi, welchen Namen die Beischläferinnen des Dairi führen." (Reise nach Japan I. p. 206.) Jedenfalls ist sehr erklärlich, daß ein so sittenloser Hof wie der des Dairi in Zeiten des Verfalls ähnlich wie die Höfe eines Ludwig XIV. und Ludwig XV. die größte Sittenverderbniß im Lande verbreiten konnte und daß dieselbe bei einem Volke, dessen öffentliches Gewissen durch kein Christenthum wieder zu sich selbst gebracht wurde, in einen bleibenden Zustand überging.

Uebrigens ist es doch gar nicht schwer, Japaner von der Verwerflichkeit dieser Unzucht zu überzeugen und Missionare versicherten mir, daß ihnen verschiedene

ernste und verständige Männer gestanden hätten, sie hielten dieselbe für eine Schmach und Schande ihrer Nation.

Daß auch ihre verderblichen äußeren Folgen nicht ausgeblieben sind, versteht sich von selbst. Nirgends sind syphilitische Krankheiten wohl so verbreitet wie in Japan und ein amerikanischer Arzt, der seit Jahren im Dienste einer Mission fast nur Eingeborne behandelte, erklärte mir, daß er die kleine, schwächliche Constitution aller vornehmeren Classen nur ihren von früher Jugend auf betriebenen Ausschweifungen zuschreibe.

Bai von Jeddo, den 17. November 1860.

Der Sitz des neu eröffneten europäischen Handels in der Jeddobai ist, wie ich schon erwähnt habe, Jokuhama, welches wir mit den Schiffen von unserm Ankerplatz vor Jeddo in wenig Stunden erreichen können. Die Ansicht dieses Hafens, welcher auch immer europäische Schiffe beherbergt, gehört zu den schönsten Partieen der ganzen Reise. Den größten Reiz giebt ihm der Fusi-jama, welcher hier im Hintergrunde sich erhebt. Wenn er an einem kalten Morgen in ein weißes Schneekleid gehüllt erscheint und die ersten Sonnenstrahlen den Duft, der sich um die Buchten zieht, durchbrechen, dann wird man vollständig an eine Schweizerlandschaft erinnert. Von den Schiffen im Hafen sind wohl die japanischen Kriegsdampfer die merkwürdigsten, da ihre Besatzung ganz aus eingebornen

Officieren, Maschinisten und Matrosen besteht, die auch wirklich damit in See gehen. Die Stadt selbst, welche erst seit dem Perry'schen Vertrage entstanden ist und schon eine bedeutende Größe erlangt hat, besteht fast aus lauter Läden und Speichern, denn alle ihre Bewohner, Japanesen und Europäer, gehören zu den Männern des commerciellen Interesses. Da besucht man denn die deutschen Kaufleute mit denen sich ein freundschaftliches Verhältniß entwickelt hat, schlendert die große Straße entlang, durchforscht die Läden, in denen alle die schönen Lack-, Porcellan- und Metall-Waaren ausgestellt sind, handelt hin und her und kauft Geschenke für die Freunde daheim. Die Preise sind für unsere Begriffe billig doch sind sie nicht im Mindesten fest und die Japaner fordern von Unerfahrenen das Dreifache des wirklichen Werthes. Man bietet daher ohne Weiteres das Drittel der geforderten Summe und erhält das Verlangte in der Regel unter lautem Gelächter des Verkäufers, der sich erkannt sieht. Die gewöhnliche Münze der Japaner ist der Izibu, ein viereckiges, wohlgeprägtes Silberstück im Werthe von nahezu 15 Sgr. preußisch. Die Scheidemünze von Bronce hat eine ovale Form und ein viereckiges Loch in der Mitte, so daß man sie an einem Faden aufreihen kann. Sie heißt Tempo und gilt ungefähr 1 Sgr. preußisch. Außerdem giebt es noch viele schöne Goldmünzen, die anfangs nicht höher standen als ebenso viel Silber. Es läßt sich denken, welch' eine Jagd die neu angekommenen, europäischen Abentheurer nach diesen Goldmünzen anfingen und in der That haben

ſich einige Glücksritter damit ein bedeutendes Vermögen erworben. Indeſſen hat die Regierung der Sache dadurch Einhalt gethan, daß ſie die Goldmünzen aus dem auswärtigen Verkehr ganz verbannte oder doch ihren Werth in demſelben entſprechend normirte, eine Maßregel, die ihr in Japan möglich war. Jetzt machen die Fremden bei dem Geldwechſel entſchieden Schaden, denn ihre mexicaniſchen Dollars, welche 3 Izibus werth ſind, werden nur zu einem Courſe von 2 Izibus angenommen. Da die Regierung nun alle Dollars ſofort einzieht und zu Izibus prägen läßt, ſo hat ſie an jedem einzigen Dollar einen Izibu Gewinn. Die europäiſchen Kaufleute ſuchen ſich dadurch zu helfen, daß ſie in Waaren Zahlung leiſten und ihrerſeits nur Dollar als Zahlung annehmen.

Das Leben und Treiben dieſer Pioniere des fernen Oſtens iſt übrigens ziemlich eigenthümlich. Allen Nationen gehören ſie an und haben meiſt ſchon in ſo manchen Theilen der Welt ſich verſucht. So iſt unſer Fleiſcher ein Ungar, der erſt in Californien, dann auf den Sandwichs-Inſeln und nun hier ſein Glück probirt hat. In einer Jagdgeſellſchaft von 11 Perſonen, an welcher einer unſerer Officiere theilnahm, waren 9 Nationen vertreten, wobei allerdings Hamburg und Preußen als verſchiedene Nationen betrachtet ſind. Die Deutſchen ſind überhaupt wie bis jetzt überall zahlreich vorhanden und beſtreben ſich, uns alle Gaſtfreundſchaft und Gefälligkeit zu erweiſen, die in ihrer Macht ſteht. Außer den Europäern leben auch viele Chineſen theils als ihre Diener theils als ſelbſtſtändige Kaufleute hier.

In dem gesellschaftlichen Verkehr ist das Yankeethum nicht zu verkennen. Jeder steht so ziemlich mit seinem Revolver allein und kennt keinen andern Zweck als die Dollars, mit denen er dann in der Heimath ein sorgenfreies Leben zu führen gedenkt. Der Handel ist größtentheils Ausfuhr, da sich die Japaner bis jetzt noch zu wenig an europäische Bedürfnisse gewöhnt haben, als daß die Einfuhr bedeutend sein könnte. Am meisten fragen sie nach Tuch und wollenen Stoffen, die sie noch gar nicht kennen.

Da die Handelsverhältnisse in Japan noch so unbekannt sind und jetzt gerade ein besonderes Interesse erregen, so entnehme ich dem Bericht des Herrn Kaufmann Jacob darüber Folgendes:

Eine schwierige Aufgabe ist es, etwas Genaues und Zuverlässiges über die in Japan bis jetzt ansässigen Leute zu sagen.

Wenn eine neue, bis dahin unbekannte Gegend der Menge plötzlich bekannt wird, und Gewinn in der einen oder anderen Weise zu versprechen scheint, so kommen sofort Schaaren von Leuten an, die mit einem Schlage zu gewinnen hoffen, was ihnen das Schicksal bis dahin versagt hat — Reichthum. Abenteurer und Schwindler, Leute die aller Orten bereits ihr Heil versucht und nicht gefunden haben, strömen schaarenweise herbei, und es dauert oft lange Zeit, bis das Gute und Gesunde sich abgeklärt hat.

So ist es auch in Japan; wie das Geschäft im Allgemeinen, so sind auch die Leute mehr oder weniger experimental und werden es bleiben, so lange noch in

kurzen Zwischenräumen neue Häfen geöffnet werden, da sie in jedem Orte die Goldberge zu finden hoffen, die sie in dem vorhergehenden vergeblich gesucht haben. Die großen Englischen und Amerikanischen, auch einige Deutsche Häuser in China, haben an einem oder beiden geöffneten Plätzen ihre Special-Vertreter, und werden nach jedem neuen Platze neue Vertreter schicken. Außerdem haben sich einige wenige Häuser etablirt, welche mit der nöthigen Unterstützung Commissions-Geschäfte besorgen.

Das Gesammt-Resultat des bisherigen Verkehrs mit Japan, über welchen leider genaue statistische Notizen fast ganz fehlen, ist, so bedeutend es auch an sich scheinen mag, eine mehr oder minder große Täuschung für Viele, ja die meisten derer gewesen, welche mit gespanntem Auge der Oeffnung des Landes entgegensahen.

Es hatte sich überall auf geheimnißvolle Weise die Ueberzeugung aufgedrängt, es müsse in Japan ein immenser Absatz europäischer Industrie-Erzeugnisse zu erzielen sein, und dies ist bei allen Vertragsmächten, England zumeist, anscheinend die Haupt-Veranlassung der Verträge überhaupt gewesen. Anstatt eines reichen, bedürfnißvollen Volkes, wie man erwartet hatte, fand man ein in der Mehrzahl armes und im Allgemeinen bedürfnißloses Volk und daneben eine Industrie, welche genügend im Stande war, die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen und das Import-Geschäft fremder Erzeugnisse nahezu überflüssig zu machen.

Das Land dagegen war reich an unendlichen Schätzen jeder Art; Thee und Seide, zu den werthvollsten Gegenständen der jetzigen Zeit gehörend, wurden für eigenen Bedarf cultivirt; Gold, Silber, Kupfer, Eisen ꝛc. wurden gewonnen, Kohlen waren reichlich vorhanden, der Landbau stand auf einer ungeahnten Höhe, ein fischreiches Meer mit sicheren Häfen umgab auf allen Seiten die das Reich bildenden Inseln, einen wichtigen Factor für den Wohlstand eines Landes bildend und die zahlreichen Bewohner waren arbeitsam und intelligent!

Wie nun war es möglich, daß bei solchen Verhältnissen das Volk in seiner Gesammtheit arm war, und zwar so arm, daß in vielen Fällen nur dadurch eine Ausdehnung des Import-Geschäfts, und zwar ganz passender Artikel unmöglich war? Es ist einfach die natürliche Folge falscher und verkehrter staatsökonomischer Principien gewesen, aus denen jene gänzliche Abschließung des Landes entsprungen ist, die sich überall in gleicher Weise rächen wird, und in diesem Falle Stoff zu lehrreichen Betrachtungen giebt.

Japan producirt, wie erwähnt, eine ganze Reihe vom Auslande gesuchter werthvoller Gegenstände, nach denen sofort nach der Oeffnung mehr und mehr vermehrte Nachfrage entstand, was eine natürliche Veranlassung war, die im Lande befindlichen Reichthümer auszubeuten. Auf diese Weise hat sich ein nicht unbedeutendes Export-Geschäft und damit eine außerordentlich günstige Handels-Bilanz für Japan herausgebildet, und je

mher die Nachfrage nach dieſen Artikeln ſteigt, je mehr ſie befriedigt werden kann, um ſo raſcher wird der Reichthum des Landes ſteigen und in gleichem Grade wird die Neigung für fremde Erzeugniſſe, an die man ſich inzwiſchen gewöhnt haben wird — ſoweit ſie im Inlande gar nicht, wie Wollwaaren, oder nicht ſo gut und billig, wie im Auslande, wie z. B. Baumwollenwaaren ꝛc., fabricirt werden — ſteigen.

Sollten alſo mit der Zeit noch die im Anfang getäuſchten Erwartungen auf ein großes Import-Geſchäft in Erfüllung gehen, ſo iſt es nach meinem Dafürhalten in erſter Reihe eine Nothwendigkeit, daß das Export-Geſchäft zu möglichſter Blüthe und Entfaltung komme.

Das Japaniſche Gouvernement wird ſich hoffentlich mehr und mehr überzeugen, welchen wohlthuenden Einfluß der Verkehr mit den fremden Nationen auf das Land hat, und nicht nur die bisherigen gehäſſigen und kleinlichen Reſtrictionen fallen laſſen, ſondern Alles thun, um einer größeren Ausdehnung des Verkehrs förderlich zu ſein.

Es kann in dieſer Richtung, ja es muß viel geſchehen und zwar zunächſt und vor allen Dingen muß das Gouvernement dafür Sorge tragen, daß Ruheſtörungen, wie ſie in Jokuhama öfter vorgekommen ſind, unmöglich werden. Nichts iſt der gedeihlichen Entwickelung des Verkehrs nachtheiliger, als ſolche Störungen; ein Tag, ja eine Stunde kann ruiniren, was in Jahren mühſam aufgebaut iſt, und oft in Jahren nicht wieder nachgeholt werden kann. Iſt auf

ſtabile Zuſtände zu rechnen, ſo wird einem der wichtigſten Bedürfniſſe des Verkehrs genügt werden, — es wird eine Bank-Filiale errichtet werden. Schon ſeit längerer Zeit ſteht eines der erſten Bank-Inſtitute Chinas auf dem Sprunge, dieſem längſt gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, allein, wie Canton zeigt, ziehen ſolche Inſtitute nur nach ſolchen Plätzen, wo Ruhe und Sicherheit eine friedliche Entwickelung ermöglichen. Es wird ferner eine regelmäßige Dampf-Schifffahrts- und Poſt-Verbindung mit China und der übrigen Welt überhaupt, ſowie auch der einzelnen Plätze unter ſich eintreten, womit unendlich viel genützt ſein würde. Eine bereits beſtandene Linie der P. und O. Company zwiſchen Shanghai und Japan mußte bei Ausbruch des Chineſiſchen Krieges ſuspendirt werden, und da ſpäter die Verhältniſſe in Japan ſelbſt Geſchäft und Vertrauen ruinirt hatten, ſo wurde ſie auch nach Beendigung des Chineſiſchen Krieges nicht regelmäßig wieder aufgenommen, ſondern nur dann und wann einmal ein Schiff nach Jokuhama direct geſchickt. Japaneſiſche Poſt-Verbindungen exiſtiren, ſind aber durchaus unzuverläſſig, und die Tour von Nagaſaki nach Jokuhama abſorbirt im gewöhnlichen Verlauf der Dinge 30 Tage und wird außerdem nur ein-, zuweilen zweimal per Monat unternommen. Jedermann kann gegen Erlegung von 50 Dollar einen expreſſen Boten nach Jokuhama ſenden, welcher 10 Tage gebraucht.

Daß in allen ſolchen Dingen bisher noch nicht mehr geſchehen iſt, muß zum Theil dem Umſtande zugeſchrieben

werden, daß die Japaneſen bis zur Oeffnung des Landes mit europäiſcher Geſchäftsführung vollſtändig unbekannt waren, und gewiſſermaßen erſt anfangen mußten, zu lernen. Die Zeit der Uebung iſt bisher zu kurz geweſen, ſo daß ſie jetzt noch weit, weit hinter den Chineſen ſtehen; allein ich bin überzeugt, daß es nur kurzer Zeit bedarf, um ſie zu den ſchlaueſten Geſchäftsleuten zu machen.

Ja ich möchte noch weiter gehen und die Behauptung ausſprechen, daß Japan berufen erſcheint, im Oſten in commercieller Beziehung dieſelbe Rolle zu übernehmen, wie ſie England auf der andern Seite des Erdballs ſpielt. Welche Fülle von Mitteln liegt nicht in dem Lande, England grade in ſeinen wichtigſten Erzeugniſſen die Spitze zu bieten. Baumwolle, das Material zu dem Hauptzweig der engliſchen Induſtrie, iſt in Japan bisher zureichend für den ganzen Bedarf, und in vorzüglicher Güte angebaut und verarbeitet. Metalle und Kohlen dieſer zweite Lebensnerv engliſcher Induſtrie, ſind ſie nicht in reicher Fülle vorhanden, in tadelloſer Güte und einem Reichthum, deſſen Grenzen man noch nicht einmal kennt? Und hat Japan, dieſes wunderbare Inſel-Reich, nicht eine Fülle der ſchönſten und ſicherſten, den engliſchen mindeſtens gleichſtehenden Häfen?

Was nun aber die directen geſchäftlichen Beziehungen zu Japan im Allgemeinen anbetrifft, ſo hat es vorläufig und wahrſcheinlich auch für längere Zeit noch nicht ſehr viel auf ſich.

Wie schon bemerkt, ist der Bedarf an Importen theils zu ungenügend, um Schiffe direct von Europa damit zu befrachten, theils ist der größte Bedarf in solchen Artikeln, die auch in China gut verkäuflich sind, und die man deshalb, um jede Chance zu benutzen, lieber nach dem am Wege gelegenen Hongkong oder Shangai schickt, und den dortigen Leuten die weiteren Dispositionen überläßt. — Es kommt noch dazu, daß alle die Häuser, welche in den letztgenannten Artikeln das große Geschäft in China machen, ihre Special-Vertreter in Japan haben.

Von den holländischen Häusern sind einige Male direct beladene, kleine Schiffe aus Holland beordert, die leicht aufzufüllen waren, weil man eine ganze Anzahl Artikel für verkäuflich hielt, und hineinpackte, deren Unverkäuflichkeit sich inzwischen herausgestellt hat. Seitdem läßt man die direct für Japan bestimmten Gegenstände über Batavia, oder, wie es alle Anderen thun, über das nahe gelegene Shanghai gehen.

Ebenso ist es mit der directen Verschiffung der Japanischen Exporte nach Europa noch schwach bestellt. Seide und Thee bilden die Haupt-Export-Artikel; letzterer kommt, abgesehen, daß nur kleine Quantitäten für Europa bestimmt sind, so an den Markt, daß er erst neu gebrannt und gepackt werden muß, um für den See-Transport tauglich zu werden, und Seide kommt so gemischt, unrein und schlecht gepackt vor, daß sie erst fortirt und umgepackt werden muß. Bei beiden Artikeln ist es deshalb nöthig, sie über Shanghai zu

ſchicken. Mit Rapp-Saat hat man directe Verſuche gemacht, deren Reſultat man erſt abwarten muß, und die übrigen für Europa paſſenden Artikel ſind ſo wenig bedeutend, daß man ſie über China oder Batavia ſchicken muß. Es ſind ſchon jetzt Vorkehrungen getroffen, um den erwähnten Uebelſtänden abzuhelfen, und es iſt deshalb zu hoffen, daß directe Verſchiffung von Exporten nach Europa in Kürze möglich ſind, und bei zunehmendem Verkehr ebenfalls ſteigen werden.

Die Hauptmaſſe des japaneſiſchen Exports wird, abgeſehen von den für China allein gebräuchlichen und beſtimmten Artikeln immer nach Shanghai gehen, ſchon zum Theil deshalb, weil die Shanghai-Häuſer $\frac{7}{8}$ des ganzen japaneſiſchen Geſchäftes für ihre Rechnung machen. Für Deutſchland aber iſt das Export-Geſchäft direct von Japan, weil es für die dazu geeigneten Gegenſtände, Thee und Seide, einen zu geringen Conſum hat, ohne Bedeutung. Trotzdem darf die Entwickelung Japans von Deutſchland nicht mit müßigen Augen angeſehen werden, beſonders in Bezug auf das Import-Geſchäft.

Ein Blick auf den Stand der Schifffahrts-Verhältniſſe in China und die große Rolle, welche die deutſchen Flaggen dabei ſpielen, die nahezu die ganze Küſten-Schifffahrt in Händen haben, iſt hinreichend, um einen Begriff von der Bedeutung des Gegenſtandes mit Bezug auf Japan zu geben, wo man mit Sicherheit eine verhältnißmäßige Verkehrs-Entwickelung erwarten, muß, wie dort. Aus mannigfachen Gründen werden die

deutschen Schiffe gerade für diesen Zweig der Schifffahrt überall vorgezogen, und deshalb ist es doppelt zu beklagen, daß denselben dieses Feld so gänzlich verschlossen war. Bei den Industrie-Verhältnissen Deutschlands und der Lage der deutschen Rhederei mußte die letztere mit ihren Interessen bei der Oeffnung Japans und dem Wunsche, dieselbe auch auf Deutschland auszudehnen, entschieden in den Vordergrund treten, da sie allein einen directen und unmittelbaren sofortigen Nutzen davon ziehen kann, und deshalb glaube ich, daß die Sorge um den Schutz und die Sicherung derselben einstweilen vorzugsweise im Auge zu behalten sein wird. — —

Die Umgegend von Jokuhama, welche den Europäern bis auf 10 Ri d. i. 3 deutsche Meilen im Umkreise offen steht, ist ebenso schön und angebaut wie bei Jeddo. Weit und breit sieht man wohlbestellte Felder des schönsten Gartenbodens, auf denen Baumwolle, Thee, Mais, Reis, Weizen, Taback und mancherlei mir unbekannte Gewächse gebaut werden. Wie weit die Japaner aber in der Agricultur sind, so sehr sind sie im Obstbau zurück. Von Früchten findet man in diesem herrlichen Klima nichts als eine elende Holzbirne, kleine Orangen, dickschalige Weintrauben und Wassermelonen, welche ohne die mindeste Pflege dahin wachsen und gar nicht geschützt werden. Auch die Viehzucht steht auf einer sehr niedern Stufe. Die kleinen, aber feurigen und ausdauernden Pferde werden wenig gepflegt, das Rindvieh, das man nur zum Last-

tragen benutzt, und von dem man weder Milch noch Fleisch genießt, ist nur in geringer Zahl vorhanden, Schafe und Ziegen giebt es gar nicht und einige Schweine haben nur die Chinesen. Dagegen sind Hunde und Katzen in Menge vorhanden. Die letzteren haben hier alle nur ganz kurze Schwänze wie die Kaninchen, was ganz merkwürdig aussieht. Auch Hühner werden zahlreich gehalten. Sie sind aber auch das einzige Federvieh. An Wild: Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Hasen, Fasanen, wilden Gänsen ist gleichfalls kein Mangel. Von Raubthieren aber ist das Land, ausgenommen die Insel Jesso, wo es Bären und Wölfe geben soll, befreit.

Das japanesische Landvolk, obgleich überall freundlich und zutraulich ist dies hier bei Jokuhama, wo ein Fremder kein ungewöhnlicher Anblick mehr ist, in noch höherem Maße. Ganz besonders haben mir die Kinder mit ihrem muntern, fröhlichen Wesen gefallen. Sobald man sich einem Hause nähert, wird man schon von weiten von einem Chor Kinderstimmen begrüßt, die dem Vorübergehenden unablässig ihr Anata oheio! (Mein Herr, guten Tag!) zurufen und in Jubel ausbrechen, wenn man endlich Arigato oheio! (Danke, guten Tag!) antwortet. Oft blieb ich stehen und rief mir einen der pausbackigen Schreihälse heran. Dann gerieth die kleine Gesellschaft in komische Verlegenheit, bis endlich der Muthigste, ermuntert von der nicht fernen Mutter sich ein Herz faßt und furchtsam herbeikommt, dem fremden Manne die Hand zu

geben. Man ſtreichelt ihm die Wangen, ſchenkt ihm einen Tempo und triumphirend kehrt er zu den Spielkameraden zurück, von denen man noch lange mit frohem Gelächter und Schreien verfolgt wird.

In der Umgebung von Jokuhama ſteht auch das Denkmal der ermordeten Ruſſen. Die japaneſiſche Regierung hat es auf ihre Koſten errichten müſſen. Es iſt ein kleiner Tempel im byzantiniſchen Styl, ein Kuppeldach mit dem Kreuze, getragen von vier runden ſteinernen Säulen, zwiſchen denen noch ein großes Kreuz von ſchwarzen Marmor aufgerichtet iſt. Es liegt in einem kleinen Thale zwiſchen belaubten Hügeln und ſieht ſehr würdig aus. Auch wir haben hier einen Seeſoldaten begraben, einen armen Oſtpreußen, dem man auch wohl nicht an der Wiege geſungen hat, daß ſein Grab in Japan ſein werde.

Außer Jokuhama dürfen ſich Fremde nur noch in Kanagawa, einen etwa ebenſo großen Ort an der entgegengeſetzten Seite der Hafenbucht, niederlaſſen. Es wohnen aber nur ſolche Leute daſelbſt, denen daran gelegen iſt, ſich von dem Lärm des Handels ein wenig zurückzuziehn, nämlich die Conſuln und die Miſſionare. Die letzteren ſind die erſten evangeliſchen Sendboten in Japan. Allerdings hatte der berühmte Gützlaff ſchon im Jahre 1837 einen Miſſionsverſuch in dieſem Lande gemacht. Einige an der americaniſchen Küſte ſchiffbrüchig gewordene Japaner waren ihm von dem Agenten der engliſchen Pelzcompagnie daſelbſt zugeſendet worden und er hatte von ihnen die japaneſiſche Sprache

gelernt und sie selbst getauft. In Begleitung eines Freundes schiffte er sich sodann mit seinen Zöglingen nach der Jeddobai ein. Allein kaum dort eingelaufen, wurde das Schiff von den Strandbatterieen und drei bewaffneten Dschunken so heftig beschossen, daß es sich zur Flucht genöthigt sah. Seit dem Perry'schen Vertrage haben sich die Verhältniße nun allerdings sehr geändert. In demselben wurde allen Christen die freie, öffentliche und ungehinderte Ausübung ihres Gottesdienstes zugesichert und dann noch die Erlaubniß hinzugefügt, an den geöffneten Plätzen christliche Kirchen zu bauen. Auf Grund dieses Artikels haben americanische Gesellschaften sogleich Missionare nach Japan ausgesandt, welche in Kanagawa und Nagasaki ihren Sitz genommen haben. Einer der ersteren hatte früher als gemeiner Seesoldat die Expedition Perry's mitgemacht und mit einem jungen Japaner Freundschaft geschlossen, der nach America gebracht und dort getauft wurde. Vom Militairdienste befreit faßte er nun den Beschluß mit diesem Zöglinge als Missionar wieder nach Japan zurückzugehen und war auch in den Stand gesetzt, da eine Baptisten-Gesellschaft sich seiner annahm und ihm die nöthige Ausbildung ertheilen ließ, diesen Beschluß auszuführen. Leider scheint es indeß dem eingebornen Begleiter an Intelligenz zu fehlen, um die Hoffnungen zu erfüllen die man in ihn gesetzt hatte. Die Wirksamkeit der Missionare ist natürlich noch eine durchaus vorbereitende. Abgesehen davon, daß sie den Gottesdienst für die ansässigen Europäer versehen, sind sie beschäftigt, sich die Kenntniß der ja-

paneſiſchen Sprache, Schrift und Literatur anzueignen und ſich das Vertrauen der Leute zu erwerben. Doch haben ſie auch ſchon mancherlei chriſtliche Schriften verbreitet und die Erfahrung gemacht, daß dieſelben von allen, ſogar von den Jakunins mit Intereſſe geleſen werden. Ob die Regierung ihnen ſpäter, wenn ihre Wirkſamkeit eine weitgreifendere wird, Schwierigkeiten entgegenſetzen wird, muß abgewartet werden.

Auch die römiſch-katholiſche Kirche hat bereits den erſten Schritt gethan, ihre frühere Bedeutung in dieſem Lande wiederzugewinnen. Seit Abſchließung des franzöſiſchen Vertrages ſind einige Jeſuiten, welche durch einen zehnjährigen Aufenthalt auf den Lu-tſchu Inſeln der Sprache vollkommen mächtig geworden ſind, herbeigekommen, und haben ihre Wohnung in Jeddo und Hakotade aufgeſchlagen. Dieſe erſtere Stadt iſt zwar nur den Geſandten der fremden Mächte geöffnet, aber der daſelbſt anſeſſige Pater befindet ſich auch im Gefolge des franzöſiſchen Geſchäftsträger's. Frankreich's Politik unterſtützt wie überall, ſo auch hier die katholiſche Miſſion. Ueber ihre Erfolge verlautet auch noch nichts.

Sechstes Capitel.

Winter in Japan. Wallfische. Der gefangene Sonntagsjäger. Einweihung des russischen Denkmals. Verhandlungen. Ankunft der „Elbe". Ihr Abenteuer auf der Insel Formosa. Jahresschluß. Japanesische Verschwörung. Ermordung von Mr. Huysgen. Vertragsschluß. Abreise von Jeddo. Abermals Sturm. Nagasaki. Rückblick auf die japanesische Christenverfolgung. Treiben der Holländer auf Desima. Grotte von Fukudasaki. Befestigungen. Besuch auf einem japanesischen Kriegsdampfer.

Bai von Jeddo, den 2. Januar 1861.

Unser Aufenthalt in der Jeddobai wurde durch die immer neuen Schwierigkeiten, welche die Regierung dem Abschluße des Vertrages entgegensetzte wider Erwarten verlängert. Der Winter kam herbei, während der diplomatische Kampf in Jeddo zwischen den schlauen, ermüdend zähen Japanern und unserm Gesandten, der fest entschlossen war, nicht ohne Vertrag zu segeln, noch immer unentschieden weiter geführt wurde. Doch hat ein Winter in Japan nicht viel zu sagen. Selten sinkt das Thermometer unter 5° R. und noch seltener findet man ein wenig Eis auf den Straßen. Außerdem zogen sich jene herrlichen Herbsttage, von denen ich nicht weiß, ob sie nicht selbst den Vorzug vor dem wunderschönen Monat Mai verdienen, bis tief in den December. Der riesige Fusijama hatte seinen blauen Mantel mit einem weißen vertauscht und gab so der lieblichen Bucht von Jokuhama mit ihren herbstlich gefärbten Hügeln und Baumgruppen

einen neuen Reiz. Draußen in der Bai fingen die Wallfische an, sich einzustellen. Vorzüglich in den stillen Mondschein-Nächten hörte man häufig jenes gewaltige, stoßweise Brausen, welches nichts anderes ist als das behagliche Räuspern des wasserschnaufenden Riesen und sah dann in der Ferne die weißen Wassersäulen emporsteigen. Eines dieser Thiere konnten wir eines Sonntags Morgens bei der Musterung in unmittelbarer Nähe beobachten. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit schoß die dunkle Masse, welche nicht viel kürzer als unser Schiff zu sein schien, durch das Wasser, große Wellen hinter sich zurücklassend. Es muß ein gemüthlicher Bursche gewesen sein, denn er machte so viel Wendungen und Sprünge und pruschte so viel Wasser um sich her, wie man als Wallfisch gewiß nur in heiterer Laune thun würde.

Am 15. October wurde des Königs Geburtstag wie daheim gefeiert. Das Schiff wurde über alle Toppen geflaggt, Gottesdienst und große Parade gehalten, zu Mittag mit 33 Schuß salutirt und den Leuten ein lustiger Abend gegeben.

Andere Unterhaltungen gewährten die Bootswettfahrten und Manoeuvre, sowie das Scheibenschießen mit Gewehr und Geschütz, welches alles Ereignisse von Wichtigkeit für unsern schwimmenden Mikrokosmus waren. Am meisten Aufregung verbreitete aber immer die Ankunft von Briefen, Nachrichten und Zeitungen von Hause. Sie boten wochenlang Stoff zu gegenseitigen Mittheilungen, Erzählungen und politischen Debatten.

In den langen Pausen zwischen ihrer Ankunft begnügten wir uns einstweilen mit den politischen Verhältnissen Japans, welche der Conjectur gleichfalls ein weites Feld bieten, denn daß es bei dem gegenwärtigen Deimio- und Jakuninregiment über kurz oder lang zu einem Zusammenstoß mit den Europäern kommen werde, ist vorauszusehen. Auch haben schon ernstliche Conflicte stattgefunden. In der Umgegend von Kanagawa, einer herrlichen, waldreichen Gegend, die ich auch einmal mit einem americanischen Missionar durchritten habe, ist eine vorzügliche Jagd für Fasanen. Viele von den europäischen Kaufleuten, denen es an Amüsement fehlte, fingen nun an, sich auf Sonntagsjägerei in dieser Gegend zu legen, obgleich dies ein Vertragsartikel ausdrücklich verbietet. Die Jakunins beschwerten sich bei dem Consul, welcher ihnen erlaubte, die unberufenen Jäger zu arretiren und ihm zur Bestrafung abzuliefern. Bald nachher trafen dieselben wirklich einen englischen Kaufmann auf der Jagd und nahmen ihn fest. Der übermüthige Gentleman leistete jedoch Widerstand und schoß einen Jakunin in den Oberarm. Nun erlaubten sich die erbitterten Begleiter desselben ihrerseits einen Vertragsbruch. Statt nämlich den Gefangenen seinem Consul auszuliefern, wie ihre Pflicht war, schleppten sie ihn fort und weigerten sich, seinen Aufenthaltsort anzugeben. Allgemeine Aufregung verbreitete sich, man fürchtete ausgesuchte Martern für den Verschwundenen, schrie Verrath, setzte sich in Vertheidigungszustand. Zufällig waren wir damals die einzigen Kriegsschiffe auf der Rhede. Als man daher

in der Nacht den Ort, wo der Engländer gefangen gehalten wurde, dennoch aufgespürt hatte, schickte der englische Consul an Bord mit der Bitte, ihn in einer Angelegenheit der Humanität zu unterstützen. Wirklich landeten wir ein Detachement Seesoldaten, welches den Gefangenen nicht so wohl befreite, als vielmehr in englischen Gewahrsam überbrachte.

Dieser Vorfall erregte viel böses Blut auf beiden Seiten. Die Jakunins ließen Drohungen vernehmen, daß sie sich rächen würden und da ein Angehöriger der französischen Gesandschaft in Jeddo wirklich angefallen und in den Arm verwundet wurde, so erwachte die Erinnerung an die kaum vergessene Ermordung der Russen und Holländer von Neuem. Mehrere mißliebige Kaufleute hielten es sogar für rathsam, nach Shanghai zu fliehen. In dieser Zeit war das Mausoleum fertig geworden, welches die Japanesen den gefallenen Russen hatten setzen müssen. Die Beisetzung der wieder ausgegrabenen Leichen an diesem Orte wurde nun zu einer großen Demonstration benutzt. Da es bei solchen Gelegenheiten allgemeine Sitte unter befreundeten Nationen ist, sich die üblichen Honneurs zu machen, auch wir nicht die mindeste Ursache hatten, auf die japanesische Regierung Rücksicht zu nehmen; so wurde preußischerseits für angemessen erachtet, sich nicht nur an den Feierlichkeiten zu betheiligen, sondern sie sogar bei der Abwesenheit eines russischen Schiffes selbst zu organisiren. An dem festgesetzten Tage, dem 19. November, landeten 80 Seesoldaten und 220 Matrosen in Parade. Da sich das

Gerücht verbreitet hatte, daß benachbarte Daimios den Zug überfallen würden, so mußte man auf das Aeußerste gefaßt sein. Die Mannschaften wurden mit scharfen Patronen versehen, die Schiffe kampfbereit gemacht, nach der Brücke, über welche der Weg von Jeddo herführt, ein Boot geschickt, um sie erforderlichen Falls in die Luft zu sprengen. Indessen lief Alles friedlich ab. Am Strande rangirte sich der Zug: Voran das Musikcorps, hinter demselben die Flaggen der vertretenen Nationen: in erster Reihe die preußische, dann die englische, die französische, die americanische, die holländische, die portugiesische. Die russische war bei dem Mausoleum selbst aufgepflanzt. Diesen Insignien folgten die Seesoldaten, meine Wenigkeit als Geistlicher der „Arcona," sodann die Capitäne Sundewall und Jachmann, das Corps diplomatic, die nicht im Dienst befindlichen Officiere und sämmtliche Kaufleute von Jokuhama. Den Schluß bildete das Matrosencorps. So bewegte sich der Zug unter passender Musik dem Grabmal zu, wo die Leichen schon eingesenkt waren. Nachdem man sich um dasselbe in angemessener Weise geordnet hatte, weihte ich zunächst die Grabstätte nach christlichem Gebrauch und hielt dann eine Rede, in welcher auf die Bedeutsamkeit des Augenblicks hingewiesen wurde, in dem die Vertreter fast aller christlichen Nationen und Confessionen hier an den Enden der Erde sich vereinigt hatten, um ein Zeugniß abzulegen gegen heidnische Barbarei. Den Schluß bildete der Wunsch, daß dies Kreuz, von Japanesen selbst an dieser Stelle errichtet, bald über dem ganzen Lande

leuchten und mit allen seinen Segnungen auch die des Friedens und der wahren, christlichen, Humanität in dasselbe hineinstrahlen möge. Mit angemessenen Gebeten wurde die religiöse Feier geschlossen. Auch der französische Geschäftsträger Mr. Belcourt hielt eine kurze Anrede an die Versammlung in französischer Sprache. Zuletzt wurde die außerordentlich schöne, russische Nationalhymne gespielt, bei deren schwermüthigen Tönen alle Fahnen sich senkten und die Mannschaften präsentirten.

Gewiß verminderte dies Ereigniß die vorhandene Spannung nicht. Dennoch nahmen bald nachher die Verhandlungen in Akabani eine andere Wendung. Freilich kam noch manches Andere hinzu. Zunächst langte die americanische Fregatte „Niagara" an und brachte die vielbesprochene, japanesische Gesandschaft an den Präsidenten in ihre Heimath zurück. Ihr Einfluß auf die Regierung war gewiß nicht gering und offenbar uns und der fremdenfreundlichen Politik überhaupt günstig. Aber mehr noch wirkten jedenfalls die Nachrichten von den Siegen der englisch-französischen Waffen in China,*) die Erstürmung der Takuforts, die Einnahme Pekings, die Plünderung des kaiserlichen Pallastes und das ganze Resultat des Krieges. Auch dauerte es gar nicht lange, so erschien ein englisches und französisches Geschwader unter den Admiralen Jones und Page in der Bai von Jeddo selbst. So faßte man denn endlich in der Mitte des Decembers

*) Welches bekanntlich den Vertrag von Tientsin gebrochen und die Engländer im vorigen Jahre bei Taku geschlagen hatte.

den Beschluß, den Vertrag mit uns einzugehen. In dem Staatsrath, der darüber gehalten wurde, stimmte zwar die Mehrzahl der Minister dennoch dagegen, indeß gab der Teikun selbst durch seine Stimme den Ausschlag zu unseren Gunsten. Die Commissare wurden ernannt und die Verhandlungen über die einzelnen Artikel nahmen ihren Anfang. Ohne Bauchaufschlitzen soll es auch dabei nicht abgegangen sein, wenigstens berichteten die Minister eines Tages mit geheimnißvoller Miene, daß einer ihrer Collegen „ohne Beihülfe der Medicin“ gestorben sei.

So war uns denn nachgerade, wie dem Wanderer, welchem auf langem Wege durch Wald und Dickicht der blaue Horizont durch die Bäume entgegenschimmert, so daß ein Ende abzusehen ist. Am 5. December war auch die „Elbe“ angekommen. Sie hatte längere Zeit in Hongkong gelegen und dann auch ein Abenteuer gehabt. Durch widrigen Wind an der Südspitze von Formosa aufgehalten, benutzten einige Officiere die Gelegenheit, die merkwürdige Insel zu besuchen, und landeten in der Nähe eines kleinen Dorfes. Arglos schritten sie, im Ganzen 5 Mann, demselben zu und waren noch nicht weit gegangen, als plötzlich auf sie geschossen wurde. Erstaunt wenden sie sich um und sehen die kleine Rauchwolke aus einem nahen Gebüsch aufsteigen, hinter welchem sich einige nackte, rothhäutige Gestalten zeigen. Sogleich drückten sie ihre Gewehre auf dieselben ab, welche indeß versagen, wahrscheinlich weil das Zündkraut durch die Brandung naß geworden war. Nun sprangen 15 Rothhäute

hervor, welche lange Flinten mit messingenen Läufen trugen, die sich an der Mündung trichterförmig erweiterten. Sie eröffneten ein lebhaftes Feuer auf die Unsrigen, welche sich eiligst nach dem Boote zurückzogen. Hierbei erhielt ein Matrose einen Schuß in die Seite, der ihn jedoch, da er glücklicherweise auf sein Messer traf, nur leicht verletzte. Im Boote befanden sich eine Anzahl Zündnadelgewehre, welche man für einen solchen Fall mitgenommen hatte. Augenblicklich vertauschten die Verfolgten ihre Jagdflinten mit denselben und nun änderte sich die Scene. Ein großer Wilder, welcher sich kühner als die anderen vorangewagt und wahrscheinlich auch die Schußweite der Zündnadelgewehre nicht berechnet hatte, wurde in seine nackte Brust getroffen, daß er sogleich kopfüber niederstürzte. Noch einen anderen sah man fallen, ob verwundet oder getödtet, blieb ungewiß. Dies verschaffte dem Boot freien Rückzug nach dem Schiffe. Sobald es dort angekommen war, legte sich die „Elbe" mit ihrer Breitseite vor das Dorf und eröffnete aus ihren kleinen Geschützen ein Kartätschenfeuer auf dasselbe, welches so wirksam war, daß alle Bewohner eiligst die Häuser verließen und dem nahen Gebirge zuflohen. Nach geschehener Rache lichtete sie Anker vor dem verödeten Dorfe und kam im Kampfe mit ungünstigen Winden endlich über Nagasaki in Jeddo an.

Das zusammengeschmolzene Geschwader war nun wieder beisammen; und nicht nur unter unseren Schiffen, sondern auch mit den Engländern und Holländern, die eine Kriegs-Brigg dort hatten, bestand ein freundlicher

Verkehr; die Aussichten in die nächste Zukunft waren hoffnungsvoll und so konnten wir denn das Weihnachtsfest und Neujahr mit frohem Herzen feiern. Am heiligen Abend bot das Schiff einen freundlichen Anblick dar. In der Batterie fand eine große Bescheerung statt, bei welcher unter dem erinnerungsreichen Glanze zweier Christbäume und den Klängen eines Weihnachtsliedes ein jeder einzelne Mann einige Kleinigkeiten erhielt. Auch jede Back im Zwischendeck hatte ihren Christbaum, um welchen nun die Matrosen bei ihrem Grogg saßen und sich von Hause erzählten, während man oben in der Batterie Tanzmusik machte, tanzte und rauchte. Aehnlich verlief der Sylvesterabend. Ja sogar eine Komödie führten die Leute dabei auf. Aber die Mitternachtsstunde der Heimath, wie im vorigen Jahre zu begrüßen, vermochten wir dießmal nicht, weil wir dann bis 9 Uhr Morgens hätten warten müssen. Man begnügte sich also, den mitternächtlichen Schlag der Schiffsglocke mit endlosem Jubel und prosit Neujahr zu verkünden. Dennoch schien es mir, als ob die nahe liegende Erinnerung an so viele dahin geschiedene Freunde und Kameraden dem ganzen Abend einen ernsteren Zug beigemischt hätte und in manchem Herzen mochte es bei den Tönen des geistlichen Liedes, das zum Zapfenstreich gespielt wurde, wohl klingen:

Es kann vor Abend anders werden,
Als es am Morgen mit mir war;
Denn weil ich leb' auf dieser Erden,
Leb' ich in steter Tod'sgefahr.
Die Zeit geht hin, der Tod kommt her,
Ach wer doch immer fertig wär!

Bai von Jeddo, den 26. Januar 1861.

Das neue Jahr begann für uns mit mancherlei aufregenden Ereigniſſen. Gleich am 2. Januar kamen die Miniſter nach Akabani mit der Meldung, daß die Regierung eine Verſchwörung von 600 Leuten eines großen Deimio's entdeckt habe, welche nichts Geringeres beabſichtigten, als alle fremden Geſandten, insbeſondere den Grafen ſelbſt, zu überfallen und zu tödten. Zugleich erklärten ſie, daß die Regierung nicht länger für ſeine Sicherheit bürgen könne, und ſtellten ihm anheim, entweder nach der Kaiſerburg zu kommen, oder ſich auf die Schiffe zurückzuziehen. Der Graf ſchlug Beides aus und blieb ruhig in ſeinem Hotel. Doch wurde die kleine Zahl ſeiner Begleiter, ungefähr 50 Köpfe, gut bewaffnet, ein Lärmſignal mit den Schiffen verabredet und Alles für das Aeußerſte gefaßt gemacht. Die Regierung ihrerſeits ſtellte ihm eine Leibwache von hundert Jakunins. Der engliſche und franzöſiſche Geſandte begaben ſich vorläufig nach Kanagawa, allerlei beunruhigende Gerüchte curſirten, man erwartete an jedem Tage offenen Kampf. So lagen wir eines Morgens vor Jokuhama, wohin die „Arcona“ auf kurze Zeit gegangen war, um den dortigen Zuſtand der Dinge zu erfahren, als plötzlich ein großes Feuer aufgeht und häufige Kanonenſchüſſe, von regelrechten Musketenſalven begleitet, herüberſchallen. Wir konnten nicht zweifeln, daß die Stadt überfallen ſei. Eiligſt wurden daher die Boote ausgeſetzt, mit Landungsgeſchütz verſehen und ſtarke Matroſen- und Soldaten-Detachements an Land geſchickt. Daſſelbe geſchah von

Seiten der fremden Kriegsschiffe, einer englischen Corvette, welche von dem englisch-französischen Geschwader allein zurückgeblieben war, und der holländischen Brigg. Doch ergab sich, daß diesmal alles nur blinder Lärm war. Zwar stand wirklich ein Deimio draußen vor der Stadt, und seine Truppen hatten wirklich gefeuert, aber nur eines Manövers wegen, das vielleicht eine Demonstration sein sollte. Der Brand war zufällig, die Stadt ruhig. Wie es zu geschehen pflegt, fing man nun an zu spötteln, und hatte die ganze Verschwörungsgeschichte schon vergessen, als ein anderes Ereigniß in Jeddo der Situation ihren Ernst wiedergab.

In der Nacht vom 15. zum 16. Januar nämlich wurde daselbst Herr Huysgen, Legationssecretair der amerikanischen Gesandtschaft, ein Mann, der in der liebenswürdigsten Weise nicht nur uns allen zur Seite gestanden, sondern dem Grafen selbst bei den Verhandlungen die wichtigsten Dienste geleistet hatte und allabendlich in Akabani war, auf offener Straße meuchlings überfallen und ermordet. Er war gegen 11 Uhr wie gewöhnlich in Begleitung zweier Jakunins von dort nach dem amerikanischen Hotel weggeritten und noch nicht weit entfernt, als aus einer Seitengasse mehrere Bewaffnete mit blanken Säbeln sich auf ihn stürzen. Huysgen, der gegen seine Gewohnheit unbewaffnet war, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Ihm folgten die Jakunins. Nach etwa 600 Schritten sinkt er plötzlich mit dem Rufe: „Ich glaube, ich bin verwundet," aus dem Sattel. Der eine Jakunin bleibt bei ihm, der andere eilt nach Hülfe. Doch auch

sein Pferd stürzt, wie sich ergiebt, schwer am Kopfe verwundet, und so dauerte es über eine Stunde, ehe der preußische Gesandschafts-Arzt dem Verwundeten Hülfe leisten konnte. Er fand einen Sterbenden, der an einer 5 Zoll tiefen, absolut tödtlichen Wunde, die sich in seinem Unterleibe befand, verblutete. Sein Tod, ruhig und schmerzlos, erfolgte bald nach Mitternacht. — Ich kann mich nicht enthalten, ein Gespräch mitzutheilen, welches einige der Herren, die an der Leiche wachten, mit einem in ihrer Gesellschaft befindlichen jungen Jakunin bei dieser traurigen Gelegenheit hatten. „Der arme Herr Huysgen!“ begann Tomi, der die bekannte Gesandtschaft nach Amerika begleitet hatte und sehr gut englisch sprach, „ich hoffe, er wird in den Himmel kommen.“ Herr Heine antwortete: „Ich glaube, er ist schon da, Tomi! Aber sage selbst, ist es nicht schlecht von Deinen Landsleuten, die in Amerika so gut aufgenommen sind, nun hier Amerikaner zu ermorden?“ Tomi: „Ja, es ist sehr schlimm. Aber es kommt daher, daß so viel verworfenes Volk hier Säbel trägt, mir gefällt die amerikanische Sitte, daß Jedermann unbewaffnet ist, viel besser.“ Heine: „Kann denn das nicht auch hier befohlen werden?“ Tomi: „Ach nein, das ist unmöglich und es würde auch nichts helfen. Es kann nicht eher mit uns besser werden, als bis man auch bei uns dem Volke die Bibel gegeben und überall Schulen eingerichtet haben wird, in denen schon die Kinder in der Bibel unterrichtet werden.“

Das Begräbniß des Herrn Huysgen fand am 18. Jan. in Jeddo selbst statt. Außer dem gesammten corps diplomatic bildeten Detachements preußischer und einiger holländischer Soldaten und Matrosen die Begleitung. Schon vorher hatte die Regierung gebeten, den Zug zu unterlassen, da sie für seine Sicherheit nicht stehen könne und es war daher jeder von uns gut bewaffnet herbeigekommen. Als wir nun im amerikanischen Hotel versammelt und eben im Begriff waren, aufzubrechen, kamen die Minister noch einmal und zwar mit der Versicherung, daß ein Angriff wirklich beabsichtigt werde und mit der dringenden Bitte, von unserem Vorhaben abzustehen. Der amerikanische Geschäftsträger Harris antwortete: der Zug werde dennoch stattfinden und wenn einem einzigen der Theilnehmer auch nur ein Haar gekrümmt würde, so werde Europa und Amerika dafür sorgen, daß in Jeddo nicht ein Stein auf dem andern bleibe. In Folge dessen setzten sich die Minister selbst an die Spitze des Zuges, angeblich, um den etwaigen Angriff auch ihrerseits nicht zu überleben. Höchst wahrscheinlich würden in diesem Falle doch eine ganz achtbare Menge ihrer Landsleute dasselbe Schicksal getheilt haben. Denn die Erbitterung auch unter unsern Leuten war groß und abgesehen von unseren vortrefflichen Schußwaffen ist es doch ein anderes Ding um ostpreußische und pommersche Soldaten und Matrosen, als um diese windigen Japanesen, die neben ihnen her schlurrten. Indeß all' solche Befürchtungen waren grundlos, das Begräbniß ging ganz friedlich und ungestört ab, sei es, daß die Deimio's

doch bedachten, welch' andere Folgen die Niedermetzelung europäiſcher Geſandten im 19. als im 17. Jahrhundert haben würden, oder daß die Warnungen der Regierung blos aus der Luft gegriffen waren, um die ihr unangenehme Demonſtration in der Hauptſtadt ſelbſt zu verhindern. Ja, manche ſind ſo mißtrauiſch, daß ſie dieſelbe ſogar wegen der Ermordung Huysgens in Verdacht haben. Dies iſt indeß wohl ungerecht. Denn Mord und Todtſchlag iſt ja in Jeddo etwas Gewöhnliches. Auch ſoll bald nachher wieder ein kaiſerlicher Jakunin in der Nähe des amerikaniſchen Hotels niedergehauen worden ſein.

Solche Ereigniſſe konnten nicht dazu dienen, den Aufenthalt in der japaneſiſchen Reſidenz zu einem angenehmen zu machen. Man hatte bisher die Ermordung eines Angehörigen der engliſchen und die Verwundung eines ſolchen der franzöſiſchen Geſandtſchaft dahin gehen laſſen und die wiederholten Verſicherungen der Regierung, daß ſie die Geſandten nicht ſchützen könne, ziemlich unbeſorgt hingenommen*), jetzt hatte man zu unzweideutige Beweiſe, wie ernſt dieſelben zu nehmen ſeien, als daß man noch länger in der bisherigen Indifferenz hätte fortfahren können. Mr. Alcock, der engliſche, und Mhr. de Witt, der holländiſche Geſchäftsträger, holten ihre Flaggen nieder und verlegten ihre Wohnung zunächſt nach Jokuhama. Mr. Belcourt, der Vertreter Frankreichs, vertraute ſich dem Schutze

*) Inzwiſchen ſind, wie die Zeitungen melden, ſchon wieder einige Ermordungen von Europäern in Jeddo geſchehen.

eines Piquets preußischer Seesoldaten und blieb einstweilen noch so lange, bis Graf Eulenburg abreisen würde. Dieser beendete unter den obwaltenden, schwierigen Verhältnissen die Verhandlungen und erlangte endlich am 24. Januar die Unterzeichnung des Vertrages. Wenige Tage später schiffte sich der Graf an Bord der „Arcona" ein und Belcourt begab sich gleichfalls nach Jokuhama. Nur der alte Harris ist in Jeddo zurückgeblieben.

Ueber die Bestimmungen unseres Vertrags hört man Folgendes: *)

Der preußisch-japanesische Handelstractat tritt in Wirksamkeit, nachdem die Ratificationen in Jeddo ausgewechselt worden sind, am 1. Jan. 1863. In seinen 23 Artikeln sind folgende Bestimmungen enthalten: Preußen hat das Recht, in der Stadt Jeddo einen Gesandten anzustellen und in den für seinen Handel geöffneten Häfen Consularbeamte zu haben. Diese Beamten können überall in Japan frei und unbehindert umherreisen. Komisch klingt der Zusatz, daß auch Japan Gesandte und Consuln für Preußen ernennen und diesen nicht verboten werden dürfe, in Preußen Reisen zu machen. Geöffnet sind dem Handel die Häfen Hakotade, Jokuhama und Nagasaki. In diesen drei Städten können preußische Unterthanen ihren dauernden Wohnsitz nehmen, Häuser kaufen, Wohnungen und Magazine errichten. Dieses Zugeständniß

*) Veröffentlicht in der Illustr. Ztg. vom 8. März 1862.

ist ein wichtiges, da Japan noch nach den ersten Handelsverträgen versucht hat, die Fremden auf einen vorübergehenden Aufenthalt zu beschränken und ihren Verkehr durch das Verbot, Häuser zu miethen und Magazine zu errichten, innerhalb der engsten Grenzen zu halten. In Nagasaki dürfen sich die preußischen Unterthanen überall auf das benachbarte kaiserliche Gebiet begeben. In den beiden andern Häfen ist ihnen nur gestattet, zehn Ri weit ins Land zu gehen. Diese Entfernung ist etwa fünf unserer Postmeilen gleich. Die Religionsübung der Preußen ist unbehindert, die Errichtung kirchlicher Gebäude gestattet. Entstehen zwischen Preußen und Japanern Streitigkeiten, so wird die Gerichtsbarkeit nach der Person des Beklagten bestimmt. Ist dieser ein Japaner, so entscheidet das japanische Gericht, ist er ein Preuße, so ist der preußische Consul competent. In den geöffneten Häfen dürfen die Preußen alle Arten von Waaren, mit denen der Handel überhaupt erlaubt ist, ohne Rücksicht auf den Ursprungsort einführen, verkaufen, kaufen und ausführen. Außer den tarifmäßig festgestellten Zöllen sind von diesen Waaren keine Abgaben zu bezahlen. Der Verkehr zwischen den preußischen und japanischen Unterthanen ist sowohl beim Kauf als beim Verkauf ein unmittelbarer, d. h. ohne daß eine Einmischung von japanischen Beamten stattfindet. Auch diese Bestimmung ist als wichtig hervorzuheben, da eine Zeit lang aller Handelsverkehr mit Fremden durch Beamte vermittelt werden sollte und dadurch unmöglich oder unvortheilhaft gemacht

wurde. Preußen, die in Japan leben, können Japaner in Dienst nehmen und sie zu allen Beschäftigungen verwenden, welche die Gesetze nicht verbieten. Die eingeführten, preußischen Waaren zahlen bei der Versendung ins Innere weder Binnenabgaben noch Durchfuhrzölle. Curs haben alle fremden Münzen und ihr Werth wird nach dem Gewicht der japanesischen Münzen bestimmt. Dieser Artikel beugt den endlosen Streitigkeiten vor, die in den letzten Jahren über den Curs der fremden Münzen entstanden. Verboten ist die Ausfuhr von japanesischen Kupfermünzen und von einheimischen Gold und Silber in Barren. Vorräthe aller Art für preußische Kriegsschiffe, die ausgeschifft und in Magazine unter der Aufsicht preußischer Beamten niedergelegt werden, sind zollfrei. Ohne weiteres tritt Preußen in den Genuß aller Rechte, Freiheiten und Vortheile, welche in Japan künftig den Regierungen und Unterthanen irgend eines andern Staates gewährt werden. Vor dem 1. Juli 1872 kann eine Revision dieses Vertrages nicht stattfinden. Es war unmöglich, die japanische Regierung zu bewegen, daß sie die Verhandlungen auf den Zollverein und die Hansestädte ausdehne. Um nicht unverrichteter Dinge abziehen zu müssen, war Graf Eulenburg gezwungen, für Preußen allein abzuschließen. Einen Nachtheil für die übrigen deutschen Staaten sehen wir darin nicht, da die preußischen Consularbeamten die Interessen derselben wahrnehmen werden.

Nagasaki, den 20. Februar 1861.

So lichteten wir denn endlich am 31. Januar leichten Herzens Anker in der Jeddobai und liefen bei frischem Winde fröhlich und wohlgemuth der offenen See zu. Aber es war, als wenn dieselbe nur darauf gewartet hätte, um sogleich wieder denselben Tanz mit uns aufzuführen, dem wir vor fünf Monaten beim Einlaufen eben entronnen waren. Wir waren gerade des Abends bei den Inseln Ohosima, Tosima u. s. w., die am Eingange liegen, angekommen, als es wieder aus allen Ecken zu wehen anfing. Wir kamen zwischen diesen Inseln in dem schmalen, wenig bekannten Fahrwasser bei zunehmender Finsterniß und immer steigender Heftigkeit des Windes, der recht gegenan war, in eine precaire Lage, doch kreuzten wir während der Nacht glücklich hindurch und erlangten die offene See. Es war auch Zeit, denn am nächsten Morgen hatten wir abermals einen schweren Sturm, nachgerade den sechsten auf dieser Reise. Der stille Ocean fing an sehr laut zu werden, und seine heulenden Wogen trieben mit den ächzenden Schiffen ein unsanftes Spiel. Wiederum verlor die Thetis zwei Boote, uns brach der Klüverbaum, mehrere Segel zerrissen. Längst unempfänglich für die Poesie der Seestürme, balancirten wir selbst auf Deck und ließen seufzend die salzigen Douchebäder über uns ergehen oder uns unten an die Wände werfen. Zwei Tage dauerte dieses Wetter, bei dem wir, da es aus Westen kam, nicht Cours liegen konnten, sondern weit nach Süden trieben. Am Morgen des ersten ruhigen Tages kamen wir bei einem fürchterlichen

Riff vorüber, deſſen nackte Felſen theils hoch empor-ſtarrten, theils unter dem Waſſer ſich verbargen, überall von einer tobenden Brandung umgeben. Wie, wenn wir in einer der letzten Nächte hieran getrieben wären? Kaum ſo viel Zeit, als man zu dieſer Beſchreibung braucht, hätte hingereicht, uns zu den Kameraden vom „Frauenlob“ zu befördern! Wahrlich ſelten ſo augen-ſcheinlich wie auf der See pflegt die Hand Gottes unſerm Auge zu erſcheinen.

Am 11. Februar paſſirten wir die van Diemens-ſtraße und hatten nun zu Steuerbord die maleriſche Küſte von Kiuſiu mit den eigenthümlich japaniſchen Kegelbergen, die wie große Maulwurfshügel ausſehen und ſämmtlich ihren vulcaniſchen Urſprung verrathen. Zu Backbord hatten wir erſt Tanegaſima und dann im Laufe des Tages noch mehrere andere Inſeln. Am prächtigſten ſah ein gewaltiger Krater aus, der ganz ſteil einige hundert Fuß aus der See aufſtieg und fortwährend dicke, große Dampfwolken emporſendete. Auch dieſſeits der Straße überfiel uns auf dieſer ver-drießlichen Reiſe noch einmal ſchweres Wetter und Gegenwind, ſo daß wir erſt am 17ten in Nagaſaki einlaufen konnten.

Dieſer Platz gab uns denn aber auch reichlichen Erſatz für alle Mühſeligkeiten. Schon die Einfahrt zwiſchen den hohen, grünen, ſonnigen Bergen hindurch, die eine ſchmale, weit ins Land tretende Bucht ein-ſchließen, iſt wunderſchön. Durch dieſelbe gelangt man in einen Hafen, der wie ein großer Landſee mitten in einem Gebirge zu liegen ſcheint und daher in ſee-

männiſcher Beziehung ebenſo vortrefflich iſt, als in Hinſicht auf Naturſchönheit. Nie hatte ſich auch ein Salut ſo impoſant angehört, wie diejenigen, welche wir hier zu feuern hatten, denn ein mehrfaches wundervolles Echo verband die einzelnen Schüſſe zu einem einzigen ununterbrochenen Donner. Auch die Stadt ſelbſt liegt reizend, doch fehlen mir immer die rothen Dächer nnd die Kirchthürme. Sie mag ungefähr 70,000 Einwohner haben und iſt bekanntlich als ehemals chriſtliche Stadt und dann als einziger den Holländern geöffneter Platz hiſtoriſch merkwürdig. Ich ging gleich Nachmittags an Land und landete in Deſima, der berühmten und berüchtigten holländiſchen Factorei, auf welcher die Mynheer's zweihundert Jahre lang ihr Weſen trieben. Es iſt eine kaum vier Morgen große Halbinſel, die durch einen Graben von der Stadt getrennt und ganz mit europäiſchen Gebäuden bedeckt iſt. Bis vor wenigen Jahren durften die Holländer nicht ohne große Begleitung, die viel Geld koſtete, dieſen Fleck verlaſſen. Jetzt iſt natürlich der Verkehr ganz frei. Eine ähnliche Halbinſel war den Chineſen angewieſen und dieſe iſt den Europäern noch jetzt unzugänglich. Neuerdings haben auch die Ruſſen, die faſt beſtändig ein Geſchwader hier haben, ein ſolches Stück Land erhalten, wo ſie während unſerer Anweſenheit eine förmliche Militaircolonie eingerichtet hatten und endlich iſt den übrigen Europäern ein beſonderes Settlement, wie man es nennt, gegeben worden. Abgeſondert von dieſen mitten unter den Japaneſen wohnt nur der alte, berühmte Kenner Japan's von Siebold,

welcher wie es ſcheint den Reſt ſeiner Tage hier zu beſchließen gedenkt, und dann einige amerikaniſche Miſſionare. Ich beſuchte die letzteren und fand unter ihnen zu meiner Freude zwei Deutſche, einen Prediger und einen Arzt, die mich mit herzlicher Freundlichkeit aufnahmen, und mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend zugänglich machten. In ihrer Begleitung unternahm ich eine Partie über das Gebirge nach dem reizenden an der Küſte gelegenen Dorfe Aba. Ueberall ſchöne, angebaute Thäler, grüne Wälder, in denen unſere nordiſche Vegetation wunderbar mit der ſüdlichen gemiſcht iſt, zackige Felſen und heimiſche Strohdächer! In Aba nahmen wir Boote und fuhren nun unter dem Klange deutſcher Lieder an der felſigen, zerklüfteten Küſte nach einem anderen Dorfe Mogi hin. Drüben in der Ferne zeigte ſich die Inſel Ximabara, wo einſt die Holländer die letzten japaneſiſchen Chriſten niedermetzeln halfen! Dunkle, traurige Reminiscenz!

Indeſſen iſt es am Orte, ſie wieder ein wenig aufzufriſchen. Im Jahre 1549 landete in Japan der berühmte Jeſuiten-Pater Franz Xavier und eröffnete die katholiſche Miſſion in dieſem Lande, die einen ungeheuren Erfolg hatte. Dieſer dauerte auch unter ſeinen Nachfolgern, portugieſiſchen Jeſuiten, fort und nach 40 Jahren war der ganze Süden von Japan chriſtlich. Im Jahre 1584 langte ſogar eine Geſandtſchaft der japaniſchen Chriſten in Rom an und kehrte mit einem Hirtenbriefe Sixtus V. nach ihrem Vaterlande zurück. Dort änderten ſich indeß die Verhältniſſe und es brach eine Verfolgung aus, die in

faſt 50jähriger Dauer die japaniſche Kirche zermalmte. Man pflegt gewöhnlich die Herrſchſucht der Jeſuiten und ihre Streitigkeiten mit den Dominicanern als Grund derſelben anzugeben, indeß mit Unrecht. Das erſte Mißfallen der Regierung zogen ſich die Patres vielmehr dadurch zu, daß ſie in einem Bürgerkriege gerade den rechtmäßigen Thronerben gegen den großen Uſurpator Taikoſama unterſtützten, welcher Sieger blieb und ſich nun an die Spitze der heidniſchen Reactions-partei ſtellte. Mehr jedoch als religiöſe Gründe reizte ihn der politiſche Argwohn, daß das Chriſtenthum Vorbote der portugieſiſch-ſpaniſchen Herrſchaft, die ſich damals in Manila und Goa feſtgeſetzt hatte, ſein werde. Doch war er in ſeinen Maßregeln ſchwankend, bis die Holländer im Jahre 1599 nach Japan kamen. Dieſe, damals in erbittertem Kampfe gegen Spanien und mit Haß gegen die Jeſuiten erfüllt, nährten im Intereſſe ihres eigenen Handels das Mißtrauen des despotiſchen Fürſten immer mehr, ſchilderten ihm die Anmaßungen der katholiſchen Hierarchie daheim, die Inquiſition und Proteſtanten-Verfolgungen und forderten ihn auf, die römiſche Miſſion zu vernichten. So gefiel es Gott, hier an den Enden der Erde, Rache zu nehmen für die Unthaten der Jeſuiten in Europa. Zwar blieb die Verfolgung unter Taikoſama, der nur ein politiſches Intereſſe dabei hatte, noch immer in dem Maße, welches dem Wachsthum der Kirche ſtets eher förderlich als hinderlich geweſen iſt. Nach ſeinem Tode erhielt dieſelbe wieder Duldung, ja, ein Teikun Feidejori, der aber nur kurze Zeit regierte, nahm ſogar ſelbſt das

Christenthum an. Desto entschiedener aber erneuerten seine Nachfolger die Verfolgung und seit 1614 erhielt sie ihren vernichtenden Character. Die Väter wurden, wo man ihrer habhaft werden konnte, mit orientalischer Grausamkeit hingerichtet und alle Kirchen und Klöster zerstört. Auch Tausende von Eingebornen sind als Märtyrer gestorben. Die Holländer wohnten diesen Executionen oft bei und in ihren alten Reisebeschreibungen findet man häufig Schilderungen derselben. Noch jetzt nennen sie einen steilen Felsen im Hafen von Nagasaki den Papenberg (Papstberg), von den vielen „Päpstlern", die von da herabgestürzt wurden. Sich selbst schützten sie vor jedem Verdacht durch die Versicherung, daß sie nicht Christen, sondern Holländer wären. Durch die größte Demuth gegen die japanische Regierung erlangten sie das völlige Vertrauen derselben und durch die Vertreibung der Portugiesen kam der ganze Handel in ihre Hände. Ja, die niederländisch-ostindische Compagnie fand es ihrem Interesse angemessen, sich sogar activ an der Verfolgung zu betheiligen. Die letzten Reste der japanesischen Christen hatten sich, 30,000 an der Zahl, auf die genannte Insel Ximabara geflüchtet und darauf eine Festung erbauet, welche sich der Kaiser vergebens bemühte, zu erobern. Da legte sich ein holländisches Geschwader unter Mynheer van Kolkebeker — der Name des Edlen verdient der Nachwelt überliefert zu werden — vor die Stadt und bombardirte sie mehrere Tage lang. Nun erst gelang es den Heiden, sie zu erstürmen, sämmtliche Christen wurden niedergemacht, die Stadt selbst von der Erde vertilgt. Solches geschah im Jahre des Herrn 1635!

Als Lohn für ihre treuen Dienste erhielten die Holländer nun die Factorei Desima und die Vergünstigung, die sie so lange ersehnt hatten, als die einzigen den Handel mit Japan zu treiben. Ihrem Bekenntniß, nicht Christen sondern Holländer zu sein, blieben sie treu. Die Regierung hatte als Polizeimaßregel zur Entdeckung von Christen den Ritus eingeführt, daß alle Neujahrstage in Nagasaki das Crucifix mit Füßen getreten und bespieen werden sollte, und jeder mußte sich demselben unterwerfen. Man sagt, auch die Holländer auf Desima hätten es gethan. Sie leugnen es zwar, allein da noch im Jahre 1848 americanische Matrosen, welche als Schiffbrüchige gefangen genommen waren, dazu genöthigt wurden, so bleibt die Sache zweifelhaft. Jedenfalls mußten sämmtliche Matrosen holländischer Schiffe, welche etwa Bibeln oder Gebetbücher in ihrem Besitz hatten, dieselben während ihres Aufenthalts in Japan in den Gewahrsam der Regierung abliefern. Dies wird noch ganz harmlos in der Beschreibung einer holländischen Japanreise von 1851 erzählt. Ich setze die Stelle der Originalität wegen in der poetischen Ursprache her: Het is door gaans bij de zelfde gelegenheid, dat het bekende Bijbeltonnetje wordt afgeleverd. In den regel namelijk zouden alle Bijbels die aan boord zijn in een vaatje moeten gekuipt en aan de autoriteiten overgegeven werden, daar men zoo lang men in Japan is geen Bijbel bij zich hebben mag. Het Bijbeltonnetje zelf is echter een bloote formaliteit etc. (de koningh mijn verblijf in Japan

p. 27.) Als die ersten nicht holländischen Schiffe wieder in Nagasaki einliefen, waren sie einigermaßen erstaunt, daß das Erste was die Japaner an Bord sandten, eine Anzahl öffentlicher Dirnen waren — dies war die Jahrhunderte alte Observanz bei den Holländern gewesen. Daß die in Desima ansessigen Kaufleute stets mit einer oder mehreren Japanesinnen im Concubinat lebten, versteht sich von selbst. Was die so erzeugten Kinder betrifft, so fragte man nicht viel nach ihnen und alte Reisebeschreibungen sprechen die Vermuthung aus, daß die Japaner sie zu tödten pflegten. Jetzt geschieht dies jedenfalls nicht mehr, denn die Regierung hat den Vater verpflichtet, jedem Kinde eine gewisse Summe auszusetzen, für welche es in Japan sein Unterkommen findet. Der Sonntag ist durch die Holländer in Nagasaki unter dem Namen „Tag des Vergnügens oder der Ausschweifungen" bekannt und seine Feier in diesem Sinne hat unter den Japanern Anklang gefunden. Daß die Mynheers während der 200 Jahre, die sie in Desima hausen, nie den geringsten Versuch einer Mission gemacht haben, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Ihre Ansichten darüber haben sich auch jetzt nicht geändert. Als die holländisch-reformirte Kirche von Nordamerica nach dem Perry'schen Vertrage wohl im Gefühl ihrer Schuld gegen Japan einen Missionar nach Nagasaki sandte, hatte man die Idee, denselben den Bewohnern von Desima als Kaplan — natürlich unentgeltlich — anzubieten, um ihm durch diese Verbindung mehr Eingang bei den Japanern zu verschaffen. Der holländische Ge-

neral-Consul Donker-Curtius aber wies den Vorschlag mit wahrer Entrüstung ab. Ich selbst habe in einem Theehause bei Nagasaki, von dem man wußte, daß es die Missionare zum Ziel ihrer Spaziergänge zu machen pflegten, die gemeinsten Zoten und Schmähungen gegen dieselben in holländischer Sprache an die Wände angeschrieben gesehen.

Solche Thatsachen, welche gewöhnlich unbekannt bleiben, verdienen die Veröffentlichung, besonders auch, um der Erwägung derjenigen anheimgestellt zu werden, welche über die geringen Erfolge der Missionare zu spotten gewohnt sind.

Seit übrigens auch Engländer und Amerikaner sich in Nagasaki niedergelassen haben, nimmt das Leben der Europäer daselbst doch schon einen besseren, anständigeren Character an.

Von besondern Sehenswürdigkeiten habe ich nur noch die Grotte von Fukudasaki zu erwähnen. Es ist dies eine Landspitze außerhalb der Bai, welche man von Nagasaki im Boot in etwa zwei Stunden erreicht. Sie mag ungefähr 150′ hoch sein, und besteht aus einem röthlichen Gestein, welches unten von den Wogen, die hier aus der offenen See herstehen und mit voller Gewalt sich brechen, so ausgewaschen ist, daß oben die Felsmassen drohend herabhängen. Die Grotte selbst ist wahrscheinlich auf dieselbe Weise im Laufe der Jahrtausende entstanden. Ihr Eingang, der sich von der See aus öffnet, ist ungefähr 10′ hoch und eben so breit. Inwendig aber wölbt sie sich bedeutend höher und geht etwa 50′ in gerader Richtung in den Berg

hinein. Große, zackige Blöcke ragen überall herab und ſcheinen nur eines leiſen Anſtoßes zu bedürfen, um mit zermalmender Wucht herabzuſtürzen. Das Waſſer, welches mit einer Tiefe von 20′ den Boden bedeckt, iſt ſo kryſtallhell, daß man das kleinſte Steinchen auf dem Grunde in bläulichem Lichte ſehen kann. Hinten geht noch eine kleine Höhle links ſeitwärts ab, welche, da das Tageslicht nicht mehr hineinfallen kann, in ewigem Dunkel liegt. Wir zündeten eine Laterne an und fuhren auch hier hinein, doch verengte ſie ſich bald ſo, daß wir mit unſerm Boot nicht weiter vordringen konnten. Im Hintergrunde zeigte ſich jedoch noch ein ſchmaler Spalt, durch welchen die See, die auch hier noch von einer leiſen Dünung bewegt war, mit ſtarkem Brauſen hindurchſtrömte. Wie ſchrecklich muß es hier donnern und toſen, wenn ein weſtlicher Sturm die heulenden Waſſermaſſen hereintreibt! Aber kein menſchliches Ohr wird es je vernehmen, da man, wie leicht einzuſehen nur bei völliger Stille die Grotte beſuchen kann.

Bei dieſer Bootspartie hatten wir auch Gelegenheit, die Vertheidigungsmaßregeln ein wenig in Augenſchein zu nehmen, durch welche die Japaner die Einfahrt zu dieſem vortrefflichen Hafen gedeckt haben. Die vielen kleinen Inſeln, welche davor liegen, haben ſie faſt zu ebenſoviel Forts verwandelt und mit einer Menge ſchwerer Geſchütze verſehen, deren jedes ſorglich unter einem Bretterdache ſteht. Außerdem ſieht man auf den gegenüberliegenden Bergwänden des Feſtlandes zahlreiche Strandbatterien, ſo daß der ganze Waſſerſpiegel mit einem Hagel von Kugeln überſtreut werden

kann und auch die stärkste Flotte bei einer einigermaßen guten Vertheidigung auf jeden Angriff verzichten müßte. Uebrigens ist von allen diesen Inseln nur eine: Nesumisima (Ratteninsel), welche unbefestigt ist, den Europäern zugänglich. Sie allein gehört noch zu dem kaiserlichen Gebiete, während die andern schon Theile der Fürstenthümer Sazuma oder Xisen sind. Auf dieser Insel hat die Besatzung des englischen Schiffes „Barraconta" im Jahre 1855, als Japan den Engländern noch nicht geöffnet war, mehrere Monate zugebracht, ohne daß ihnen erlaubt wurde, das Land rings umher zu betreten. Gewiß auch eine Art von Tantalusqual! Wir fanden noch ein weißes Kreuz unter dem Camelien-Dickicht, dessen Inschrift uns sagte, daß es die Ruhestätte eines Matrosen von jenem Schiffe bezeichnet.

Seit jener Zeit hat sich allerdings viel verändert. Neben Desima zieht sich nun am Strande die neue europäische Niederlassung hin, in welcher eine Menge schöner Landhäuser aus der Erde gewachsen sind, und bei den Japanern selbst ist an die Stelle der früheren Abschließungspolitik der regste Eifer getreten, europäische Kenntnisse und Einrichtungen sich anzueignen. Zu diesem Zweck haben ihnen die Holländer ein Corps von Civil- und Militär-Instructeuren geschickt, deren Wirksamkeit man schon an verschiedenen Anstalten sieht. Auf einem Hügel bei der Stadt ist ein geräumiges Hospital angelegt, meines Wissens das erste, das eine eingeborene Regierung hier im Osten für arme Kranke bauen gelassen hat. Zugleich dient

es als Klinik für japanesische Aerzte, welche unter Leitung eines holländischen Stabsarztes ihre Studien machen. Auf der anderen Seite der Bai sieht man eine Maschinenfabrik und Hammerwerk, wo gleichfalls unter einem holländischen Ingenieur schon kleine Dampfmaschinen gebaut werden, obgleich das Ganze allerdings noch sehr in den Anfängen begriffen ist. Auch hatte man wieder den Anblick dreier Schraubendampfer unter japanesischer Flagge mit eingeborner Besatzung. Die Neugierde trieb mich, zu sehen, wie es an Bord eines solchen Schiffes aussähe und es war interessant genug. Gleich am Fallreep empfing mich ganz ordnungsgemäß ein Seesoldaten-Posten, der schulgerecht mit angefaßtem Gewehr Honneur machte. Seine Uniform bestand nur in blauleinener Jacke und Hose nebst Strohhut, doch hatte er sein Lederzeug und Gewehr wohlgeputzt und eine entschieden militärische Haltung. Auf Deck standen 12 achtzehnpfündige Carronaden. Ein Jakunin, wahrscheinlich der wachthabende Offizier, kam mir entgegen und stellte mich dem ersten Lieutenant vor, welcher ein paar englische Worte verstand und sich einige europäische Manieren angeeignet hatte. Eine besondere Uniform trugen diese Offiziere jedoch nicht. Unter mancherlei Complimenten wurde ich nun weiter in die Cajüte geführt, wo ich den Capitain, einen alten, gemüthlich aussehenden Herrn, auf der Erde kauernd und seine Pfeife rauchend traf. Er holte sogleich ein Paar europäische Stühle herbei, die zu der ursprünglichen Einrichtung der Cajüte gehört hatten. Sie waren an einem sonderbaren Platze aufbewahrt, nämlich auf den

blaufammtnen Divans an den Seitenwänden, denn für ſeinen eigenen Gebrauch hatte ſie der würdige Alte nicht, der es viel bequemer fand, auf ſeinen Ferſen zu ſitzen. Eben ſo überflüſſig waren ihm die übrigen Möbel erſchienen, denn er hatte ſie alle entfernt und nur eine Matte an die Stelle derſelben geſetzt. Da der Stoff zu unſerer in der Zeichenſprache geführten Unterhaltung nicht ſehr reich war, ſo empfahl ich mich ihm bald und ging durch die anderen Räume des Schiffes. Hier fehlte es denn allerdings an der Ordnung und Reinlichkeit, die man ſonſt auf einem Kriegsſchiffe erwartet, gar ſehr, und insbeſondere war die prächtige Maſchine arg vernachläſſigt. Man muß nun wohl über ſolche Mängel hier um ſo eher hinwegſehen, als es ja bekannt iſt, welche Schwierigkeiten die Bildung einer Kriegsmarine überall hat; indeß darf man doch, wie ſchon geſagt, jenen äußerlichen Culturſchimmer der Japaner nicht zu hoch anſchlagen. Es ſind eben nur fertige Reſultate, die ſie ſich mechaniſch angelernt haben, ohne eine Ahnung, geſchweige Kenntniß von den wiſſenſchaftlichen Vorbedingungen zu haben, welche die Leiter dazu bilden. Bald werden ſie wohl erfahren, daß ſie ihren Bau mit dem Dache angefangen haben und ſolidere Grundlagen dafür ſuchen müſſen. Möchten ſie dann nur auch einſehen, welches die erſte Bedingung aller Civiliſation iſt — nämlich das Chriſtenthum!

Siebentes Capitel.

Ankunft in China. An der Wuſung-Mündung. Shanghai. Die europäiſche Stadt. Die Chineſenſtadt. Baracken des 101. franzöſiſchen Infanterie-Regiments. Chineſiſche Soldaten. Tempel des Sanwang. Betrachtungen über die Staatsverfaſſung, Religion und Moral der Chineſen.

Shanghai, den 2. Mai 1861.

Unſere Ankunft im Reiche der Mitte war nicht von freundlichen Vorbedeutungen begleitet. Am 28. Februar war die „Arcona“ vor der Mündung des Wuſung, an welchem Shanghai, dies Haupttemporium des nördlichen China liegt, eingetroffen, und gleich bei der Einfahrt führte ſie der Lootſe auf den Strand, von dem wir erſt nach 24 Stunden der angeſtrengteſten Arbeit loskamen. In derſelben Nacht wurde ein Deckofficier, vom Schlage getroffen, todt in ſeiner Kammer gefunden, und zwei Tage ſpäter kam die Poſt mit der Nachricht von dem Hinſcheiden König Friedrich Wilhelm IV. Dieſe letztere, obwohl längſt erwartet, erregte um ſo größere Theilnahme, je mehr man ſich hier draußen als Preuße fühlt. Trauer-Ceremonien wurden wie daheim abgehalten: die Raaen kreuzweiſe gebraßt, die Flagge halbſtocks genommen und in Pauſen von fünf Minuten während des folgenden Vormittags Trauerſchüſſe gefeuert. Da die „Thetis“ inzwiſchen am 3. auch angekommen war, ſo nahm auch ſie an dieſen Ehrenbezeugungen Theil. Daſſelbe that das anweſende engliſche und franzöſiſche Geſchwader. Zu

Mittag wurde dann Sr. Maj. Wilhelm I. mit 33 Schuß salutirt und der gewöhnliche Stand der Dinge wieder hergestellt.

Graf Eulenburg beabsichtigte zunächst nicht in China zu bleiben, sondern nach wenigen Tagen weiter nach Siam zu segeln. Die Schiffe gingen deshalb nicht gleich bis zu der 8 Meilen oberhalb des Stromes gelegenen Stadt, sondern blieben in der Mündung liegen. Wir hatten hier Zeit genug, das naheliegende Land zu durchstreifen. Es ist eine einzige, durchaus flache Ebene, außerordentlich fruchtbar und angebaut, überall mit kleinen Bauernhütten und Gehöften besät, aber arm an Bäumen und Buschwerk, kurz eine Gegend, welche auf ein Haar der Weichselniederung und andern Flußthälern unseres Vaterlandes gleicht. Sehr anmuthig kann man sie indeß nicht nennen, am wenigsten in jener Jahreszeit. Denn, obwohl nur 7° von den Tropen entfernt, war die Märzluft hier so kalt, naß und trübe, wie sie es bei uns nur sein kann. Die blassen Spitzen des Wintergetreides waren das einzige Grün auf dem gelbbraunen Boden, die fetten Lehmwege zum Versinken, alle Bäche und Gräben stets mit demselben schmutzigen Lehmwasser erfüllt, welches das ganze gelbe Meer bildet. So schien selbst das Land den einförmigen, nur aufs Materielle gerichteten, platt prosaischen Character der Bewohner zu tragen und bildete einen starken Contrast zu den lieblichen Bergen von Japan. Dieser Eindruck ward noch durch einen ganz absonderlichen Anblick verstärkt. Ueberall nämlich auf den Feldern und an den Wegen sieht

man in Menge lange, hölzerne Kaſten ſtehen, deren Zweck man zunächſt nicht erräth. Es ſind nichts anderes als Särge, in denen ſich wirklich die Leichen der Verſtorbenen befinden. Die Chineſen begraben dieſelben hier weder, noch verbrennen ſie ſie, ſondern ſtellen ſie in dieſen Särgen ganz einfach auf den Acker. Oft ſind dieſelben baufällig und zerfallen, und dann liegt der verweſte Leichnam oder das Skelett völlig zu Tage. Man ſollte meinen, daß dieſe häßliche Sitte das Land mit Verweſungsgeruch erfüllen müßte, doch iſt davon merkwürdigerweiſe nur ſelten etwas zu merken und ſchließlich gewöhnt man ſich, wie an alles, ſo auch daran, zwiſchen Särgen zu luſtwandeln. Die Chineſen vollends zeigen nicht die mindeſte Scheu davor. Die Weiber hängen ihre Wäſche darüber, die Kinder ſpielen harmlos dazwiſchen und der müde Wanderer benutzt ſie zu einer Ruhebank. Die Wohnungen der Lebendigen, welche in zerſtreuten Dörfern zuſammenſtehen, ſehen äußerlich unſern Bauernhütten nicht unähnlich; auch ſind ſie meiſt mit einem hohen Gehege umgeben, welches noch einen kleinen Hof, Garten und Bambuswäldchen einſchließt. Ihr Inneres iſt dagegen ein fenſterloſer, weder gedielter noch gepflaſterter Raum, welcher aller Reinlichkeit und Behaglichkeit ermangelt und nur einige elende Geräthſchaften enthält. In dieſen jämmerlichen Behauſungen bringen die armen Leute den ziemlich kalten Winter zu und auch ſonſt, wenn die Feldarbeit ruht, findet man ſie den ganzen Tag darinnen mit dem Spinnen der Baumwolle beſchäftigt. Viehzucht treiben

sie fast gar nicht und außer den kosmopolitischen Dorfkötern, einigen Hühnern und in sehr seltenen Fällen einem Büffel oder Schwein, scheinen sie gar keine Hausthiere zu haben.

In dieser chinesischen Ländlichkeit befanden wir uns nun ungefähr 14 Tage. Inzwischen war Graf Eulenburg nach Shangai hinaufgegangen und sah sich dort durch die Lage der Dinge veranlaßt, seinen Plan in Bezug auf Siam aufzugeben und zuerst die Verhandlungen mit China zu beginnen. Ein Attaché reiste sogleich nach Pecking ab, um Vorbereitungen dafür zu treffen, ein Dolmetscher wurde aus Macao verschrieben und so ein längerer Aufenthalt für uns nöthig. Die Schiffe erhielten Befehl nach der Stadt hinaufzukommen. Unter gewöhnlichen Umständen war dies nicht möglich. Denn obwohl der Wusung, ein für China mäßiger Fluß, den größten Strömen Deutschlands gleichkommt, so ist er doch für Fregatten nicht ohne Weiteres fahrbar. Nun steigt zwar das Wasser durch den Einfluß von Ebbe und Fluth täglich um 10′ und man hat den seltsamen Anblick, den Strom bald nach seiner Quelle, bald nach seiner Mündung fließen zu sehen. Indeß auch der gewöhnliche Hochwasserstand war für uns nicht ausreichend. Es findet indessen bei Shanghai, wie an vielen anderen Strommündungen die merkwürdige Erscheinung einer Springfluth statt, welche regelmäßig wiederkehrend, einen Wasserstand herbeiführt, der es auch den größten Kriegsschiffen möglich macht, alle Sandbänke bis zur Stadt zu passiren. Auch wir benutzten dieselbe und

da die „Elbe“ schon seit einiger Zeit dort auf uns wartete, so war das Geschwader wieder einmal vereinigt.

Shanghai besteht aus zwei ganz verschiedenartigen Stadttheilen: der Europäer- und der Chinesenstadt. Die erstere gleicht völlig den eleganten Vorstädten unser heimischen Hauptstädte. Prächtige, palastähnliche Gebäude, von Gärten umgeben, bilden die breiten Straßen, welche sich geradlinig nach allen Richtungen hinziehen, schöne, gothische Kirchen ragen darüber empor und mehrere große Plätze sind vorhanden. Der Hafen wimmelt von Schiffen aller Nationen, unter denen man stets mehrere Kriegsfahrzeuge findet. Weiter hinauf liegen dann die chinesischen Dschunken, eine neben der andern in zahlloser Menge. Die meisten derselben sind nicht nur der zeitweilige Aufenthalt von Schiffern wie bei uns, sondern die beständigen Wohnungen eines großen Theils der Bevölkerung und das Ameisentreiben in dieser schwimmenden Welt, die unaufhörlich hin und her rudernden Boote, welche oft von Weibern geführt werden, der ganze großartige Verkehr gewährt stets einen interessanten Anblick. In der That ist auch der Kai die Hauptstraße von Shanghai und wir wählten ihn wegen seiner freien Aussicht und der bunten Mischung von Menschen, die man daselbst findet, auch zur Hauptpromenade. Die Chinesen, reich und arm, alt und jung, groß und klein, bilden natürlich die große Masse. Geschäftig laufen die unermüdlichen Kuli's mit ihren schweren Lasten unter dem beständigen Ruf: Hi, Ho! hin und her, die Kleinhändler gehen ihrem Handel nach, die Wohl-

habenderen lassen sich behäbig in Sänften dahintragen — eine Art der Beförderung, die ebenso bequem als wohlfeil ist und die Droschken völlig ersetzt, — kurz alle die verschiedenen Menschenklassen, soweit in China von Verschiedenheiten überhaupt die Rede sein kann, stellen sich dar. Die Shanghaileute haben übrigens meist ein kräftiges, gesundes Aussehen und markirte Züge. Viele Köpfe gleichen mit ihrem strammen Schnurrbart, dem langen Zopf und der aufgeschlagenen Filzmütze beinah einem Grenadier aus der Zeit Friedrich des Großen. Dabei sind sie sehr ausreichend und gut bekleidet, und haben meist etwas Ernstes, ja Schwermüthiges, wie mühselige, viel geplagte Leute, wodurch sie sich von den lustigen Japanern sehr unterscheiden. Weiber sieht man verhältnißmäßig wenig auf der Straße. Sie sind gleichfalls sehr sittsam bekleidet, verwenden eine besondere Sorgfalt auf die Frisur ihrer Haare und sehen überhaupt nett und anständig aus, doch findet man die abscheuliche Verstümmelung der Füße selbst unter den Armen von ihnen sehr häufig. Viele haben dieselben glücklich bis zu der Form von Pferdehufen verkrüppelt und humpeln nun darauf wie ein Invalide auf seinen Stelzfüßen umher, nicht weniger zufrieden jedoch über den auf ein Minimum reducirten Bedarf an Bodenfläche, als unsere Crinolinen-Damen über die Erfolge ihres entgegengesetzten Bestrebens. Mitten unter diesem fremdartigen Publikum begegnet man dann verschiedenen anderen Gestalten, zunächst den Herren des Ostens, den europäischen oder amerikanischen Kaufleuten, und

hört im Vorbeigehen von Thee und Seide und so und so viel tausend Taels sprechen. Mitunter bilden sie die Begleitung einer seidenrauschenden Dame, deren vereinzelte Erscheinung hier stets das erwünschte Aufsehen macht. Dort schlendern, die Hände in den rothen Hosen, die kurze Kalkpfeife im Munde, ein paar französische Soldaten und hier sieht man die sorglosen Gruppen der Matrosen von Kriegs- oder Handelsschiffen. Dort kommt ein Nigger daher, der den Gentleman spielt und doch halb scheu wie mit bösem Gewissen an jedem Europäer vorüberstreicht, und hier zeigen sich ein paar große Gestalten in hechtgrauen Röcken, blauen Hosen und weißen Turbanen, von welchen die gelbschwarzen bärtigen Gesichter stark abstechen. Es sind Sheiks, englisch-indische Soldaten, hochgewachsene, starkknochige, aber barbarisch aussehende Leute, von denen sich der ächte Hindu, der dort als Diener einem englischen Offizier folgt, mit seiner schmächtigen Gestalt, dem zarten, dunkelbraunen Teint, den männlich-schönen, feurigen Zügen auf den ersten Blick unterscheidet. Auch an Malayen fehlt es nicht, welche als Matrosen, wie die Indier als Soldaten, in die Schule der Europäer gehen müssen. Den Schluß aber machen die Parsi's, die Feueranbeter, reiche, intelligente und geachtete Kaufleute, die sich schon ganz europäisch kleiden und als besonderes Abzeichen nur ihre seltsame, hohe Ledermütze, wie die Türken den Fez, tragen.

Die Zaubermacht, welche diese ganze bunte Welt zusammengeführt hat, ist der Handel, und wie großartig derselbe, wie colossal der Reichthum der Shanghai-

Kaufleute ist, weiß man ja auch daheim hinlänglich. Nächst den englischen und amerikanischen Firmen sind übrigens die deutschen die wichtigsten, und die Franzosen haben mit all ihren Soldaten hier nur ein einziges bedeutendes Handelshaus zu beschützen. Insbesondere ist der sehr ausgedehnte Küstenhandel fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Unsere Ankunft erregte natürlich unter ihnen viel Theilnahme und sie wetteiferten in Erweisungen der Höflichkeit gegen uns. Die Firma Pustau stellte der preußischen Gesandtschaft ihr Haus zur Verfügung, welches Graf Eulenburg während seiner Anwesenheit auch wirklich bewohnte. Die Offiziere wurden zu Ehrenmitgliedern des deutschen Clubs gemacht, dessen Versammlungshaus ihnen die meisten einheimischen Zeitungen und Journale, so wie einen angenehmen Zielpunkt für ihre Spaziergänge darbot. Daß es außerdem nicht an engeren Gesellschaften, Diner's, Concerten und Bällen fehlte, versteht sich von selbst. Doch verlassen wir das europäische Settlement und begeben wir uns in die sogenannte City, die chinesische Stadt, das eigentliche Shanghai.

Sobald man die hohe, mit Zinnen gekrönte Ringmauer passirt hat, deren Thore mit Wachen von Sheiks oder Franzosen besetzt sind, befindet man sich in einer ganz anderen Welt. Statt der schönen, breiten Straßen sieht man sich in einem endlosen Gewirr schmaler, kaum sieben Fuß breiter Gäßchen, die von Menschen wimmeln. Der tiefe, von keinem Sonnenstrahl durchbrochene Schatten, die fast fühlbar dicke, von unaussprechlichen Gerüchen gesättigte Luft, das Schreien,

Drängen, Laufen rings herum hat etwas Beengendes und Betäubendes. Da weder Straßenpolizei noch Rinnsteine vorhanden sind, so ist der Schmutz überall groß. Indeß Reinlichkeit ist gerade keine hervorstechende Tugend der Chinesen und deshalb lassen sie sich durch diesen Umstand in ihrer Behaglichkeit nicht stören. In hundertfacher Beschäftigung sitzen sie in den Häusern, die nur selten ein Quergäßchen zwischen sich durchlassen und im Parterre nach der Straße zu ganz offen sind, so daß ein Vorübergehender das Treiben in den Läden und Werkstätten völlig übersehen kann. Hier bleibt man bei einer Reisstampfmühle stehen, deren Stampfen von ein paar Kuli's, welche wie die Balkentreter bei unseren Orgeln die kürzeren Hebel derselben niedertreten, in Bewegung gesetzt werden, dort verwundert man sich über die auffallende Aehnlichkeit eines Theehauses mit dem Innern einer heimischen Faßbierkneipe, hier findet man für alle Fälle ein vortreffliches Sargmagazin mit der comfortablesten Waare, dort einen Uhrmacherladen, neben dessen Inhaber ein französischer Artillerist sich niedergelassen hat, um mit gedankenlosem Zusehen der Arbeit die Zeit todt zu schlagen. Große Läden der verschiedensten Art sind zahlreich vorhanden und alle scheinen ein blühendes Geschäft zu machen. Unablässig schieben die Commis die Marken ihres sonderbaren Rechenbretts hin und her und unablässig kommen und gehen die Leute, deren Baarschaft in ellenlangen Schnüren um ihren Hals geschlungen ist. Sie besteht nämlich aus Cash, kleinen runden Kupferstückchen mit einem Loch in der Mitte,

durch welches man sie an Schnüren aufreiht. 1100 von ihnen machen erst einen Dollar aus. Aber gehen wir weiter in jene Garküche. Du wunderst dich über eine Menge appetitlich abgezogener Thierlein, welche in langer Reihe neben einander hängen und beinahe wie kleine Schweinchen aussehen. Es sind nichts anders, als Ratten, die man hier nicht so verachtet wie bei uns, sondern sehr wohlschmeckend findet. Außerdem giebt es viel Schweine- und Hundefleisch, Geflügel, Eier, die man am liebsten angebrütet ißt, getrocknete Fische, die einen abscheulichen Gestank verbreiten, allerlei Seetang und Grünzeug und endlich Reis und abermals Reis. Ist schon die Speisekarte nicht sehr einladend, so sind die klebrigen Tische und die unreinliche Wirthschaft noch weniger geeignet, Appetit zu erwecken. — Auch an Opiumkneipen ist kein Mangel, doch sind sie meist nichts weniger als elegant. Man tritt in eine elende, halbdunkele Bude, an deren Wänden Pritschen mit Matten bedeckt dahinlaufen. Darauf liegen ein paar welke, entnervte Gestalten vor einer kleinen Lampe, an der sie den Opium, den sie zuvor in kleine Kügelchen drehen, anzünden und dann immer mit drei Zügen aufrauchen, bis endlich der ersehnte Rausch eintritt. Die furchtbaren Zerstörungen, welche dies Laster an leidenschaftlichen Rauchern anrichtet, sind bekannt, mehr oder weniger sind ihm alle Chinesen ergeben.

Unter den besonderen Sehenswürdigkeiten der Stadt nehmen die Baracken des 101ten französischen Infanterie-Regiments eine vorzügliche Stelle ein. Es

ist nämlich ein weitläufiger Theegarten mit vielen Gebäuden, früher das Hauptvergnügungslokal der Stadt. Das Merkwürdige an diesem Garten ist eine Unzahl künstlicher Felsen, welche dem Ganzen das Ansehen eines kleinen Adersbach geben. Viele derselben erheben sich bis zu 30' und bilden ganze Berge, die in den bizarrsten Formen aufgebaut sind. Ueberall schlängeln sich Wege hinauf und hindurch, und von den Gipfeln hat man eine hübsche Aussicht auf die Stadt. Die Söhne Frankreichs, welche diese cyclopischen Parkanlagen inne haben, scheinen indeß derselben schon ziemlich überdrüssig zu sein, und in der That kann man sich kaum eine langweiligere und traurigere Garnison denken als in einer solchen chinesischen Stadt.

Von den französischen Baracken begab ich mich des Contrastes wegen in das Lager der chinesischen Soldaten. Dasselbe bestand aus ein paar Hundert Zelten. Die Soldaten selbst waren ausgezogen, um gegen die Rebellen zu kämpfen, denn das wird bei ihnen so betrieben wie bei uns das Exercieren, des Morgens gehen sie aus, des Abends kommen sie zurück, und wer nicht Soldat ist, kümmert sich gar nicht um den Krieg. Uebrigens sind es ganz gewöhnliche Kulis, ohne irgend welche militärische Haltung oder Uniform. Ihre Waffen sind bald Piken, bald Säbel oder Luntenflinten, alle in dem kläglichsten Zustande. Insbesondere gleichen die Flinten, die nur aus einem verrosteten, an einen Knüppel gebundenen Lauf bestehen, genau den Schlüsselbüchsen, die sich die Knaben bei uns machen. Wahrlich, daß solche Leute von europäischen Truppen

geſchlagen ſind, iſt nicht zu verwundern, und berechtigt durchaus nicht zu dem oft gehörten Gerede von ihrer Feigheit.

Einen noch jämmerlicheren Eindruck als dieſe Krieger machten die Tempel. Ich beſuchte eines Tages mit einem Miſſionar den bedeutendſten derſelben, welcher dem San-twang, dem Schutzgott der Stadt gewidmet iſt. In dem großen von Gebäuden eingeſchloſſenen Vorhof war eine Menge Trödlerbuden, Hazardſpieler, Luſtigmacher und pludriges Volk. Die Amüſements auf dieſem Platze ſchienen die Hauptſache bei dem ganzen Gottesdienſte zu ſein, wie man es ja auch bei uns zu Hauſe mit der Sonn- und Feſttagsfeier hält. Mir fielen hier beſonders die Jongleurs auf, von denen einer ein Kind, das in einem großbauchigen Topfe mit ganz engem Halſe ſteckte, producirte. Zum Beweiſe, daß es wirklich darin ſei, ſtreckte es die Hand zu dem Halſe des Topfes heraus; ein ganz ſeltſamer Anblick! Man ſah einen vollkommenen Hans Nord vor ſich, und zwar einen ſolchen, der ſich nicht von ſeinem Kunſtſtücke gedrückt hatte. Offenbar indeß war der Boden des Gefäßes abnehmbar. Inmitten eines anderen Kreiſes machten Athleten gymnaſtiſche Kunſtſtücke und der zweite Stock des einen Hauſes ließ eine Bühne ſehen, auf der man Komödie ſpielte. Auch wurde an allen Ecken gefiedelt und geflötet, eine Muſik, dünn, kreiſchend und ohne alle Melodie, gerade wie ſie die Kinder bei uns am Weihnachtsabend vollführen. Dennoch ſind die Chineſen auf dieſelbe ſehr ſtolz, und einer, gefragt, wie ihm unſer Muſikcorps

gefiele, antwortete: wir Europäer wären ihnen in allen Stücken überlegen, nur in der Musik nicht! Wem fiele dabei nicht die Klage des Esels bei Claudius ein:

Ja, die Natur schuf mich im Grimme,
Sie gab mir nichts als eine schöne Stimme!

Im Tempel selbst fanden wir einen Altar, auf welchem einer jener dickbäuchigen, gutmüthig grinsenden Götzen saß, die man aus unzähligen Abbildungen kennt. Rechts und links standen zwei riesige, aus Holz geschnitzte Schlagedots mit fratzenhaften Gesichtern. Auf dem Altar befand sich eine große, chinesische Mahlzeit, dem Götzen geopfert und für die Bonzen bestimmt, dazwischen eine Anzahl von Wachslichtern, an denen man Silberpapier anzündet, in der Absicht, dem Götzen weiß zu machen, man opfere ihm Silberbarren. Der ganze Raum war schmutzig, finster, vernachlässigt. Gleichgültig bewegte sich das Volk darin umher und an der Opferflamme durfte man sich ungehindert die Cigarre anstecken. Durch die Vermittelung des Missionars wurde ich auch noch in das innerste Heiligthum eingelassen. Hinter dem Altar öffnete sich eine Thür, durch welche wir in einen großen halbdunkeln Saal traten, in welchem wohl hundert colossale Götzen an den Wänden standen, die uns unheimlich angrinsten. Darauf folgte in einem andern Zimmer der eigentliche Götze der Stadt, mit einem neuen rothen Habit bekleidet, in einem dritten seine Frau und sechs Töchter, sämmtlich aus Holz geschnitzt und überlebensgroß. Es war jammervoll kindisch und die Bonzen selbst stimmten in unser Gelächter darüber ein. Später besuchte ich

noch einen Tempel des Buddha, der etwas reinlicher war. Hier ſaßen nun wiederum die rieſigen, vergoldeten Statuen des Buddha und ſeiner 24 Diener, vor welchen man betet und räuchert, obgleich man ſehr gut weiß, daß es bloße Menſchen geweſen ſind. Es iſt eben der Cultus des Genius und wer weiß, wohin man es noch bei uns bringt. Hat man doch bei der Schillerfeier in Weimar dieſem Genius nach der Melodie: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ auch ſchon einen Choral geſungen:

Der friſche Lorbeer ſchmückt den Sarg,
Und was das Herz an Liebe barg
Wird Opfer, dich zu ehren ....
Ahnend, mahnend ſchwillt's in hellen Liebeswellen,
Seelen flammen, ſieh, dein Volk ſteht feſt zuſammen.

Viel anders klingen die chineſiſchen Gebete auch nicht.

Ueberhaupt wäre das Studium der chineſiſchen Zuſtände unſerm aufgeklärten Deutſchland ſehr zu rathen, in welchem ja auch der Glaube und das Intereſſe an dem Jenſeitigen und Himmliſchen, welches früher die treibende Macht ſeiner Geſchichte war, mehr und mehr erkaltet und der platte Materialismus fortwährend Boden gewinnt. Es kann nicht meine Aufgabe ſein, hier ſelbſtändig eine eingehendere Schilderung derſelben zu geben, nachdem bereits ſo viel Treffliches von competenterer Seite darüber geſagt iſt. Ich beſchränke mich daher, folgende Darſtellungen eines gründlichen Kenners anzuführen:

Der Geiſt, welcher von Anfang an die Entwickelung des chineſiſchen Volks beſeelt und beherrſcht, ſagt

Professor Diekhoff*), ist der nüchtern verständige Sinn, der allein auf das Materielle, auf die Herbeischaffung des für das tägliche Leben Nothwendigen oder Bequemen gerichtet ist. Das Ringen auch des natürlichen Menschen nach der Erfassung und Darstellung des Ewigen, des Vollkommenen, des An-sich-werthvollen, das erst dem vergänglichen und unvollkommenen Leben seinen wahren und bleibenden Inhalt und Werth geben soll, — das Ringen auch des natürlichen Menschen über die bloße, schlechte Diesseitigkeit des Lebens hinaus, wie es uns in den edleren Gestaltungen des klassischen und germanischen Heidenthums entgegentritt, ist dem Chinesen völlig fremd. Das Chinesenthum ist der reine Gegensatz gegen jeden Idealismus. Abgewandt von Allem, was sich über den Moment der Zeit erhebt, abgewandt von dem Jenseitigen, ist der Chinese mit seinem platt praktischen Sinne allein auf das Diesseitige gerichtet. Es ist ein eigenes Zusammentreffen in der von der Providenz Gottes geleiteten Geschichte des menschlichen Geschlechts: zu einer Zeit, wo der materielle, blos in das Diesseitige gerichtete Sinn eine immer breitere Gewalt über die Entwickelung der christlichen Völker zu gewinnen droht, müssen diese christlichen Völker in China, das sie sich doch zunächst um ihrer Industrie willen mit Gewalt erschließen, die consequent vollendete Ausgestaltung jenes Sinns im Leben eines ganzen, ungeheuer großen Volks als

*) Das chinesische Heidenthum. Göttingen 1850.

ohnmächtiges Zerrbild antreffen, um darin das gewaltigste Warnungszeichen sich gegenübergestellt zu sehen.

Doch es ist Zeit, näher ins Einzelne einzugehen. Und da dürfen wir zunächst das chinesische Staatswesen nicht unbeachtet lassen, das mit dem religiösen Leben aufs engste verbunden und gemischt ist. Der Kaiser, der als absoluter Monarch durch ein streng gegliedertes Beamtenthum, die Mandarinen, das Reich regiert, gilt als Sohn des Himmels: als Sohn, als Stellvertreter des Himmels und Ausführer seines Willens auf Erden fordert er unbedingten Gehorsam. Diesem bureaukratischen Absolutismus des chinesischen Reichs hat es in Europa nicht an Bewunderern gefehlt. Im vorigen Jahrhundert, in der Zeit, da sich die Aufklärung mit der absoluten Monarchie verbündete, um durch sie die Völker trotz ihnen zu beglücken, wiesen Männer wie Leibnitz und Voltaire auf die absolute Monarchie des chinesischen Reichs mit ihrer genau geregelten, bureaukratischen Regierungsmaschine als auf das Ideal des Staats hin. Diese absolute, auf die Auktorität des Himmels gestützte Herrschaft des Kaisers von China ist jedoch keine unbeschränkte, wenn auch von parlamentarischen Einrichtungen keine Spur in China vorhanden ist. Einmal beschränkt sich die Regierungsgewalt selbst dadurch, daß sie es keineswegs darauf absieht, das Leben des Volks bis ins Einzelnste hinein zu leiten und zu bestimmen. Die Zahl der Beamten, der Mandarinen, ist verhältnißmäßig eine sehr geringe. Die Regierung beschränkt sich auf die allgemeinen Aufgaben des Staats und läßt so dem

Volke in der Regelung der eigenen bürgerlichen und privaten Angelegenheiten einen weiten, freien Raum, wie denn auch die Ortsobrigkeiten von dem Volke durch Wahl aus seiner Mitte bestellt werden. Die wesentlichste Beschränkung der absoluten Monarchie des Sohnes des Himmels besteht aber darin, daß er als Sohn des Himmels unbedingt gebunden ist an den Willen, an die Gesetze des Himmels, zu deren Ausführung er bestellt ist. Und diese Gesetze des Himmels darf der Sohn des Himmels nicht etwa kraft seiner Auktorität willkürlich feststellen oder abändern. Diese Gesetze sind überhaupt nicht erst zu finden, sie sind da und sind dem chinesischen Volke bekannt. Es sind das eben die von den Gelehrten erklärten Vorschriften des Confucius, und die darauf beruhenden alten Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten, die unverbrüchlich gelten, auch über den Kaiser. Tritt der Kaiser in Widerspruch mit diesen Gesetzen, so zieht er sich dadurch den Zorn des Himmels zu, der sich bis zur Verwerfung des Sohnes des Himmels von Seiten des Himmels steigern kann. Die Gesetze des Himmels sind nach der Meinung der Chinesen eins mit den Gesetzen der Natur, mit den Gesetzen des menschlichen Lebens. Tritt das Regiment, welches das Leben des Volks ordnet und leitet, in Gegensatz gegen die Gesetze des Himmels, so wenden sich diese als die Gesetze der Natur gegen das Regiment des ungehorsamen Sohnes des Himmels. Die Ruhe und Ordnung, der Friede des Volks löst sich auf, und zerstörende Unordnung bricht im Leben des Volkes aus.

Aber nicht allein dies. Auch die Naturelemente richten sich gegen die Menschen; Verheerungen allerlei Art, Mißwachs, dürre Zeiten, oder Ueberschwemmungen, Orkane, Seuchen sind die Strafen für den Abfall von den Gesetzen des Himmels. Da es vom absoluten Regiment des Kaisers abhängt, ob die Gesetze des Himmels im Reiche befolgt werden oder nicht, so ist der Kaiser unmittelbar für jedes große Nationalunglück verhaftet. Gelingt es ihm nicht, durch Buße und Opfer den Himmel wieder zu versöhnen, und so das Unglück von dem Volke wieder abzuwenden, wiederholen und steigern sich die öffentlichen Nothstände, so sieht darin das Volk das Zeichen, daß der Sohn des Himmels vom Himmel verworfen ist, und der Aufstand, der sich erhebt, um zum Schutze der Gesetze des Himmels den vom Himmel Verworfenen vom Throne zu stürzen und einen Würdigeren an seine Stelle zu setzen, wird durch das glückliche Gelingen vom Himmel selbst sanctionirt. Das Volk übernimmt in solchem Aufstande vorübergehend die Aufgabe des Sohnes des Himmels. Neben der Legitimität der absoluten Monarchie steht die Legitimität der Revolution, die übrigens, streng conservativ, in den alten Gesetzen und Einrichtungen des Reichs nichts ändert.

Das eigentlich Herrschende in China sind also die alten Gesetze, Einrichtungen und Sitten, deren Wahrheit und Werth sich dadurch erprobt, daß sie, den Gesetzen der Natur und des irdischen Lebens entsprechend, das irdische Wohl, den äußern Wohlstand und die äußere Ruhe des Volks begründen. Mit dieser

Bedeutung der althergebrachten Cultur im Staatsleben hängt denn auch die Bedeutung der Gelehrsamkeit und der Gelehrten in China zusammen. China, das keinen Adel hat, ist recht eigentlich ein Staat der Gelehrten. Es beruht ja Alles im Staatsleben auf der Kenntniß des Alten, welche bei der Massenhaftigkeit der das Alte überliefernden und erklärenden Literatur sehr mühsam zu erwerben ist. Die Beamten, die Mandarinen, sind Gelehrte; der Grad ihrer Gelehrsamkeit bestimmt den Grad der Rangstufe und des Amts, welches sie bekleiden. Die Laufbahn des Chinesen in den öffentlichen Aemtern ist durchaus abhängig von dem Ausfall der öffentlichen Prüfungen, denen er sich unterwerfen muß, um von einer Ordnung zur andern aufzusteigen. In keinem Staate ist das Examenwesen ausgebildeter und wichtiger als in China. Nach dem chinesischen Grundsatze soll nichts als die Befähigung bei der Besetzung der Aemter in Betracht kommen. Die Rücksicht auf den gemeinen Nutzen soll unbedingt entscheiden. Von den beiden größten Kaisern der früheren Zeit erzählt die chinesische Geschichte, daß sie ihren Nachfolger nicht nach dem Rechte der Kaiser unter ihren Söhnen auswählten, sondern daß sie einen ihnen ganz fremden Mann, weil sie ihn als den Fähigsten erkannten, zu ihrem Nachfolger bestimmten. Aber nirgends ist zugleich die zu den öffentlichen Aemtern befähigende Gelehrsamkeit unproductiver, unfreier, als in China. Sie ist unbedingt an das Alte gebunden, und der chinesische Gelehrte ist rettungslos verloren, der sich in den Gang des Hergebrachten

nicht unbedingt binden lassen will, sondern auf Neuerungen sinnt.

Beachtet man, wie das chinesische Staatswesen auf eine religiöse Grundlage gegründet ist, so könnte es scheinen, als hätte die Religion überhaupt eine große Bedeutung für das Leben des chinesischen Volks. Allein das gerade Gegentheil findet Statt. Die Religion als solche tritt als etwas Gleichgültiges, als etwas Nebensächliches durchaus zurück. Die Religion kommt eben nur in Betracht, soweit sie dem praktischen Bedürfniß des Staats, überhaupt den blos ins Diesseitige gerichteten Interessen dient. Die Religion in ihrer eigenen selbständigen, über das Diesseitige sich erhebenden, das Leben mit dem Ewigen verknüpfenden Bedeutung hat keine Macht über den Chinesen. Und deßhalb ist die Entwickelung des Religiösen in der Entwickelung der chinesischen Cultur nur eine Entwickelung der Verkümmerung. Wie wenig der Ernst in Sachen der Religion zum Charakter des Chinesenthums gehört, zeigt sich schon darin, daß die so bestimmt ausgeprägte und in sich so fest geschlossene chinesische Cultur auch nicht einmal den Trieb in sich hat, diese Einheit auch in einer bestimmten Gestaltung des religiösen Lebens auszuprägen und zur Geltung zu bringen. Es bestehen in China mehrere verschiedene Religionsweisen neben einander, und der Grundzug der chinesischen Cultur in Sachen der Religion ist der des Skepticismus allen bestimmten Gestaltungen der Religion gegenüber.

Die Religion des Staats, so zugleich die Religion der Gelehrten, der Beamten ist die des Confucius,

wenn dieſe Denkweiſe überhaupt den Namen der Religion im eigentlichen Sinne verdient. Für den religiöſen Charakter des Confucianismus iſt es bezeichnend, daß der nun ſchon ſo lange zwiſchen den Kennern der chineſiſchen Literatur geführte Streit, ob die Lehre des Confucius von einem Gotte, von einem von der Welt unterſchiedenen höchſten Weſen etwas wiſſe, noch immer zu keiner ſicheren Entſcheidung gekommen iſt. Die Einen behaupten, in einigen Ausſprüchen des Confucius finde ſich ein ſolcher Gedanke ausgedrückt; die Andern leugnen es. Jedenfalls iſt es klar, daß die Reminiscenz eines Gottesbewußtſeins eine ſchon in den Anfängen der chineſiſchen Cultur verklingende war, untergehend in dem Alles beherrſchenden, nüchtern-praktiſchen Intereſſe. Confucius hielt es nicht für nöthig, über die Gottheit etwas Beſtimmtes zu lehren, indem er ſich der Regelung des öffentlichen und privaten Lebens der Menſchen, wie ſie hier auf Erden zuſammenwohnen, zuwandte. Für die jetzigen Confucianer haben die Ausſprüche des Confucius, in denen der Gedanke von einer von der Welt verſchiedenen Gottheit ausgedrückt ſein ſoll, jede Bedeutung verloren. Sie ſind Pantheiſten, für welche die Gottheit eins iſt mit der Welt, mit der Natur, mit dem Weſen und den Geſetzen der Natur, wie wir bereits bemerkten, daß die Geſetze des Himmels, nach denen der Staat regiert wird, entſprechen den Geſetzen der Natur und ihres Seins und Lebens. Die Confucianer verehren Himmel und Erde. Das ſind aber eben die beiden Theile der Welt, des Kosmos. Wie der Menſch, der Mikrokosmos, ſagen die Confucianer, aus

zwei Theilen, aus Leib und Seele besteht, so besteht auch die Welt überhaupt aus den zwei der Seele und dem Leibe entsprechenden Theilen, aus Himmel und Erde. Der Himmel ist das Seelische in der Welt, im Unterschiede von dem Leiblichen, dem Materiellen. Mit dieser pantheistischen Denkweise, welche eine von der Welt unterschiedene Gottheit als Grund der Welt und als Macht über dieselbe ausschließt, verbindet sich allerdings — und darin tritt uns die abergläubische Kehrseite des philosophischen Systems der Confucianer entgegen — die Personification gewisser Kräfte der Natur, also die Vorstellung von Wesen, welche einzelne Naturerscheinungen, wie den Regen, die Orkane, in ihrer Gewalt haben. Diese Wesen, die das Seelische in der Natur darstellen, ruft man auch wohl in Zeiten der Noth an, man sucht sie durch Opfer zu gewinnen, allein man meint sie auch durch Strafen zwingen zu können, wenn sie sich durchaus nicht fügen wollen. Es sind diese Wesen eben keine Götter, sondern natürliche Weltwesen, nur einer andern Ordnung als der Mensch angehörig. Auch sie sind an die Gesetze des Himmels und der Erde gebunden. Der Mensch kann zwar nicht mit dem Himmel und der Erde streiten, aber er kann wohl gegen diese Naturwesen Recht haben und gegen sie mit Erfolg kämpfen.

Einen eigenen geregelten Cultus, der durch eine eigene Priesterschaft dem Himmel und der Erde dargebracht würde, kennt der Confucianismus gar nicht. Gewisse Opfer und Gebete zu bestimmten Zeiten oder außerordentliche Opfer und Gebete in Zeiten öffent-

licher Noth werden von den Kaisern selbst für sich und das Volk in den prächtigen Tempeln des Himmels und der Erde in Pecking dargebracht, oder von den Beamten, der Mandarinen, für ihre Kreise. Die Verehrung des Himmels und der Erde tritt übrigens sehr zurück. Um so allgemeiner und wichtiger ist eine andere, die Verehrnng des Confucius. Tafeln mit dem Namen des Confucius befinden sich in allen Häusern, und davor hält man Gebete und verrichtet man Opfer. Allein dabei hält man den Confucius nicht etwa für einen Gott, sondern er gilt den Chinesen als ein Mensch, wie alle andere Menschen. Er wird verehrt als derjenige, welcher der Lehrer der Weisheit, der Gesetze und Sitten geworden ist, durch den die Gesetze des Himmels laut geworden sind. Die auf den Confucius als Gründer zurückgehende Cultur ist das, was das Leben beherrscht und bestimmt. So stimmt mit dieser Verehrung des Confucius eine andere Art der Verehrung überein, die Verehrung der Vorfahren. In den Häusern, in denen der Wohlhabenderen in eigenen Zimmern, befinden sich Tafeln, auf welchen der Stammbaum der Familie aufgezeichnet ist. Vor diesen Tafeln werden Gebete und Opfer gehalten. Bei jedem wichtigeren Familienereigniß wird außerdem vor diesen Tafeln den Vorfahren weitläufige Anzeige davon gemacht. Dieser Cultus vor den Tafeln der Vorfahren ist der eigentliche, heiligste Mittelpunkt für das Leben der Chinesen. Kein höheres Gesetz in allen Lagen des Lebens kennen die Chinesen, als das, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen und Gewohn-

heiten zu bleiben, welche von den älteſten Zeiten her durch alle Geſchlechter das Leben beſtimmen und regeln. Das Allgemeine, das Höhere, in das das Leben des Einzelnen aufgenommen werden ſoll, worin es ſeinen Halt und Inhalt gewinnen ſoll, iſt die durch die Geſchlechter fortlebende für immer geordnete und ſich gleich bleibende Weiſe und Gewohnheit des Lebens. Nicht in der Zukunft und für die Zukunft, ſondern in und aus der Vergangenheit für die Gegenwart lebt der Chineſe, das Leben der Vorfahren lebt er in der Gegenwart fort. So erklärt ſich auch der Gebrauch, daß, während bei uns wohl verdienten Männern eine auf ihre Nachkommen vererbende Standeserhöhung zu Theil wird, in China ganz im Gegentheil durch kaiſerliche Edikte die Vorfahren eines um den Staat verdienten Mannes zu der Rangſtufe deſſelben erhoben werden. Im Zuſammenleben mit ihren Vorfahren haben ſich ſolche Männer zu ihrer hohen Stufe erhoben. Mögen die Nachkommen ſolcher Männer dafür ſorgen, daß ſie ſich auch einen ſo hohen Rang erringen.

Tritt in den Schriften des Confucius das Religiöſe durchaus zurück, ſo fließen ſie dagegen über von Moral; moraliſche Sentenzen und Betrachtungen bilden den Hauptbeſtandtheil dieſer Schriften. Von der natürlichen Offenbarung Gottes im Gewiſſen des Menſchen und in der Natur hat das chineſiſche Heidenthumm einſeitig die Seite der natürlichen Geſetzesoffenbarung verfolgt. Daſſelbe einſeitig-practiſche Intereſſe, welches die Religion verdrängt hat, hat dieſes Gewichtlegen auf die Moral und zugleich den Charak-

ter derſelben begründet. Dieſe Moral ruht nicht auf religiöſem Grunde, nicht auf dem Gewiſſen gegen Gott: der Zweck dieſer Moral iſt der, das Leben der Menſchen unter einander zu regeln, wie es den inneren Geſetzen der Natur und des menſchlichen Lebens entſpricht. Das Geſetz dieſer Moral fordert unbedingte Anerkennung, aber nur weil es das Geſetz der menſchlichen Natur ausdrückt, und weil deßhalb der Gegenſatz gegen daſſelbe ſich zerſtörend gegen das Wohl des irdiſchen Lebens richten muß. Allerdings fehlt es unter ſehr äußerlichen Regeln in den Schriften des Confucius nicht an erhabenen moraliſchen Sentenzen, und der Chineſe wird von Niemandem in der Kunſt übertroffen, bei jeder Gelegenheit die erhabenſten, moraliſchen Sentenzen breit an einander zu reihen. So ſtellen ſich auch die Ausſchreiben der Kaiſer als moraliſche Abhandlungen dar. Allein das Leben entſpricht ſehr wenig der Erhabenheit dieſer moraliſchen Sentenzen: im Leben der Chineſen herrſcht als der praktiſche Niederſchlag dieſer Moral das Geſetz einer gewiſſenloſen Lebensklugheit, wie ſie ja doch auch im Grunde das Princip der Moral des Confucius iſt. Zum Ruhme der Chineſen pflegt man darauf hinzuweiſen, daß die Grundlage des chineſiſchen Familienlebens der ſtrengſte Gehorſam gegen den Willen der Eltern, des Vaters iſt. Wie der Kaiſer, der Sohn des Himmels, las der Vater des ganzen Volks gilt, dem unbedingter Gehorſam zu leiſten iſt, ſo ſteht der Vater in der Familie da als derjenige, deſſen Wille unbedingtes Geſetz für die Glieder der Familie iſt. In der That

tritt uns in dieſem Punkte das chineſiſche Leben von ſeiner vortheilhafteſten Seite entgegen. Doch darf man dieſe Ordnung nicht ohne Weiteres in dem uns gewohnten chriſtlichen Sinne auffaſſen. Es wäre unbegründet, wenn man meinen wollte, daß die Liebe die Seele der väterlichen Gewalt bei den Chineſen iſt. Daß überhaupt nicht die Liebe die Seele des chineſiſchen Familienlebens iſt, beweiſt aufs deutlichſte die ſo tief herabgewürdigte Stellung der Frau, die als unbedingtes Eigenthum des Mannes aller Willkühr und Härte deſſelben ſchutzlos Preis gegeben iſt. Und daß die Liebe der Eltern gegen die Kinder nicht die Seele der elterlichen Gewalt iſt, iſt klar in dem traurigen Looſe der Töchter, die als eine Laſt der Familie betrachtet werden. Die Macht der Väter in China iſt die Macht der Gewalt über die Kinder, ja über Leben und Tod der Kinder, und man legt auf dieſe väterliche Gewalt im Kreiſe der Familie ſo großes Gewicht, weil man darin die Grundſäule der bürgerlichen Ordnung ſieht.

Es ſoll nur noch ein Punkt hervorgehoben werden, worin ſich die Verkümmerung des Religiöſen bei den Chineſen recht deutlich zu erkennen giebt. Entſcheidend für die Religion eines Menſchen iſt die Art, wie er den Tod betrachtet. Die Chineſen nun nehmen eine Unſterblichkeit der Seele an, allein, was ſie über den Zuſtand der Seele nach dem Tode denken, hat durchaus nichts das Leben in der Gegenwart Erhebendes. Die Chineſen ſind der troſtloſen Meinung von der Seelenwanderung ergeben, wonach man ja allerdings ein immer fortdauerndes Leben der Seele an-

nimmt, aber so, daß doch dem persönlichen Leben des Menschen kein ewiger Werth zugeschrieben wird, und so, daß ohne irgend welchen wesentlichen Fortschritt die Seele in ihren wechselnden Verkörperungen, wie in den früheren vor ihrer jetzigen, so auch in den spätern immer in der Sphäre des endlich-irdischen, des end- und zielloſen, deßhalb dem Augenblicke und seinem Inhalte verkauften Seins bleibt. Es ist klar, daß diese Aussicht in die Zukunft hinter dem Tode, die sich für den Chinesen nur zur endlosen Dauer der sich immer gleich bleibenden irdischen Alltäglichkeit ausdehnt, nichts enthält, was einen Einfluß auf das Leben in der Gegenwart ausüben könnte. Den Chinesen schreckt und ängstigt weder die Furcht vor der Hölle, noch bewegt und belebt ihn die Hoffnung auf jenes wahrhaftige Leben im Himmel, da, wie es in der Offenbarung des Johannes heißt, die Thränen abgewischt sein werden von allen Angesichtern und da von dem Throne Gottes ausgeht ein lauterer Strom des lebendigen Wassers. Nach der Meinung des Chinesen geht es in Ewigkeit so fort, zwischen Lachen und Weinen, wie heute, in der ewigen Weise der bloßen Diesseitigkeit des Lebens. Mit der Erinnerung daran ist auch die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese des Lebens in dem Herzen des Chinesen erloschen. Der Chinese ist erhaben über Furcht und Hoffnung wegen des zukünftigen Lebens, aber diese Erhabenheit ist freilich, wenn wir ein modernes europäisches Wort dafür gebrauchen dürfen, die Erhabenheit der vollendeten Blasirtheit. Es gehört zur vollendeten Bildung des

Chineſen, ſich durch Nichts überraſchen oder in Staunen ſetzen zu laſſen, ſondern ſein Geſicht ſo in der Gewalt zu haben, daß auch das Auffallendſte, was ihm begegnet, die Züge der erhabenen Ruhe ſeines Geſichts nicht zu verändern vermag, in welcher Kunſt der Blaſirten denn auch der vollendetſte Blaſirte Europas doch nur ein Kind gegen einen Chineſen von Bildung bleibt. Der Chineſe fürchtet ſich nicht vor dem Tode, er ſtirbt äußerſt ruhig, der Tod unterbricht eigentlich gar nicht die Alltäglichkeit ſeines Lebens. Die Seele, wenn ihr das Leben in dieſem Leibe recht ernſtlich zuwider wird, verläßt denſelben, um wo möglich eine bequemere Wohnung zu erlangen. Aber eben deßhalb, weil der Tod im Grunde eine ſo unweſentliche Bedeutung hat, im Grunde keine andere als ein Wohnungswechſel, hält es der Chineſe für höchſt lächerlich, viel an den Tod und an das, was dem Tode folgt, zu denken. Das Alles kommt ganz von ſelber, ohne daß man darum ſorgt. Nach der Meinung des gebildeten Chineſen iſt es die Sache eines Thoren, ſich durch die nutzloſen, unpraktiſchen Gedanken an die Zeit nach dem Tode in dem gegenwärtigen Leben und in der Sorge für die Intereſſen der Gegenwart ſtören zu laſſen. Man ſchadet dadurch nur der jetzigen Situation und ihrer beſtmöglichen Verwerthung, ohne für die künftige etwas thun zu können. So weit Prof. Diekhoff.

Die Reaction des religiöſen Gefühls gegen den herrſchenden Materialismus fehlt jedoch auch dem Chineſenthum nicht. Sie ſtellt ſich dar im Buddhismus. Derſelbe bildet mit ſeinen Lehren von Seligkeit und Hölle

von Gericht und Vergeltung, von sühnenden Bußwerken und Selbstkasteiung das nöthige Supplement zum Confucianismus und hat sich daher mehr noch wie in Japan in die Volksanschauung eingemengt. Daher die unzähligen Götzen und Götzenbilder, daher die Vergötterung der Heroen und der Cultus des Genius, daher das ganze Gewebe sinnloser Ceremonien und wilder, abgeschmackter Mährchen, wie z. B. das des großen Drachen, der über jedem Dorfe wohnt, um es zu beschützen und dessen Lagerstätte die abergläubische Phantasie des Chinesen in der Form jedes Gebirgszugs und Hügels wahrzunehmen glaubt, so daß man selbst bei der Wahl der Gräber darauf Rücksicht nimmt: „daß links der Drache sich schlängele", d. h. daß das Land dort etwas wellenförmig sei, „während rechts der weiße Tiger sich lagert", d. h. eine größere Anhöhe sich erhebt.

Uebrigens fordert die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß trotz ihres Materialismus die Sittlichkeit der Chinesen besonders hinsichtlich des Familienlebens viel höher steht als z. B. die der Japaner.

„Im ganzen chinesischen Cultus", sagt Dr. Williams, „findet sich nichts von jener Vergötterung der rohen Sinnenlust, durch welche, wie dies in so vielen heidnischen Ländern der Fall ist, im Namen der Religion die gräulichsten Ausschweifungen der menschlichen Natur gerechtfertigt und legitimirt, die geistigen Kräfte des Volks aber entnervt und die Herzen verunreinigt werden. Wohl sind die Chinesen ein leichtfertiges Volk in Wort und That, aber sie haben das Laster

nie mit religiöser Weihe umgeben. Ihre Götterſagen wiſſen nichts von jenen ekelhaften Liebesgeſchichten der Götter, von denen die indiſche Mythologie auf ſo empörende Weiſe wimmelt. Im Gegentheil, ſie preiſen den alten Römern gleich die Keuſchheit und Herzensreinigkeit als ein Mittel, durch welches Leib und Seele der höchſten Vollkommenheit näher gebracht werden. Das Laſter wird ſoviel als möglich dem Blick entzogen und man kann getroſt ſagen, daß in keiner Stadt China's je ein Schild von ſo ſchlimmer Vorbedeutung ſich ausgehängt findet, wie jene Inſchrift an dem ausgegrabenen Hauſe in Pompeji, die dem Vorübergehenden zurief: „Hier wohnet die Glückſeligkeit.“

Achtes Capitel.

Rückblick auf die Geſchichte der chriſtlichen Miſſion in China. Gegenwärtige katholiſche Miſſion. Kloſter Sikaweh. Proteſt. Miſſion. Die Taipings. Ihr Urſprung. Ihre Lehre. Ihr ſittlicher Zuſtand. Verhältniß der Miſſionare zu ihnen. Die engliſch-franzöſiſche Politik gegen ſie.

Die Bemühungen der chriſtlichen Kirche in dieſem Centrum der heidniſchen Welt, welches das Reich der Mitte allerdings darſtellt, ſich Eingang zu verſchaffen, ſind ebenſo alt als bisher vergeblich geweſen. Es unterliegt keinen Zweifel, daß ſchon im 7ten Jahrhundert eine Miſſion in China beſtand. Die neſtorianiſch-chriſtlichen Gemeinden, welche im weſtlichen Aſien ihren

Sitz hatten, waren am meisten geeignet für die Verbreitung des Christenthums in diesem Welttheile zu sorgen und glaubwürdige Nachrichten erzählen von Timotheus, Patriarchen der Nestorianer in Syrien † 820 bestimmt, daß er Mönche bis nach China gesandt habe, von denen einige ja der Sage nach in hohlen Stöcken den Seidenwurm nach Europa gebracht haben sollen. Ein gewisser David wird als der für China ordinirte Bischof bezeichnet. Das Christenthum dieser Mönche selbst war jedoch ohne Zweifel ein zu äußerliches, als daß sie im Stande gewesen wären, durch dasselbe die chinesische Volksanschauung umzubilden und ihre Erfolge zu bleibenden zu machen. Die einzige in China selbst aufgefundene Spur ihrer Wirksamkeit ist eine aus dem Jahre 782 herrührende und von den Jesuiten bekannt gemachte Inschrift in chinesisch-syrischer Sprache, wonach ein Priester Olupuen aus den westlich an China grenzenden Provinzen im Jahre 635 mit glücklichem Erfolge als Missionar in diesem Reiche aufgetreten sei, und das Christenthum anfangs unter Verfolgungen dann vom Kaiser begünstigt sich verbreitet habe.*) Später im Anfang des 11ten Jahrhunderts begegnen wir der Erzählung von dem Priesterkönige Johannes einem tartarischen Fürsten wahrscheinlich Ung-Khan, den die Nestorianer bekehrt hatten, aber von den gewaltigen Eroberungen Dschingiskhan's wurde auch er verschlungen. Ludwig IX. von Frankreich sandte nun an diesen einen Mönch

*) Vergl. Neander Kirchengeschichte II. p. 48.

Wilhelm von Rubruquis, dessen noch erhaltener Bericht uns einen interessanten Blick auf jene Missionszustände eröffnet. Er fand bei dem Khan viele nestorianische Christen, die zum Theil die höchsten Stellen bei Hofe bekleideten. Ihre Priester hielten christlichen Gottesdienst, aber sie vollzogen die Ceremonien in äußerlichster Weise. Der Khan gab Festmähler an den Festen der Christen, Muhamedaner und Heiden. Dabei kamen dann zuerst die christlichen Priester in ihrem Ornat, beteten für den Khan und segneten seinen Becher. Darnach kamen die Muhamedaner und machten es ebenso. Zuletzt kamen ebenso die Götzendiener. Der Mönch erzählt, der Khan hätte allen ihren Unterhalt gegeben, alle hätten geglaubt, der Khan gehöre zu ihnen, und Alle hätten sie ihm Glück geweissagt. Bei einer Disputation zwischen Vertretern der verschiedenen Religionen, welche von dem Mönche veranlaßt wurde, schreibt sich dieser den Sieg zu. Aber er erreichte durch seinen Sieg nichts. Der Khan erklärte ihm bei einer späteren Zusammenkunft, der Glaube der Mongolen sei der, daß nur ein Gott sei, durch welchen die Menschen lebten und stürben, und sie, die Mongolen, lebten rechtschaffen vor ihm. Wie aber Gott dem Menschen verschiedene Finger gegeben habe, so habe er ihnen auch verschiedene Religionen gegeben. Den Christen habe er die heilige Schrift gegeben, aber sie hielten sie nur nicht. Ihnen, den Mongolen, habe er Wahrsager gegeben, und sie, die Mongolen thäten, was die ihnen sagten und lebten

in Frieden.*) Man ſieht, die Weisheit von Leſſing's Nathan iſt wenigſtens keine ſo unerhört neue Errungenſchaft der Aufklärung.

Im Jahre 1307 gab es noch in Peking eine chriſtliche Gemeinde, welcher Clemens V. einen Erzbiſchof weihte, aber bei dem Aufſtande China's gegen die Mongolen 1369 wurde ſie vernichtet.

Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts hat die römiſche Kirche die Miſſion in China erneuert. Männer wie Matthäo Ricci und Adam Schall erlangten abermals großen Einfluß am kaiſerlichen Hofe, und gewannen durch ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe in Aſtronomie und Mathematik allgemeine Achtung. Zahlreiche Gemeinden wurden gegründet, Kirchen erbaut, eine Menge von Erbauungsſchriften überſetzt. In den unruhigen Zeiten beim Sturze der Ming-Dynaſtie und der Eroberung des Landes durch die Mandſchu's gerieth die Miſſion in Verfall, und im Anfang des 18ten Jahrhunderts wurden die Patres von den Kaiſern Kanghi und Jontſching vertrieben und hatten ſeither nur kümmerlichen Eingang wieder finden können.

Nach den letzten Ereigniſſen haben ſich jedoch ihre Ausſichten weſentlich gebeſſert. Der franzöſiſche Vertrag von 1858 beſtimmt nämlich: „Was immer bis dahin auf Befehl der Regierung gegen den chriſtlichen Glauben geſchrieben, verordnet und veröffentlicht iſt, ſoll in allen Provinzen des Reiches hiemit vollſtändig widerrufen und für null und nichtig erklärt

*) Vergl. Dieſhoff a. a. O.

sein." Die Tragweite dieses Artikels ist noch gar nicht abzusehen, und da die katholische Mission von der französischen Politik so energisch unterstützt wird und die gegenwärtige Regierung dem Einfluße derselben sehr ergeben scheint, so ist möglich, daß sich die katholischen Missionare bald überall an denjenigen Orten im Besitze von Kirchen und Kapellen sehen, von denen sie nachweisen können, daß sich solche zu irgend einer Zeit daselbst befunden haben.

Ich besuchte die hauptsächlichste der katholischen Missionsanstalten zu Shanghai, das Kloster Sikaweh, welches ungefähr 2 deutsche Meilen von der Stadt entfernt liegt. Es ist ein großes Etablissement, welches freundlich aus den grünen Getreidefeldern hervorblickt. Das Erste, was wir von seinen Bewohnern sahen, war eine Wache französischer Soldaten, die von der Garnison in Shanghai der unruhigen Zeiten wegen dem Kloster zur Besatzung gegeben war. Wir wurden von einem Pater, welcher wie fast alle katholischen Missionare in China Franzose war und sowohl Zopf als Kleidung der Chinesen trug, höflich empfangen und unserer Bitte, die Anstalt besichtigen zu dürfen, sogleich gewillfahrtet. Zuerst führte er uns in die ziemlich große Kirche, deren Wände und Altäre mit vielen guten Bildern geziert waren. Aus einer kleinen Kuppel, deren Fenster aus farbigem Glase bestanden, fiel ein rothes Licht, allerdings etwas theatralisch, auf den Hochaltar. Wir traten dann in die Räumlichkeit der großen Erziehungsanstalt, welche mit dem Klo verbunden ist. In derselben befinden sich 80 Zög

von denen ein großer Theil schon über 20 Jahre alt war. Den Hauptgegenstand des Unterrichts bilden nicht europäische Wissenschaften, sondern die Confucius-bücher, in deren Kenntniß die Schüler so weit gebracht werden, daß sie die Staatsprüfungen bestehen können. Der Uebertritt zur christlichen Religion wird von keinem gefordert. Da aber die meisten der Zöglinge aus den ärmsten Classen gewählt und unentgeltlich unterrichtet und erzogen werden, so bleiben dieselben ihren Wohlthätern ihr Leben lang zu Dank verpflichtet und diese erziehen sich so, wenn nicht christliche, so doch freundlich gesinnte Mandarinen und Staatsbeamte. Die Anstalt wird von drei Patres geleitet, welche allein ihren bleibenden Wohnsitz im Kloster haben, während die sieben andern als Missionsprediger im Lande umherreisen. Auf die Frage nach der Zahl ihrer Getauften antwortete unser Führer, daß es ungefähr 80,000 wären, welche ziemlich bei einander in verschiedenen Städten und Ortschaften der Umgegend wohnten und durch eingeborne Priester versorgt würden. Die Gesammtzahl aller Angehörigen der katholischen Kirche in China beträgt mindestens eine Million.

Hiermit verglichen sind die directen Erfolge der protestantischen Mission sehr gering. Sie begann im Jahre 1807 mit der Ankunft des englischen Missionar's Morrison in Canton. Zehn Jahre lang arbeitete er fast allein nicht nur von der chinesischen Polizei sondern auch von der englischen Handelspolitik unsägliche Hindernisse erfahrend. Im zweiten Jahrzehnt mehrte sich die Zahl der Missionare auf 15 im

dritten auf 39, im vierten auf 105, während im letztverflossenen Jahrzehent sich die Zahl nahezu verdoppelt hat. Neben England sandte America und Deutschland seine Boten aus, und unter ihrer Zahl werden die Namen Milne, Medhurst, Bridgman, Boone, Gützlaff, Hamberg, Lechler stets in ehrendem Andenken bleiben. Doch ist die Missionspolitik der Protestanten wie überall so auch in China von der katholischen sehr verschieden. Während man es katholischerseits auf Massenbekehrungen absieht, ist der Grundsatz der protestantischen Missionare: „Rettung einzelner Seelen;“ während dort die Accommodation an die Volksanschauung so weit als möglich getrieben wird, vermeidet man sie hier strengstens; während die Katholiken eifrig darauf bedacht sind, die Unterstützung auswärtiger oder inländischer Macht zu gewinnen, haben die Protestanten dieselbe nie gesucht oder erhalten. Dabei kann man den Beginn ihrer Wirksamkeit doch erst von 1842, d. h. der Oeffnung jener fünf Häfen datiren. Sie besteht außer der Predigt in der Verbreitung von Bibeln und Tractaten, so wie in der Errichtung von Schulen und Hospitälern. Die Zahl, welche sie unter diesen Umständen getauft haben, beträgt nur einige Tausend. Man kann nun nicht leugnen, daß dies ein auch verhältnißmäßig geringes Resultat ist. Die Haupturſachen liegen in der Unempfänglichkeit des chinesischen Volkes für religiöse Ideen überhaupt und sodann wohl auch in dem sittlichen Verderben, welches den großen Hafenstädten in denen die protestantische Mission bisher ihren ausschließlichen Sitz hatte, eigen zu sein pflegt.

Indeß kann man nicht verkennen, daß auch hier die Mängel, welche bisher stets mit dem Wirken protestantischer Missionare verbunden waren, stark hervortreten. Ihrer Arbeit fehlt eine einheitliche Leitung; jeder einzelne wählt sich nach subjectivem Ermessen das Feld und die Art seiner Thätigkeit. Seit der evangelische Bund theoretisch und die prayer-meetings praktisch eine gewisse Einigung der verschiedenen Denominationen herbeigeführet haben, sind in Shanghai Versuche gemacht worden, jenem Uebelstande abzuhelfen, indem man vorschlug, sich freiwillig der Leitung des allgemein verehrten Bischof Boone zu unterwerfen, indeß bis jetzt ohne Erfolg. Weniger Bedeutung haben die Lehrunterschiede der einzelnen Confessionen, selbst nicht das abweichende Dogma der Baptisten. Dagegen hat die Frage nach Uebersetzung des Gottesnamens eine neue Spaltung hervorgerufen. Es handelt sich um die Worte Schang-te und Schin, von denen das erste in den chinesischen Classikern als Bezeichnung des höchsten Wesens vorkommt, welches in der uralten Naturreligion verehrt wurde und dessen Nennung nie verfehlt, die Aufmerksamkeit der Gebildeten anzuziehen. Doch liegt darin zu wenig der Begriff des Persönlichen und Selbstbewußten, um dem christlichen Gottesbewußtsein zu entsprechen. Deshalb und um die radicale Verschiedenheit des Christenthums von dem Chinesenthum hervorzuheben, haben alle Denominationen außer der independentischen London mission den Gebrauch dieses Wortes verworfen und bedienen sich des Ausdrucks Schin. Dieses ist die vulgäre Be-

zeichnung für alle ausländische Götzen, in welcher der Begriff des Persönlichen bis zum Anthropopathismus sich steigert und die von den Gelehrten mit einer gewissen Verachtung gebraucht wird.

Wie gering aber auch die directen Erfolge der protestantischen Mission bisher gewesen sein mögen, so eröffnen sich ihr doch in der vielbesprochenen Taiping-Revolution die weitesten Aussichten. In derselben zeigen sich die Massen des chinesischen Volkes zum ersten Male auch von religiösen und zwar von christlichen Ideen entzündet. Siegreich hat sie sich nunmehr über die meisten der innern Provinzen des Landes ausgedehnt und schon stehen ihre Heere, nachdem sie den Tartaren-General Sankolinsin in zwei Schlachten geschlagen haben, in Tsenangfu, einem nur 30 Meilen von Peking entfernten Platze, während die Residenz selbst schon seit dem englisch-französischen Kriege vom Kaiser verlassen ist. So steigt also die Wahrscheinlichkeit, daß der Sturz der Mandschu-Dynastie nahe bevorsteht, immer mehr. Jedoch ist die allgemeine Meinung der hiesigen Europäer den Rebellen keineswegs günstig, sondern gradezu feindlich. Die Ursachen liegen nahe genug. Bei dem Völkerkriege, welcher von beiden Seiten mit größter Erbitterung und orientalischer Grausamkeit geführt wird, liegt der Handel mit dem Binnenlande darnieder, und die Vortheile des durch den letzten Krieg errungenen Vertrages werden illusorisch. Ja selbst in denjenigen Gegenden, welche in unbestrittenem Besitze der Rebellen sich befinden, vermag sich kein dem ehemaligen vergleichbarer Handel zu ent-

wickeln, da die großen Städte von ihnen zu Feldlagern umgewandelt und die Einwohner gezwungen werden, sich auf dem flachen Lande anzusiedeln. Wiewohl sie nun im Uebrigen die Europäer mit der größten Freundlichkeit behandeln und als christliche Brüder begrüßen, so wird man es doch nicht auffallend finden, daß die hier allein maßgebende Partei der Kaufleute mit Ungeduld ihre gänzliche Unterdrückung herbeiwünscht. Nichts konnte diesen daher lieber sein, als zu vernehmen, daß das Christenthum der Rebellen auch von Missionaren aufgegeben werde. Dies geschah von Seiten des Rev. Holmes, eines americanischen Baptisten, welcher den Hof des Rebellen-Kaisers zu Nanking besucht hatte und einen Bericht über seine Erlebnisse im North China Herald vom 1. September 1860 veröffentlichte, welchen sogar Lord Russel benutzte, um im Unterhause die feindselige Haltung der englischen Regierung gegen die Rebellen zu rechtfertigen. Rev. Holmes rechtfertigt sein Verwerfungsurtheil über die ganze Bewegung im Wesentlichen durch folgende Gründe:

„Die Religion der Taiping's ist ein gottloses Gemisch von Christenthum und Chinesenthum, voll der gröbsten Gotteslästerungen und Blasphemieen. Ihre Lehre von Christo scheint zwar ziemlich rein, außer daß ihm ein Weib zugeschrieben wird, aber der Rebellenchef, welcher sich Tien-wong, d. h. himmlischer König nennt, schreibt sich selbst eben dieselbe Würde zu. Er nennt sich in zahllosen Proclamationen gleichfalls den Sohn Gottes, den jüngern Bruder Christi,

den Herrn aller Nationen der Welt, denjenigen, der ebenfalls von Ewigkeit bei Gott gewesen und nicht minder als Christus selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben sei. Seinen Sohn nennt er Enkel Gottes, Adoptivsohn Christi und Heiland. Auch spricht er von einer Tochter Gottes, welche die Frau eines seiner Unterfeldherrn, des westlichen Königs, gewesen ist. Demgemäß nimmt der Rebellenchef ferner für alle seine Edicte und Aussprüche eine unbedingte göttliche Autorität in Anspruch, behauptet, im Jahre 1837 und öfter gen Himmel entrückt gewesen zu sein, und rühmt sich unzähliger, unmittelbarer Offenbarungen Gottes. Die sittlichen Früchte seiner Lehre sind im höchsten Grade betrübend. Durch den Gedanken, die „Teufel", (so nennen die Rebellen die Kaiserlichen) zu vernichten, hat er seine Anhänger in dem Grade fanatisirt, daß ihnen das Bewußtsein, man könne gegen die Feinde ein Verbrechen begehen, vollständig fehlt. Einen Anhänger der Mandschu-Dynastie zu berauben und zu morden, gilt für eine tugendhafte Handlung, sein Weib und seine Töchter zu schändlichen Zwecken fortzuführen, seine Söhne zum Eintritt in die eigene Armee zu zwingen, ist das regelmäßige Verfahren, und Grausamkeiten aller Art gehören zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. Endlich ist die Vielweiberei unter den Rebellen herrschend. Tien-wong selbst ist mit 30 Weibern verheirathet und hat außerdem in seinem Harem noch deren hundert. Dasselbe ist mit den anderen Königen und höheren Officieren der Fall. Dies alles ist geeignet, die Befürchtung hervorzurufen,

daß mit der Taiping-Religion nicht das Chriſtenthum, ſondern eine Art chineſiſcher Muhamedanismus zur Herrſchaft kommen werde, der aller Wahrſcheinlichkeit nach, eben weil er einige Elemente der Wahrheit enthält, dem reinen Evangelium ſich feindſeliger entgegenſtellen werde als das alte Heidenthum."

Indeſſen, wie viel Grund zu ſolchen Beſorgniſſen auf den erſten Blick vorhanden ſein mag, ſo haben doch ſpätere und genauere Unterſuchungen der Lehre Tien-twong's Aufklärungen über ſie gegeben, welche einer beſſern Hoffnung Raum laſſen. Ein Vierteljahr nach Holmes reiſten die Miſſionare John (Independent) und Kloekers (Baptiſt) nach Nanking. Sie hatten daſelbſt mehrere Zuſammenkünfte mit dem zweiten Hauptmann der Rebellen, Kaen-wong, einem Verwandten des Kaiſers, und mit Rev. Roberts, einem baptiſtiſchen Miſſionar, welcher den Kaiſer einſt, als er noch ein unbedeutender Menſch war, im Chriſtenthum unterrichtet hatte und ſich nun an ſeinem Hofe in Nanking aufhält. Die ſchon früher bekannt gewordene Erzählung von Rev. Roberts über jenes Zuſammentreffen, die auch von dem Kaiſer ſelbſt und allen anderen Umſtänden beſtätigt wird, iſt folgende: Hung-tſu-tſeuen, ein junger Mann von geringer Herkunft aus Canton, war von Jugend auf eine eigenthümliche, von religiöſen Ideen tief bewegte Natur, wie ſie unter den Chineſen ſehr ſelten gefunden wird. Die Confuciusbücher und andere chineſiſche Claſſiker, welche er nach gewöhnlicher Weiſe ſtudirte, konnten ihm nicht genug thun, und ſo ſchweifte er, von be-

denksamen Träumen und Visionen aufgeregt, unstät umher. Einst traf er in seiner Vaterstadt mit einem eingeborenen Katechisten, Namens Liang Afa, dem ersten von Morrison getauften, evangelischen Christen chinesischer Abkunft zusammen, von welchem er einen Tractat empfing, der tiefen Eindruck auf sein Gemüth machte und ihn zu dem Entschluß bewog, Christ zu werden. Liang Afa führte ihn nun zu Rev. Roberts, der damals in Canton lebte, damit er von diesem weiteren Unterricht im Christenthume erhalten könnte. Nachdem sein Lehrer ihn in demselben für hinlänglich vorgeschritten hielt, forderte er ihn auf, behufs seiner Taufe ein schriftliches Bekenntniß seines Glaubens abzulegen und ihm zu übergeben. Hung-tsu-tseuen that dies, aber Rev. Roberts fand, daß dasselbe statt der christlichen Glaubensartikel fast nur eine Darstellung phantastischer Visionen enthielt, von welchen sein Schüler schon früher geschwärmt hatte. Er verwarf es deshalb und forderte ihn auf, ein zweites einfaches und nüchternes Bekenntniß seines Glaubens niederzuschreiben. Aber auch das zweite war nicht weniger schwärmerisch als das erste. Dieser Umstand und ein Vorfall, der Zweifeln an der Lauterkeit Hung-tsu-tseuen's Raum ließ, bewog Herrn Roberts, seine Taufe noch aufzuschieben, worauf derselbe verschwand, um nach einem Jahrzehnt als Religionsstifter und Rebellenchef die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nachdem er seinen Lehrer verlassen hatte, war er in das Innere der Provinz Kuangsi gegangen, wo er den Anbruch des Friedensreiches (daher seine Anhänger

Taipings, d. h. Friedensbrüder) verkündigte. Durch seine schwärmerische Weise begeisterte er das ohnehin von Haß gegen die tartarische Regierung durchdrungene Volk in dem Maaße, daß es den Mandarinen, die es auseinander treiben wollten, Widerstand leistete, womit die Empörung offen erklärt war. Auch im Verfolge derselben hörte Tien-wong nicht auf, die Offenbarungen zu proclamiren, deren er gewürdigt sei. Die wichtigste derselben, auf welche er sich immer wieder beruft, ist seine Entrückung in den Himmel während einer Krankheit im Jahre 1837, wo er den himmlischen Vater, den himmlischen älteren Bruder (Christum) und die himmlische Schwester (Christi Weib) persönlich gesehen und von ihm seine jetzige Sendung erhalten habe. Wahrscheinlich waren fieberhafte Zustände die Ursache dieser Visionen bei dem durch christliche Ideen aufs Aeußerste erregten Jüngling. Von andern Offenbarungen sagt er selbst, daß sie ihm durch den „schreibenden Pinsel" geworden seien. Es ist das eine in der Da-oß Secte gewöhnliche Art, Orakel zu erlangen. Man befiehlt einem an einem Faden herabhängenden Pinsel zu schreiben und alsbald malt er (ähnlich den Psychographen) Characteren auf das untergelegte Papier, aus denen man die Antwort auf gestellte Fragen herausliest. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß er auch Beweise eines großen, in gewissem Sinne wirklich prophetischen Geistes gegeben hat. Ein Beispiel dieser Art erzählte Kaen-wong den Missionaren: „Im März 1860 hatte der Mandschu Kaiser seine ganze Macht aufgeboten, uns zu vernichten. Ein großes

Heer belagerte Nanking und unsere Noth stieg auf's Höchste, selbst die Könige lebten nur von Reisbrei und Wurzeln. Zehn oder zwanzig Tage hätten den Teufeln mit Sicherheit die Stadt in die Hände gegeben. Da trat eines Tages der himmlische König, welcher bisher seinen Palast nicht verlassen hatte, mitten unter das Volk und sprach: „„Fürchtet nichts, der himmlische Vater regiert die Welt und unser himmlischer, älterer Bruder trägt all unsere Lasten und Noth, fürchtet nichts, in kurzer Zeit wird die Befreiung da sein!““ Dies sagte der Chef, als die Aussichten sehr dunkel und die Stadt von Feinden umringt war. Noch an demselben Tage aber erschienen die Könige Chung und King, der eine von Norden, der andere von Süden und stürzten sich mit Macht auf die Belagerer. Sogleich zogen sich diese zurück, wurden aber von den Unsrigen verfolgt und in der großen Schlacht von Tan-jang fast gänzlich vernichtet. Diese wunderbare Befreiung wird von allen als der augenscheinlichste Beweis der Wahrhaftigkeit der Offenbarungen Tien-wong's angesehen.“

Nach alle dem erscheinen die Prädicate, welche sich Tien-wong beilegt, begreiflicher, und man wird nicht mehr genöthigt sein, sie bloß für Betrügereien auszugeben, welche seinem Ehrgeiz dienen sollten. Auch ist es nöthig, sich den Sinn jener Prädicate in Tien-wong's Munde klar zu machen. Darüber erklärte Kaen-wong den genannten beiden Missionaren, wie ich aus ihrem eigenen Munde vernommen habe, Folgendes: Die heil. Schrift unterscheide Kinder Gottes,

Kinder der Welt und Kinder des Teufels. Alle Frommen und Gläubigen seien Kinder Gottes. Nur in diesem ethischen, nicht etwa in einem natürlichen Sinne sei auch der himmlische König Sohn Gottes. Doch unterscheide er sich allerdings von andern Frommen und Gotteskindern so, wie der Mittelfinger von den andern-Fingern. Er sei nämlich durch die Sendung ausgezeichnet, China zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen und für dasselbige jetzt dasjenige geltend zu machen, was Gott durch Christum einst der Welt überhaupt übermacht habe. Darum sei er der jüngere Bruder Christi. Denn Christus selbst sei in keinem anderen als ethischen Sinne Sohn Gottes. Gott, Te dürfe er nicht genannt werden, das sei der himmlische Vater allein. Jedoch sei Christus allerdings in einem ganz außerordentlichen Sinne Gottes Sohn, da ihm die Erlösung der gesammten Menschheit für alle Zeiten übergeben sei, weshalb er der älteste Sohn Gottes, der himmlische, älteste Bruder der Menschheit sei, welcher angebetet werden müsse und mit welchem Tien=wong sich nicht messen dürfe. Um dies Verhältniß klar zu machen, beruft er sich auf die Analogie der verschiedenen Autorität der einzelnen Glieder in der chinesischen Familie: der Vater müsse größer sein als der Sohn und der erstgeborne Bruder viel größer als der jüngere. In Folge dieser Erklärungen ließen die Missionare dem Rebellenchef sagen, daß seine Lehre von Christo sich von derjenigen der ganzen Christenheit unterscheide, denn diese nenne den Erlöser allerdings Gott und schreibe ihm gleiches göttliches Wesen zu.

Tien=wong antwortete darauf: Dies sei ihm nicht unbekannt, er habe indessen in einer von den Missionaren selbst verfaßten Schrift (es war eine kleine in Shanghai gedruckte, chinesische Zeitschrift, in welcher kurze Berichte aus der Welt= und Kirchengeschichte enthalten waren) gelesen, daß die ersten Christen (Ebioniten) dieselbe Lehre von Christo gehabt hätten, wie er selbst, und ihm sei offenbart, daß diese die richtige sei. Auch verwahrte er sich auf das Entschiedenste gegen die Meinung, als ob er sich eine göttliche Würde zuschreibe. Die auswärtigen Brüder verkennten ihn ganz, ließ er ihnen sagen, wenn sie glaubten, daß er an dergleichen jemals auch nur gedacht habe. Und in einem Erlasse an seine Soldaten findet sich folgende Stelle: „Der große Gott, unser himmlischer Vater und höchster Herr, ist allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, der Höchste über alles. Es giebt kein Wesen, das nicht von ihm erschaffen und erhalten würde. Er ist Shang, der Höchste, er ist Te, der Leiter. Außer dem großen Gott, unserm himmlischen Vater und höchsten Herrn ist niemand, der Shang genannt werden dürfte, und niemand, der Te genannt werden dürfte. Daher mögt ihr Soldaten und Officiere uns euren Herrn nennen und das ist alles. Aber ihr müßt mich nicht den Höchsten nennen, sonst thut ihr der Bezeichnung unsers himmlischen Vaters Eintrag. Unser himmlischer Vater ist unser heiliger Vater und unser himmlischer, älterer Bruder ist unser heiliger Herr und Heiland der Welt. Mithin sind diese allein heilig und von jetzt ab möget ihr uns euren Herrn nennen und das ist alles, aber

ihr müßt mich nicht heilig nennen, sonst thut ihr der Benennung unseres himmlischen Vaters und himmlischen älteren Bruders Eintrag.“ Wie sich damit doch wieder die Behauptung vereinigen lasse, von Ewigkeit bei Gott gewesen zu sein, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß die Präexistenz der Seelen zu den gewöhnlichen Vorstellungen der Chinesen gehört und daß auch Tien-wong darin befangen ist. Noch leichter erklärt sich die Bezeichnung: „Herrscher aller Völker“, welche die Kaiser sich auch sonst beilegen, und die von Kaen-wong selbst nur als eine hyperbolische Phrase hingestellt wurde. Auch die Titel des jungen Prinzen werden jetzt verständlich. Als der himmlische König noch in Kuangsi (der eigentlichen Stammprovinz der Revolution) predigte, habe ihm Gott durch den Mund des östlichen Königs einen Sohn verkündet. Dieser wurde ihm auch wirklich bald darauf in Canton geboren, weshalb man ihn im besonderen Sinne als vom Himmel gesendet angesehen habe. Heiland werde er in Nachahmung des Alten Testamentes genannt, wo den Kindern ähnliche Namen gegeben würden. Die Frau des westlichen Königs heiße nur ihrer Frömmigkeit wegen eine Tochter Gottes.

Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß der Kaiser von China von jeher für einen Sohn des Himmels, d. h. für bestimmt gilt, über die Beobachtung der himmlischen Gesetze gleichsam als Statthalter Gottes zu wachen, und daß sein Glück für diese seine Sohnschaft entscheidend ist, so daß er, wenn im Kriege unglücklich, auch für illegitim und vom Himmel ver-

ſtoßen, ein ſiegreicher Rebellenchef aber für neu zum Sohn des Himmels adoptirt erſcheint: dann wird man einſehen, wie leicht jener außerordentliche Mann, von Hauſe aus zur Schwärmerei geneigt, begeiſtert von den Ideen des Chriſtenthums, wie er ſie durch ſeine eigene Auslegung in der Bibel fand, durch den Gang ſeiner Lebensverhältniſſe allmählich ſo ſehr von der Ueberzeugung ſeiner großen, weltgeſchichtlichen Sendung durchdrungen werden konnte, daß er bis zu jenen blasphemen Prädicaten gelangte, welche jetzt ihm und ſeiner Sache die Sympathieen der Chriſtenheit zu entziehen drohen. Iſt damit die Befürchtung eines chineſiſchen Muhamedanismus, wie ſie Rev. Holmes ausſprach, allerdings noch nicht widerlegt, ſo darf doch nicht unbeachtet bleiben, daß Chriſtus als der allein maßgebende Geſandte Gottes von Tien-wong anerkannt wird, dem er ſich ſelbſt keineswegs wie Muhamed gleichzuſtellen wagt, ſondern deſſen Ausleger er nur für China ſein will. Die Bezeichnung Chriſti als „unſeres himmliſchen älteren Bruders“ findet in Röm. 8, 29 ihre Rechtfertigung. Der Mißverſtand, als ſei Chriſtus verheirathet geweſen, iſt durch die Stellen der Schrift veranlaßt, in denen von der Braut Chriſti die Rede iſt (vgl. Apoc. 21, 9; 22, 17). und er ſich ſelbſt Bräutigam nennt. Von größerer Wichtigkeit iſt allerdings die Abweichung hinſichtlich der Lehre von der Natur Chriſti, doch darf auch in dieſer Beziehung nicht unbeachtet bleiben, daß von den genannten Miſſionaren mehrfach hervorgehoben wird, wie richtige Anſichten ſie bei manchen unter den Taiping's über

das Erlösungswerk Christi gefunden haben. So heißt es in einem ihrer Lieder:

Jesus, sein erstgeborener Sohn,
Wurde vor Zeiten von Gott gesendet.
Er gab willig sein Leben, uns von Sünden zu erlösen.
In Wahrheit, seine Verdienste sind übergroß.
Sein Kreuz war hart zu tragen.
Die Wolke seiner Leiden verhüllte die Sünde.
Der anbetungswürdige Sohn, der Geehrte des Himmels,
Starb für uns, die Kinder der Menschen.
Nach seiner Auferstehung fuhr er gen Himmel.
Glänzend in Herrlichkeit erlangte er die Gewalt.
An ihm erkennen wir, daß wir vertrauen mögen,
Gewiß zu erlangen Erlösung und Auffahrt gen Himmel.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Rebellen nicht Anhänger einer neuen Religion, sondern nichts anderes als Christen sein wollen. Sie erklären einfach, daß ihre Religion mit der unsrigen identisch sei. Gegen den Vorwurf der heidnischen Chinesen, daß ihre Lehre nur von den Barbaren herrühre, vertheidigen sie sich durch den Satz, daß die Wahrheit nur eine sei und von allen Völkern anerkannt werden müsse, daß sie in der Urzeit auch in China Geltung gehabt habe, aber allmählich von götzendienerischen Kaisern verdunkelt und so allein von den westlichen Völkern bewahrt worden sei. Während die Europäer bei den heidnischen Chinesen den Spottnamen der „rothhaarigen Barbaren“ führen, werden sie von den Taiping's „auswärtige Brüder“ genannt. „Die Rebellen,“ heißt es in dem Bericht jener beiden Missionare, „behandelten uns überall mit Freundlichkeit und Vertrauen. Die ge-

wöhnliche Frage war: Fremde Brüder, wohin geht ihr? Nach Nanking. Gut, gut. Der ganze Weg ist offen, nichts hindert unsere Brüder, nicht Räuber, nicht Teufel (Kaiserliche). Seid nicht furchtsam, überall ist Friede und Ruhe. Das war die gewöhnliche Art, uns zu grüßen." Als die Franzosen ferner, wie bekannt, eine Abtheilung von Rebellen, welche Shanghai in Besitz nehmen wollte, blutig zurückgeschlagen hatten, schickte ihr Anführer ein Sendschreiben an die auswärtigen Consulate daselbst, in dem es heißt: „Als meine Armee in Soochow lagerte, kamen Franzosen und Leute einiger andern Nationen dahin, um zu handeln. Sie luden mich ein, nach Shanghai zu kommen, um über die Anknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse zwischen uns zu berathen. Da ich wußte, daß eure Nationen, wie wir, Gott den himmlischen Vater und Jesus den himmlischen, älteren Bruder verehren und daher von Einer Religion und Einem Ursprung mit uns sind, so setzte ich zweifelloses Vertrauen in ihre Worte und kam folglich, euch in Shanghai zu begegnen. Nie war der Gedanke in meinen Geist gekommen, daß die Franzosen sich gegen uns wenden und die Teufel, mit denen sie selbst Krieg führen, beschützen würden u. s. w."

Was aber am meisten dafür spricht, daß in den Taiping's die wenn auch noch sehr unentwickelten Anfänge eines chinesischen Christenthums sich darstellen, ist der Umstand, daß sie als ausschließliche Quelle ihrer Religion die heilige Schrift alten und neuen Testaments annehmen. Die Uebersetzung, welche man

vorzugsweise bei ihnen findet, und welche sie selbst drucken, ist die Gützlaff'sche. Dieselbe wird in ihren Gottesdiensten gelesen und durch Predigten erklärt und in Tien-wong's Proclamationen findet man häufig Citate aus derselben. Ja, er hat sie sogar geradezu an die Stelle der alten Confuciusbücher gesetzt, deren Kenntniß und Auslegung bisher die ganze Gelehrsamkeit der Chinesen und den ausschließlichen Gegenstand ihrer drei großen Staatsprüfungen bildete. Die mehrfach erwähnten beiden Missionare wohnten selbst einer solchen Prüfung in Nanking bei, wobei das den Candidaten gegebene Thema: Vom Sündenfall und der Sündfluth, lautete. Hat diese Maßregel Bestand, so kann es bei dem emsigen Fleiße der Chinesen gar nicht fehlen, daß sich unter ihnen eine große Bibelkenntniß und Auslegungs-Wissenschaft verbreitet, welche von innen heraus den Lehrbegriff reformiren muß.

Der gewöhnliche Einwand gegen alle solche Hoffnungen ist der Hinweis auf den gegenwärtigen Sittenzustand der Rebellen. Daß Gräuel aller Art von den Taipings und mehr noch von dem Gesindel begangen werden, welches bei der allgemeinen Anarchie keine Strafe zu fürchten hat, kann Niemand leugnen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß bei den Taipings zu dem Religionsfanatismus noch der nationale Haß des Chinesenthums gegen die ausländische Eroberdynastie hinzukommt, — ein Haß, welcher schon Jahrhunderte lang in den geheimen Gesellschaften fortgeglommen hat und durch die grausamsten Strafen von immer neuen Empörungen nicht abgeschreckt wurde.

Mit welcher entmenſchten Barbarei aber die Mandſchu-Dynaſtie ihrerſeits ihre Feinde zu behandeln gewohnt iſt, davon wird man ſich auch in Europa ſeit Yeh's Schreckensherrſchaft in Canton und der qualvollen Hinrichtung der engliſch-franzöſiſchen Parlamentäre im letzten Kriege einige Vorſtellungen machen können. Erwähnt muß noch werden, daß die Rebellen eine Entvölkerung der großen Städte als eine durch Strategie und Politik gebotene Nothwendigkeit darſtellen. „Es iſt der Anfang und nicht das Ende", ſagte Kaen-wong „in dieſem Verfahren weichen wir von demjenigen der früheren Dynaſtieen nicht ab, die Mandſchu's ſelbſt am wenigſten ausgenommen. Bis der Sturz der alten Dynaſtie vollendet iſt, müſſen die Städte für die Soldaten ſein und das Land für das Volk. Demſelben zu erlauben, in den Städten zu wohnen, ehe der Beſitz des Landes völlig geſichert iſt, wäre Selbſtmord." Was zuletzt die Polygamie betrifft, ſo iſt dieſelbe eine altchineſiſche Sitte, deren Unvereinbarkeit mit dem Chriſtenthum man noch nicht erkannt hat, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Tien-wong den Vernichtungskrieg gegen die Mandſchu's und die Vielweiberei aus dem alten Teſtamente rechtfertigt. Denn wie groß der Einfluß gerade des letzteren auf ſeine Lehre iſt, erhellt daraus, daß er den jüdiſchen Sabbath am ſiebenten Wochentage und Dankopfer von Thee, Wein, Reis und Thieren bei verſchiedenen Gelegenheiten eingeführt hat. Endlich iſt die Erklärung, welche Chang-wong, ein anderer Rebellenkönig jenen Miſſionaren über das Verhältniß der Taipingreligion

zum Christenthum gab, doch gewiß sehr beherzigenswerth. „Ihr habt", sagte er, „das Evangelium mehr als 1800 Jahre gehabt, wir haben es, als wenn es nur 8 Tage wären. Eure Kenntniß desselben muß nothwendig correct und genau, die unsrige unvollkommen und mangelhaft sein. Ihr müßt mit uns Geduld haben und wir werden stufenweise fortschreiten. Das Evangelium ist nur eines und seid überzeugt, daß wir entschlossen sind, den Götzendienst auszurotten und es an seine Stelle zu setzen."

In welchem Verhältniß stehen nun — müssen wir fragen — bei dieser Lage der Sache die protestantischen Missionare zu dieser Bewegung und was thun sie, um einen segensvollen Einfluß auf sie auszuüben? Was zunächst die Zulassung ihrer Wirksamkeit von Seiten der Taipings selbst betrifft, so erklärte Kaenwong auf eine deßfallsige Anfrage: „Es giebt so manche Stellen in der Schrift, die wir nicht gut verstehen, und darum hätte der himmlische König wohl gern fremde Lehrer. Aber wir sind jetzt ganz mit dem Kriege beschäftigt, das Land ist zerrüttet, die Ordnung gelöst, Anarchie herrscht überall. Wollen unsre Brüder nichts desto weniger zu uns kommen, so sollen sie uns willkommen sein und ihrer Predigt an das Landvolk würde nichts im Wege stehen. Anders ist dies allerdings mit den Soldaten. Erstlich sind die Wechselfälle des Krieges zu groß, als daß die Missionare unter ihnen auch nur vor Lebensgefahr sicher wären, dann aber haben die Soldaten eben auch jene abweichenden Ansichten über den himmlischen König.

Sie glauben fest an seine Offenbarungen und Visionen und dies giebt ihnen Muth und Siegeszuversicht. Die Missionare glauben nicht nur selbst nicht daran, sondern würden sogar den Glauben der andern bekämpfen. Dann würden die Herzen getheilt, unsere Macht untergraben, unsere ganze Sache in Frage gestellt. Darum können wir ihre Anwesenheit selbst nicht wünschen. Wenn dagegen der Friede hergestellt, das Kaiserthum gewonnen, die Teufel vertrieben sind, so wird das ganze Land unseren Brüdern offen stehen und nichts sie abhalten, das Evangelium zu predigen, wo sie wollen." Die hier aufgeführten Schwierigkeiten sind zu augenfällig, als daß man sich gegenwärtig zu Missionsunternehmungen unter den Rebellen ermuthigt gefühlt hätte. Dennoch fehlt nicht alle Verbindung der Missionare mit ihnen. Insbesondere zeichnet sich die London mission durch das Streben aus, dieselbe aufrecht zu erhalten. Mit welchen Gefahren und Mißlichkeiten dies aber verbunden sein kann, davon wurde ich selbst durch Zufall Zeuge. Eines Tages nämlich traf ich bei Rev. Kloekers einige Chinesen, mit denen er sich flüsternd und in einiger Aufregung unterhielt. Da ich sein Vertrauen gewonnen hatte, so theilte er mir mit, daß er in seinem Hause augenblicklich 14 Taipings beherberge und zwar seien dieselben nichts geringeres, als Weiber, Kinder und sehr nahe Anverwandte Tienwong's und Kaenwong's. Ich sah diese Leute selbst. Es waren Cantonesen, welche bisher in Hongkong unter englischem Schutze in niedrigen Verhältnissen gelebt hatten und sich ent-

ſchloſſen hatten, ihr Leben zu wagen, um bis nach Nanking an den Hof ihres Verwandten, nunmehrigen Kaiſers vorzudringen. Sie waren ſämmtlich getaufte Chriſten, einer ſogar Catechiſt und hatten Empfehlungsbriefe von Rev. Legge in Hongkong, welche ſie Rev. Kloekers übergaben mit der Bitte, ihnen ein Verſteck zu gewähren und ſie heimlich nach Nanking zu ſchaffen. Dies war indeß ein ſehr gefährliches Unternehmen, da die Ankömmlinge als Cantoneſen in Shanghai leicht Aufſehen erregen und von der chineſiſchen Polizei entdeckt werden konnten, in welchem Falle ſie ohne Weiteres hingerichtet worden wären. Wagte ein Miſſionar aber ſelbſt ſie unter irgend einem Vorwande den Yang-tſe-kiang hinauf zu bringen, ſo ſetzte er ſich im Falle ſein Unternehmen unterwegs von den kaiſerlichen Truppen entdeckt wurde, demſelben Schickſale aus. Dieſe Umſtände, zu denen noch eigenthümliche Privatverhältniſſe kamen, hinderten Kloekers, die Bitte ſeiner Schützlinge zu erfüllen. Er theilte ihre Lage jedoch dem oben genannten Rev. John (London mission) mit und dieſer entſchloß ſich endlich, das Wageſtück zu unternehmen, um ſich die Verbindlichkeit des für die Zukunft Chinas vielleicht ſo wichtigen Mannes zu ſichern. Später erfuhr ich, daß ihm daſſelbe glücklich gelungen, und daß er nach kurzem Aufenthalt in Nanking wieder wohlbehalten nach Shanghai zurückgekehrt ſei. Hoffentlich wird ſein Benehmen dazu dienen, den Einfluß der proteſtantiſchen Miſſionare auf den Rebellenchef zu vermehren. Inzwiſchen haben ſich auch die Mitglieder der London

mission bisher nur mit vorübergehenden Besuchen in Nanking begnügt. Nur ein einziger protestantischer Missionar hat seinen bleibenden Aufenthalt daselbst genommen, nämlich der Anfangs erwähnte Rev. Roberts, der ehemalige Lehrer Tien-wong's in Canton. Derselbe stand in Diensten der southern Baptist convention von America, wurde aber von derselben, als er auf der Behauptung bestand, der Lehrer des Rebellenchefs zu sein, entlassen, weil man dies für eitle Ruhmsucht hielt. Er begab sich nun selbst nach Nanking, wo er von seinem ehemaligen Schüler nicht nur sehr freundlich aufgenommen, sondern auch zu der Würde eines Tsei-tsin (der dritte Rang nach dem Könige) erhoben wurde. Seine europäische Bildung wurde Ursache, daß ihm allmählich, obwohl gegen seinen Willen, alle diejenigen Geschäfte übertragen wurden, welche ungefähr das Ressort eines Ministers des Auswärtigen ausmachen. Während der Anwesenheit der Herren John und Kloekers lud er dieselben zu gemeinschaftlicher Andacht ein, bei welcher er ihnen Jes. 54. vorlas und bei der Auslegung dieses Capitels folgende seltsame Eröffnung machte. Als er noch in seinem Vaterlande America lebte, habe er einst, da er auf dem freien Felde allein war, am hellen Tage eine merkwürdige Vision gehabt. Er habe sich nämlich plötzlich rings von dem Lichtglanze eines Regenbogens umgeben gesehen, der nicht quer, sondern längs seiner Gesichtslinie sich wölbte, so daß er in dem Anfangspunkte desselben sich befand. Als er nun jetzt nach Nanking gekommen sei, habe er zufällig gleich

Anfangs einer Staatsprüfung beigewohnt, in welcher die Candidaten das vorstehende Capitel des Jesaias auslegten. Während Vers 9 erörtert wurde, wo auf den Regenbogen Noä als Symbol des göttlichen Gnadenwillens zur Bekehrung der Heiden hingedeutet werde, sei ihm die Bedeutung jener Vision, die er vor vielen Jahren gehabt habe, klar geworden. Jener ihm erschienene Regenbogen habe nämlich nichts anderes versinnbildlicht als die bevorstehende Bekehrung Chinas zum Christenthum, und daß er in seinem Anfangspunkte gestanden hatte, sollte darauf hinweisen, daß er mitten in den Anfang dieses großen Ereignisses gestellt werden würde, welches alles sich jetzt an ihm auf das Augenfälligste erfüllt habe.

Diese merkwürdige Eröffnung des Rev. Roberts wurde mir mündlich von den beiden Herren mitgetheilt, welche Bedenken trugen, sie zu veröffentlichen. Sie erinnert an Aehnliches, was die Kirchengeschichte von anderen Missionaren erzählt (z. B. von Bonifacius. von Ansgar), doch giebt sie freilich auch der Befürchtung Raum, daß Rev. Roberts nicht eben dazu geeignet sei, seinen Schüler, der zu schwärmerischen Visionen ohnehin so geneigt ist, auf den Weg eines einfachen, practischen Christenthums zurück zu lenken. — — —

Seitdem Obiges geschrieben wurde, hat sich die Lage der Taipings wesentlich verschlimmert. Ich schalte eine Darstellung der Ereignisse hier ein.

Blicken wir indeß um diese Wendung der Dinge im Zusammenhange zu betrachten, auf die Lage Chinas

nach dem englisch-französischen Kriege von 1860 zurück. Der ganze südliche Theil des Reiches bis zum Yang-tse-Kiang befand sich — einige große Städte vielleicht ausgenommen — im Besitze der Taipings, der Westen, insbesondere die schöne Provinz Szetschuen, wurde von dem talentvollen Chef Sitakai erobert und in den nördlichen Provinzen Schantung und Schanßi war eine neue, furchtbare Revolution unabhängig von den Taipings ausgebrochen, deren Häupter sich jedoch später mit ihnen verbanden. Die Peiholinie, Tientsin und Peking war in den Händen der Alliirten und der Kaiser hatte sich nach Mukden, der Hauptstadt seines Stammlandes, der Mandschurei geflüchtet. In größerer Verlegenheit als vor dem Kriege sahen sich die verbündeten Mächte nach siegreicher Beendigung desselben. Mit dem Widerstande der Regierung hatte man diese selbst vernichtet und die ungeduldige Habsucht der Europäer erblickte zu ihrem nicht geringen Mißvergnügen das ungeheure Reich statt offen zur Ausbeute in den Flammen wilder Anarchie. Vergebens knüpfte man Unterhandlungen mit dem Kaiser an, um ihn zur Rückkehr in die Hauptstadt und zur Wiederaufnahme der Regierung zu bewegen. Sein alt-tartarischer Haß gegen die rothhaarigen Barbaren übertraf noch bei weitem denjenigen gegen die Rebellen und er erklärte seinen bestimmten Entschluß, so lange denselben die Residenz offen stehe, dieselbe nicht wieder zu betreten, ja überhaupt sich um die verwirrten Angelegenheiten des elenden Chinesenvolkes gar nicht mehr kümmern zu wollen.

So schien denn das Ende der Mandschu-Dynastie für China gekommen und es wäre den Alliirten ein Leichtes gewesen, den Gegenkaiser der Taipings von Nanking nach Peking zu führen und ihm die Regierung des Landes zu übergeben. Und dies erwartete man damals selbst von Seiten vieler europäischen Kaufleute in Shanghai. Einige derselben, welche in Handelsgeschäften das benachbarte, von Rebellen besetzte Sutschau besuchten, luden daher den Anführer desselben, der sie freundlich aufgenommen hatte, ein, nach Shanghai selbst zu kommen, um dasselbe in Besitz zu nehmen. Arglos folgte er wie gesagt ihrer Aufforderung, aber der Commandant der französischen Besatzung hatte andere Instructionen und statt der erwarteten Freundschafts-Bezeugungen begrüßte er die Ankömmlinge mit einem heftigen Kugelregen, der sie zu schleunigem Rückzug nöthigte. Das Erstaunen und die Entrüstung der Taipings über diesen unvermutheten Empfang war groß und wurde von ihrem Anführer in der erwähnten Proclamation an die europäischen Residenten auf das Stärkste ausgesprochen. Auch diese selbst waren durch das Benehmen der Franzosen überrascht und es fehlte anfangs nicht an Stimmen, die sich mißbilligend darüber aussprachen. Es erklärt sich indeß leicht. Die katholische Mission hat von den Taipings, die immer eine selbstständige Gestalt des Christenthums darstellen würden und die Bibel als höchste Glaubensnorm hinstellen, weniger zu erwarten als von der Mandschu-Partei. Daher liegt die feindselige Haltung gegen jene in französischer Politik.

Inzwischen wurde sie für eine Vorsichtsmaßregel erklärt, welche zum Schutz des europäischen Eigenthums nothwendig sei, und auf die anarchischen Zustände unter den Rebellen hingewiesen und so war man denn bald damit einverstanden. Während also von den Franzosen derselbe Kaiser, den sie am Peiho bekämpften, in Shanghai vertheidigt wurde, blieb die englische Politik einstweilen noch unentschieden und wenige Monate nach dem erwähnten Vorfalle begab sich Admiral Hope sogar mit einigen Schiffen den Yang-tse hinauf und schloß in Nanking mit den Rebellen einen Friedens- und Freundschafts-Tractat.

Inzwischen hatten jedoch die Diplomaten in Peking einen Mann aufgefunden, der ihnen größere Sicherheit für die baldige Erfüllung ihrer Interessen zu bieten schien, als der schwärmerische Taipingkaiser, dessen Thronbesteigung eine Umwälzung des alten China's zur Folge haben mußte, von welcher sich der Handel nichts versprechen konnte. Dieser Mann war Prinz Kung, ein Anverwandter des Kaisers, der als Statthalter in Peking zurückgeblieben und neben dem Tataren-General Sankolinsin, der im Nordosten die Reste seines geschlagenen Heeres zu organisiren suchte, die einzige noch vorhandene Stütze der Mandschu-Sache in China war. Die Gesandten der Westmächte thaten alles, um das Vertrauen dieses Prinzen zu erlangen und dieser, erstaunt über die Zuvorkommenheit der Sieger, gab sich ihrem Einflusse völlig hin. Bald sah er ein, daß von Seiten der Europäer seiner Sache keine Gefahr drohe, ja daß sie vielmehr die eifrigsten

Verbündeten derselben sein würden. Ueberdem belehrte ihn die eigene Anschauung von der Ueberlegenheit ihrer Cultur, von der man bisher am Hofe von Peking keine Ahnung gehabt hatte und so wandte er sich denn je länger je mehr mit der Entschiedenheit der Ueberzeugung einer fremden-freundlichen Politik zu. Zwar gelang es ihm nicht, auch den Kaiser, dem er die Anerbietungen der Alliirten vermittelte, zur Aufgabe seiner Vorurtheile und zur Annahme gleicher Grundsätze zu bewegen; aber im September 1861 starb derselbe und sein Tod mußte die Autorität des Prinzen bedeutend erhöhen. Zunächst freilich war der Widerstand der conservativen, fremden-feindlichen Partei noch nicht gebrochen, welcher die alten Mandarinen, die dem Kaiser nach Mukden gefolgt waren, angehörten. Diesen nämlich hatte er vor seinem Ende die Vormundschaft über seinen Sohn, einen Knaben von sieben Jahren, und das große Reichssiegel, das Zeichen der höchsten Gewalt, übergeben. Allein Prinz Kung verstand es, die Vormünder, vier Mandarinen der höchsten Classe, sammt dem Thronfolger nach Peking zu locken, wo er sodann die Maske abwarf, sich der Person des letzteren bemächtigte, jene hinrichten ließ und nun die Regentschaft für den minderjährigen Kaiser selbst übernahm.

Mit diesem Ereigniß war die alte Dynastie wiederum befestigt und die europäische Politik stellte sich jetzt entschiedener auf ihre Seite. Ein zweiter Zusammenstoß der Franzosen mit den Aufständischen, und zwar den nördlichen Schantung-Rebellen, fand im October desselben Jahres statt, als diese einen Angriff auf

den Hafen Tschifu, am Busen von Petschili machten. Diesen wilden Haufen gegenüber war die Vertheidigung des Platzes wirklich eine Maßregel der Nothwendigkeit und zwei amerikanische Missionare, der früher erwähnte Rev. Holmes und Rev. Parker, welche sich auch hier arglos in das Lager der Rebellen begaben, büßten die Verwechslung dieser mit jenen durch den Tod, da der Anführer der Schaar sie ohne Weiteres hinrichten ließ. Natürlich war dieser Vorfall geeignet, auch unter den Missionaren und in christlichen Kreisen die ohnehin schwankenden Sympathieen für die Sache der Taiping's noch mehr herabzustimmen. Desto überraschender mußte es sein, daß die Engländer ihnen, als sie im März d. J. (1862) Ningpo angriffen, diese wichtige Handelsstadt friedlich überließen. Die so oft ausgesprochene Behauptung, als ob das europäische Eigenthum bei der Besitzergreifung einer Stadt durch die Rebellen bedroht sein würde, erwies sich hier als völlig unbegründet. Ruhe und Ordnung wurde von ihnen aufrecht erhalten wie früher. Für den Sieg ihrer Sache aber war der Besitz dieses Hafens, wo sie sich mit europäischem Kriegsbedarf ungehindert ausrüsten konnten, von höchster Bedeutung und ebensoviel durfte man davon für die heilsame Entwicklung ihres Christenthums erwarten, denn in Ningpo waren sie mit der gesegnetsten aller protestantischen Missionsstationen in China zusammengetroffen.

Indeß nicht lange sollte diese Verbindung dauern. Hatten die Engländer noch einen letzten Versuch machen

wollen, ob ſich nicht vielleicht auch unter ihnen ein vortheilhafter Markt irgend einer Art finden würde, ſo mußte dieſer Verſuch unbefriedigend ausgefallen ſein, denn im Juni d. J. hat man die Feindſeligkeiten gegen ſie und zwar in offenſiver Weiſe erneuert. Unter dem Vorwande, daß ſie ſich Shanghai mehr genähert hätten, als ſie in der Convention des Admiral Hope verſprochen, vertrieb man ſie plötzlich aus Ningpo und griff die in ihrem Beſitze befindlichen Poſitionen in der Umgegend von Shanghai an. Da Chungwang, einer ihrer erſten Chef's, den Angegriffenen hier mit bedeutender Macht zu Hülfe kam, ſo wurden die Alliirten genöthigt, ſich wieder nach der Stadt zurückzuziehen und erlitten erhebliche Verluſte an Offizieren und Leuten, unter den erſteren der franzöſiſche Admiral en chef Protet. Selbſt engliſche Blätter berichten, daß die Taiping's noch in dieſen Gefechten eine eigenthümliche Rückſicht gegen die Europäer bewahrten. So entließen ſie, als auf dem Yang-tſe ein Fahrzeug voll engliſcher Soldaten in ihre Hände fiel, die Weißen darunter ohne jede Unbill nach Shanghai und nur einige unglückliche Sheik's, die ſich unter denſelben befanden, wurden hingerichtet. Daß die Taiping's, nachdem die europäiſche Garniſon ſich aus den benachbarten Plätzen verſtärkt hatte, zuletzt dennoch zurückgeſchlagen wurden, verſteht ſich von ſelbſt.

Dieſe letzten Ereigniſſe erregten in England doch einiges Aufſehen, die Regierung wurde im Parlament interpellirt und einige Redner bezeichneten ihre Politik als unklug und ungerecht. Die Antwort Lord Pal-

merston's legte die leitenden Grundsätze derselben offen dar. Man habe sich überzeugt, daß unter den Rebellen eine starke, einheitliche Regierung nicht vorhanden sei. Der anarchische Zustand der in ihrem Besitz befindlichen Provinzen lasse die Entwicklung eines blühenden Handels nicht hoffen. Die Taiping-Bewegung mache daher die schwer errungenen Vortheile des Friedens zu Peking illusorisch und vereitele den großartigen Aufschwung des Handels, den man so bestimmt erwartet habe. Es liege daher im englischen Interesse, dieselbe so bald als möglich zu unterdrücken, und er hoffe, sich mit diesen Bestrebungen um so mehr im Einverständnisse der Nation zu befinden, als sie nicht einen neuen, kostspieligen Krieg nöthig machen würden. Indirecte Unterstützungen würden genügen, um die chinesische Regierung in den Stand zu setzen, des Aufstands Herr zu werden. Diese Argumente waren hinreichend, jede Opposition zum Schweigen zu bringen. Auf das Christenthum der Taiping's hinzuweisen, wagte man gar nicht. Weil aber bei Manchen schüchterne Bedenken dieser Art doch noch geargwohnt werden konnten, so hielt es die Times für nöthig, ihre ganze sittliche Entrüstung über dasselbe auszusprechen:

„Diese Horde von Mord- und Folterknechten," sagt sie, „hat eine Religion, die zwei Zwecken dient — sie hat einige unserer Landsleute daheim getäuscht und war für die Taiping's selbst ein Band der Einigung. Man denke sich die Landstreicher, Diebe, Bösewichte und Verbrecher eines ungeheuren Landes

zu einem großen Haufen verſammelt, um durch Raub und Plünderung den Reſt der Nation auszubeuten, ſo ergiebt ſich die Schwierigkeit, dieſe Menſchen zuſammenzuhalten. Da wird eine glückliche Entdeckung gemacht — eine neue Religion. Das iſt's gerade, was gefehlt hat. Dieſe neue Religion giebt ſich für eine Art von Chriſtenthum aus, aber Religion an ſich hält die Menſchen nicht im Geringſten im Zaum. Wenn die Leute an einen Gott glauben, der nichts als ihre Leidenſchaften vertritt und abſpiegelt, ſo gefällt ihnen jede Brutalität, die ſie begehen. Und das iſt die Religion der Taiping's."

Die Abgeſchmacktheit dieſes Raiſonnements richtet ſich ſelbſt. Die Völkerbewegung eines Landes faſt ebenſo groß als Europa — bewirkt durch eine Horde von Landſtreichern und Verbrechern! Dieſe Horde zuſammengehalten — durch Religion! Religion an ſich — nicht geeignet, Menſchen im Zaume zu halten! Und doch ſind dies in der That die vulgären Phraſen, die man in Shanghai und Hongkong hört, und die Gründe, welche das chriſtliche Gewiſſen der öffentlichen Meinung in England beruhigen.

Referent iſt weit entfernt, die Thatſächlichkeit barbariſcher Kriegführung und anarchiſcher Zuſtände auf Seiten der Taiping's zu beſtreiten. Als Augenzeuge habe ich die brennenden Dörfer und den Greuel der Verwüſtung geſehen, welche die Spuren der nördlichen Rebellen bezeichneten; auf dem Schauplatz der Ereigniſſe habe ich, in tiefſter Seele erſchüttert, die Nachricht von der ſchrecklichen Ermordung jener beiden

trefflichen Missionare empfangen, die ich persönlich kannte. Auch die Unbilligkeit will ich nicht hervorheben, daß man die Taiping's für Alles verantwortlich macht, was bei der allgemeinen Anarchie von irgend einem zügellosen Haufen verübt wird, oder die unmenschlichen Grausamkeiten, mit denen die Mandschu's ihrerseits von Anfang an gegen dieselben verfahren sind. Aber das scheint mir doch eine Anforderung, die man an jeden Einsichtigen stellen kann, daß er bei der Beurtheilung solcher asiatischer Zustände die anderthalb Jahrtausende christlicher Bildung in Abrechnung bringt, die über unsern Erdtheil hinweggegangen sind, und daß er einen andern Maßstab anwendet, als den für das christliche Europa im 19. Jahrhundert. Und welcher Art war denn noch bei uns die Kriegführung der Hussiten oder der Franzosen in den Religionskriegen oder der Schweden im dreißigjährigen Kriege? „Ackerbau, Gewerbe und Handel hatten im gleichen Maße gelitten," lesen wir in Dittmar Gesch. der Welt, IV., pag. 711. „In allen vom Krieg heimgesuchten Ländern traf man unbebaute Felder, eingeäscherte und verlassene Dörfer, halbzerstörte Städte. Im Bisthum Freising zählten manche Dörfer, die früher 2000 Einwohner hatten, jetzt nur 20. In Augsburg war die Einwohnerzahl von 80,000 auf 18,000, in Göttingen auf die Hälfte, in Nordheim auf 150 Bürger herabgekommen. An verbrannten Orten zählte Hessen allein 300 Dörfer, 17 Städte, 47 Schlösser ꝛc. Und wer will die Sittenverwildung und Barbarei der Kriegsheere schildern? Sie plünderten und raubten mit

maßloser Gier, sie beraubten die Kirchen, die Gräber, die Reichen und Armen, sie mordeten, sengten und brannten aus Uebermuth, sie mißhandelten besonders das weibliche Geschlecht auf thierische Weise und schonten selbst todte Jungfrauen nicht." Finden sich hier keine Analogieen für die Barbareien der Taiping's oder will man aus den Greueln jener Zeiten ebenfalls Schlüsse ziehen auf den Werth ihres Christenthums? Nicht das Christenthum, sondern das überall gleiche, tiefe Verderben der menschlichen Natur hatte sie dort wie hier verschuldet. Nur Unfähigkeit einer historischen Auffassung der Dinge oder böser Wille kann daher das Christenthum der Rebellen wegen der noch bei ihnen herrschenden Barbarei verwerfen.*)

Die Taiping's werden aller Wahrscheinlichkeit nach den Maßregeln der europäischen Politik unterliegen. Zwar ist dem Versprechen Palmerston's gemäß ein offener Krieg gegen sie nicht begonnen worden. Aber man hat den Prinzen Kung dazu vermocht, sein Heer europäisch organisiren zu lassen. Englische Offiziere sind zahlreich als Lehrmeister in chinesische Dienste getreten und nach den neuesten Nachrichten werden sogar europäische Corps für die chinesische Regierung geworben. Eine anglo-chinesische Marine wird gebildet, gleichfalls von englischen Offizieren commandirt und bestehend aus englischen Dampf-

*) Diejenigen Leser, welche noch Eingehenderes über diesen Gegenstand wünschen, werden auf den vortrefflichen Aufsatz im Basler Missionsmagazin, Februarheft 1862, aufmerksam gemacht.

Kanonenbooten und Corvetten, die man der chinesischen Regierung verkauft hat und die den Yang-tse säubern und zur Einnahme von Nanking behülflich sein sollen. Französischerseits ist Admiral Jaurès mit neuen Instructionen gegen die Rebellen an Stelle des gefallenen Protet abgereist und die in Cochinchina entbehrlich gewordenen Truppen haben Ordre nach Shanghai erhalten. Hätte man die Hälfte dieser Anstrengungen zu Gunsten der Taiping's gemacht, so wäre zweifellos die Herrschaft derselben und damit die des Christenthums über China gesichert gewesen und unter europäischer Pflege hätte sich friedlich der hoffnungsvolle Keim weiter entwickeln können, der jetzt schon durch die unausbleibliche Verwilderung eines langen Krieges mehr und mehr zu Grunde gerichtet wird. Der Fall Nanking's ist das nächste Ereigniß, das bevorsteht, und damit dürfte die Niederlage des Taipingthums entschieden sein. Denn daß es in einer abgesonderten Provinz ein eigenes Reich stiften könnte, ist bei dem vieltausendjährigen Einheitsbewußtsein der Chinesen fast undenkbar. Entweder es besteigt den Kaiserthron in Peking oder es geht völlig zu Grunde. Vielleicht aber bleibt auch in diesem letzteren Falle die große, wunderbare Bewegung nicht ohne bleibend segensreiche Folgen. So weit sie geherrscht hat, sind die Götzentempel umgestürzt, ist der Cultus „des höchsten Gottes unsers himmlischen Vaters und unsers himmlischen älteren Bruders“ proclamirt. In unzähligen Exemplaren ist die Bibel verbreitet, die Empfänglichkeit des Volks für das Christenthum ist geweckt. Mit Thränen

in den Augen — versicherten mir Missionare — sei das Volk zu ihnen gekommen und habe gerufen: „Wir haben keine Götzen mehr, sie sind alle zerschlagen, redet zu uns von Shangte, dem höchsten Gotte und Jesu dem himmlischen, älteren Bruder!“ Das Feld wäre also reif zur Erndte, wer diese letztere aber einholen wird, läßt sich schon jetzt erkennen. Schon oben habe ich angedeutet, welche Interessen die Franzosen allem Anschein nach in dieser Angelegenheit verfechten und bedeutungsvoll klingt unter den Nachrichten der letzten kriegerischen Vorfälle die Kunde, daß in Peking diesmal das Frohnleichnamsfest in öffentlicher Procession mit großem Pompe und unter Betheiligung der französischen und portugiesischen Gesandtschaft gefeiert worden sei.*)

Neuntes Capitel.

Abreise von Shanghai. Die Peihomündung. Takuforts. Reise nach Peking. Der Eindruck des Landes. Chinesische Dörfer und Kneipen. Ankunft in Peking. Gasthaus zur „vorzüglichen Wohlfahrt.“ Die Chinesenstadt. Tempel des Himmels und der Erde. Die Tartarenstadt. Mauern und Thore. Kath. Kathedrale. Tartarische Soldaten. Treiben auf den Straßen. Obelisk des Buddha. Die Kaiserstadt. Die Russische Mission. Tibetanische und Mongolische Bekanntschaften. Ausweisung aus Peking. Tientsin. Englische Garnison. Abreise. Ein Schädelbecher.

Rhede von Tschifu, den 13. Juni 1861.

Wir blieben volle zwei Monate in Shanghai, ehe wir zur Abreise klar waren. Am Charfreitage war

*) In neuester Zeit 1863 berichten die Zeitungen von mehreren nicht unerheblichen Vortheilen der Rebellen über die anglo-chinesischen Corps und einem großen Siege über die Mandschu-Truppen.

ich in den Stand gesetzt, für alle anwesenden Deutschen einen besonderen Gottesdienst zu halten. Der ehrwürdige Bischof Boone von den amerikanischen Episcopalen hatte mir nämlich mit christlichem Bruderſinn seine schöne Kirche zu diesem Zwecke eingeräumt und durch den North-China Herald sowie durch die Hülfe der Consuln waren die Deutschen von der beabsichtigten Feier in Kenntniß gesetzt. Der Besuch der Kirche war erfreulich, da sich ungefähr zweihundert Personen eingefunden hatten. Es war die erste deutsche Gemeinde, die sich hier zum Gottesdienste versammelte und zum ersten Male ertönten unsere herrlichen Passionslieder, da ich Musikcorps und Gesangbücher von Bord aus mitgebracht hatte. Nach der Predigt über Jes. 53 folgte die Feier des heiligen Abendmahls. Die Zahl der Communicanten, meist Matrosen, betrug 25, für welche vor Beginn des Hauptgottesdienstes die Beichte abgehalten worden war. Möchte diese Feier allen Theilnehmern in dem Alles verschlingenden Materialismus dieses Landes zu einem Segen für die Ewigkeit gereichen! —

Von sonst bemerkenswerthen Ereignissen ist nur die Feier von Königs Geburtstag am 22. März zu erwähnen, welche in großer Gala und mit dem üblichen Salut begangen wurde. Auch 4 Todte haben wir dort gelassen. Am 27. segelte die „Thetis“ ab. Sie sollte uns nicht nach der Peihomündung begleiten, sondern während der Vertragschließung im Interesse ihrer Gelehrten die Philippinen und die Sunda-Inseln besuchen. Am 9. April folgte ihr die „Elbe“, welche wiederum nach Nagasaki zurückging, um daselbst Kohlen

einzunehmen und dieselben nach der Peihomündung zu bringen. Endlich am 23. segelte die „Arcona" nach dem letzteren Orte ab. Unsere Reise war bei dem schönen Frühlingswetter außerordentlich angenehm und in 6 Tagen hatten wir sie vollendet.

Graf Eulenburg verließ bald nach unserer Ankunft das Schiff und ging am Bord eines französischen Kanonenboots den Fluß hinauf nach Tientsin, um daselbst den zweiten Theil seiner diplomatischen Sendung, die Schließung des Vertrages mit China auszuführen. Wir waren nun wieder für unbestimmte Zeit auf geduldiges Abwarten angewiesen und zwar in einer ziemlich unerfreulichen Lage, denn unser Ankerplatz lag zehn Mil vom Land ab, so daß die niedrige Küste gar nicht mehr sichtbar war. Näher heranzugehen ist der geringen Tiefe wegen für größere Schiffe unmöglich, weshalb ja auch die Engländer und Franzosen im letzten Kriege eigens für die Landung an diesem Punkte Kanonenboote in Europa gebaut und dann mit vielen Schwierigkeiten und Verlusten über den Ocean bis hierher gebracht haben. Mehrere derselben befinden sich noch jetzt in der Peihomündung, aber auch sie haben nur ein ganz schmales Fahrwasser. Unter solchen Umständen lebt man dort obwohl im Hafen wie mitten im Ocean, ein Zustand, der zwar nie an Bord eines Kriegsschiffes Jemanden befremden soll, aber in Wirklichkeit doch eine gewisse Verdrießlichkeit mit sich bringt. **Frustra naturam expellas furca.**

Und was findet man eigentlich an Land, wenn man es nach einer endlosen Bootsfahrt wirklich er-

reicht? Eine kahle, ausgedörrte, völlig todte Lehmebene, durch welche ein unbedeutender Fluß sein schmutzig gelbes Wasser führt. Ohne die Takuforts würde sie auch völlig unbewohnt sein, denn das nächste Dorf liegt eine Stunde weit vom Strande ab. Diese bekannten Forts, die in dem letzten Kriege eine so wichtige Rolle gespielt haben, liegen am Flusse und zwar zwei unmittelbar an der Mündung und die beiden anderen tausend Schritt dahinter den Fluß hinauf. Es sind große, weitläufige Werke, bestehend aus einem ringsum laufenden Wall und Graben und je zwei Cavalieren, d. h. aufgeschütteten Hügeln, von denen aus man den ganzen Plan beherrscht. Das Material, aus welchem diese Befestigungen gebaut sind, ist Lehm, der mit Stroh und Werg zusammengeknetet ist. Im Innern dieser Masse befindet sich jedoch eine Menge sehr starker, in die Erde gerammter Pfähle, welche gleichsam das Knochengerüst der Wälle und Brustwehren bilden. Alle Böschungen, wenn auch vielleicht nicht ganz richtig, sind sehr eben und sauber und es ist kein Zweifel, daß sich Europäer die Forts nicht so leicht hätten nehmen lassen. Auch hat ihre Aufführung den Chinesen offenbar ungeheure Kosten gemacht, da das Holz in dieser Gegend sehr theuer ist. Die Eroberer ziehen dasselbe jetzt freundlichst heraus und benutzen es zu ihrem eigenen Vortheil. Die beiden Forts an der Mündung sind nämlich noch jetzt das eine von Franzosen, das andere von Engländern besetzt. Wir machten den letzteren unseren Besuch und sie beschrieben uns an Ort und Stelle alle Einzelnheiten der Erstürmung im vorigen

Jahre. Dieſelben zeugen zum Theil von einer faſt kindlichen Naivetät der Chineſen. Dieſe hatten nämlich zwar die beiden Mündungsforts ſehr armirt und beſonders nach See hin in furchtbaren Vertheidigungszuſtand geſetzt, die beiden hinteren aber vernachläſſigt und überhaupt gegen einen Angriff von der Landſeite ſich gar nicht gedeckt. Warum? iſt gar nicht einzuſehen und man kommt auf den Gedanken, daß ſie wie die Kinder im Spiel gedacht haben, er gelte nichts. Jedenfalls hatten ſie ihre Rechnung falſch gemacht. Die Verbündeten landeten eine Meile nördlich der Mündung, umgingen alſo die vorderen Forts, griffen das eine landeinwärts gelegene an und nahmen es nach heftiger Gegenwehr. Damit war der Schlüſſel der ganzen Stellung gewonnen, die vorderen Forts ſahen ſich im Rücken angegriffen, wohin ſie ihre Geſchütze gar nicht einmal wenden konnten, und Sankolinſin, der ſtolze Tartarengeneral, war gezwungen, ſeine beiden ſchönſten Werke ohne Schwertſtreich zu übergeben. Die hinteren Forts wurden ſpäter in die Luft geſprengt und ſind jetzt nur noch unförmliche Erdhaufen. In der Nähe deſſen, welches der Hauptſchauplatz des Kampfes geweſen war, konnte man noch Schädel, Zöpfe, Kartätſchen, Bombenſplitter, europäiſche und chineſiſche Hohlgeſchoſſe finden. Eins der letzteren forderte bald nach unſerem Beſuche noch ein Opfer. Ein paar Chineſen waren beſchäftigt, die alten Eiſenſtücke zu ſammeln, wobei der eine eine noch unverletzte Hohlkugel zur Erde fallen ließ. Augenblicklich ent-

zündet sich dieselbe auf unbegreifliche Weise, crepirt, zerreißt ihn selbst und verwundet einige andere.

Mit den Takuforts ist alles Interesse, welches die Peihomündung bietet, völlig erschöpft. Da sich mir nun eine Gelegenheit bot, einen kurzen Besuch in Peking zu machen, so nahm ich dieselbe freudig wahr. Ein Missionar von Shanghai und ein Mitglied unserer Expedition, Herr Wilhelm Heine, bekannt durch seine früheren Reisen in Amerika, Afrika und nach Japan, hatten beschlossen, die chinesische Hauptstadt zu besuchen, der eine um sie im Interesse seines Berufes zu recognosciren, der andere um eine große Reise durch die Mongolei und Mandschurei vorzubereiten. Diesen Herren schloß ich mich an. Am 6. Mai traten wir unsere Reise an. In den Takuforts erwarteten uns sechs tartarische Wagen, welche uns und unser Gepäck aufnehmen sollten. Es sind das zweirädrige Karren mit starken, eisenbeschlagenen Rädern, deren Kasten aus hübsch geschnitztem Gitterwerk besteht und mit einer Plane überzogen ist. Bespannt sind sie meist mit zwei starken Maulthieren, von denen das eine in einer Scheerdeichsel dicht vor dem Karren geht und mehr zum Tragen des Uebergewichts bestimmt ist, das andere an losen Strängen halb rechts davor läuft und denselben vorwärts zieht. Diese Karren sind so eng, daß außer dem Kutscher nur eine Person darin Platz hat, und so niedrig, daß man sich auf dem Boden derselben ausstrecken muß. Dies thaten wir denn auch, nachdem wir unsere Matratzen hineingelegt hatten, und nun setzte sich unsere Karavane in Bewegung. Hurre,

hurre, hopp, hopp, hopp ging's fort, allerdings nicht in sausendem Galopp, aber unter so unsanften Stößen von allen Seiten, daß uns Hören und Sehen verging, denn der Naturzustand unserer Fahrzeuge war noch nicht durch Springfedern verkünstelt. Indeß der Mensch gewöhnt sich, wie das Sprüchwort sagt, an Alles, und so ergaben auch wir uns zuletzt, wenn auch mit einigem Ingrimm, in unser Schicksal. Die Gegend, welche uns umgab, war nicht weniger unerfreulich. Wie sie am Strande war, so blieb sie überall. Nur selten bemerkte man dürftige Spuren von Vegetation, überall war der Boden hart wie eine Tenne und trocken wie Asche, so daß der heiße Wind unaufhörliche Staubwolken aufwirbelte, die sich auf uns ablagerten, wie der Mehlstaub auf die Jacke des Müllers. Dabei war die Hitze unerträglich. Kurz, man glaubte in einer völligen Wüste zu sein, und doch ist das Land nichts weniger als unfruchtbar. Es bedarf nur nachhaltigen Regens, der während des Winters und Frühjahrs zu fehlen pflegt. Im Juni dagegen stellt er sich ein, worauf dann alles zu grünen und blühen anfängt und bis zum Winter auch noch reif wird. Dies macht den auf den ersten Blick höchst seltsamen Umstand erklärlich, daß diese Wüste voll ist von Menschen und Vieh. Wir begegneten fortwährend Wagen, Fußgängern und Reitern, so daß die Straße ganz das Ansehen eines heimischen Landweges hatte. Auch an Flecken und Dörfern fehlt es nicht, sie sehen besser aus als die in der Nähe von Shanghai. Zwar ist die Unreinlichkeit nicht geringer, aber die Häuser sind

meiſt aus ſehr guten Backſteinen gebaut, die ein ſehr ſchönes Mauerwerk geben. Außer den Menſchen, Hunden und Schweinen ſieht man überall zahlreiche Eſel, Pferde und Maulthiere, deren Zucht gewiß von den Tartaren herrührt und einen weſentlichen Unterſchied des Nordens von dem Süden bildet. Dennoch machten dieſe fahlen Häuſer auf dem fahlen Boden in der Gluth der Mittagsſonne, welche nirgends durch den Schatten eines grünen Baumes gemildert wird, einen troſtloſen Eindruck und ſo ging es ohne Unterbrechung fort, außer wenn unſere Fuhrleute einmal in einem Wirthshauſe einkehrten, um ein wenig zu futtern. Dieſe Wirthshäuſer haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit unſern Dorfkneipen. Vor der Thür ſtehen gleichfalls ein paar hölzerne Krippen, deren Bedeutung im Chineſiſchen dieſelbe iſt, als im Deutſchen. Durch ein Thor fährt man dann in einen weiten Hof, wo ſchon ein paar Geſpanne futtern und von den Knechten, die mit den Waſſereimern kommen, angeſchrieen werden. Man erwartet faſt in eine Schenkſtube zu treten, wo die Bauern bei ſaurem Bier und Kartoffelbranntwein ſitzen. Das iſt indeß anders. Jeder Ankömmling bekommt ein beſonderes Zimmer und als Getränk kennt man nur Thee und abermals Thee, eine Nüchternheit, von der man unſern Schenken etwas wünſchen möchte. Die gewöhnlichen Mahlzeiten beſtehen aus Schweinefleiſch, Eiern, Reis, allerlei Lauch und Zwiebeln, und einer Art Eierkuchen ohne Eier, der das Brot erſetzt. Die Gefäße ſind Schalen und Schälchen, die ſich ſtets klebrig anfühlen, und die Eßgeräthe die bekannten zwei

Stäbchen, deren Gebrauch eine besondere Kunstfertigkeit erfordert.

Unsere Fahrt ging bis in die sinkende Nacht. Ich war in jenen träumerischen Zustand gesunken, wo man von der Wirklichkeit nur noch das Trappeln der Pferde vernimmt und glaubte beinah, als der Wagen an einem dunklen Thore hielt, Hausknechte mit Laternen umherleuchteten und ein Hörnersignal sich hören ließ, in einem heimischen Postwagen zu sitzen, vor dem die Pferde gewechselt werden sollten. Doch erinnerte ich mich bald, daß ich mich vor der Hand noch in China befände und daß der Hörnerschall nur der Zapfenstreich der englischen Garnison von Tientsin sein könne, der uns das Ende unserer Tagereise verkündigte. So war es auch. Da das Hotel unserer Gesandtschaft noch nicht hinlänglich eingerichtet war, so begaben wir uns nun nach einer englischen Kaserne, wo man uns freundlichst ein Zimmer anwies, in dem wir übernachteten. Die Nachrichten, welche wir andern Tags über Peking hörten, klangen für unsere Weiterreise gerade nicht sehr erfreulich. Der Kaiser sei noch immer nicht zurückgekehrt, die Stadt voll Anarchie, der Haß des Volks gegen Europäer so groß, daß sich keiner auf der Straße zeigen dürfe, ohne Alles zu riskiren. Aus diesen Gründen verweigere sowohl der englische als französische Gesandte seinen Staatsangehörigen die Pässe nach der Hauptstadt und wir würden es schwer finden, bis dahin vorzudringen. Dennoch ließen wir uns nicht irre machen, ja ein amerikanischer Missionar schloß sich uns sogar noch an, und nach einem Auf-

enthalt von einem Tage reiſten wir keck von Tientſin weiter.

Die Gegend blieb zunächſt dieſelbe, doch wurde ſie je weiter wir kamen, allmälig deſto grüner. Das Volk zeigte ſich nicht anders als bisher und rechtfertigte keineswegs die Warnungen, die wir gehört hatten. Obgleich der Anblick von Europäern ihnen hier ſchon etwas ſehr Ungewöhnliches ſein mußte, ſo gingen oder ritten ſie doch ruhig an uns vorüber, oft ohne ſich umzuſehen oder nur ihr Geſpräch zu unterbrechen, eine Blaſirtheit, die faſt beleidigend war. Unſere Miſſionare fingen indeß allmälig an, Bibeln und Tractate unter ſie zu vertheilen, welche ſie ſehr überraſcht und dankbar annahmen. Auch begegneten wir öfter Mandarinen und Wohlhabenderen, welche ſchon ſehr tartariſch ausſahen. Ihre Kleidung beſteht aus weiten Jacken von ſchwarzem oder blauem Tuch und weiten Pumphoſen, welche in hohen, bis an die Knie reichenden Reitſtiefeln von barbariſcher Form ſtecken. Als Kopfbedeckung tragen ſie kleine ſtumpfe Kegelhüte mit einem rothen Roßhaarbuſch. Während das niedere Volk ſtets auf Eſeln reitet, bedienen ſie ſich der Pferde, deren Sättel den ſogenannten ungariſchen Sattelböcken ſehr ähnlich ſind. Ja, wer weiß, ob die letztere nicht ſogar ein Erbſtück von den Hunnen ſind und ſo ſchließlich hier ihre Heimat haben? Unſere Miſſionare wandten ſich mit ihren Tractaten vorzüglich an dieſe intelligenteren Leute. Gleich bei dem erſten aber ereignete ſich ein ſeltſamer Zufall. Kaum nämlich hatte er ein Neues Teſtament, das ihm eben hinauf gereicht war,

neugierig aufgeschlagen, als sich sein Pferd bäumte und ihn abwarf. Ich glaube, daß dieses böse Omen hingereicht hat, um ihn für immer gegen das Christenthum einzunehmen. Die Geschichte der Mission ist reich an solchen merkwürdigen Zufällen auch im Großen. — Ohne bemerkenswerthe Ereignisse ging unsere Reise in dieser Weise zwei Tage lang fort. Wir lebten und übernachteten in den chinesischen Wirthshäusern, wobei uns die Anwesenheit unserer Missionare, die vollkommen fertig chinesisch sprachen, außerordentlich angenehm war. Durch sie erfuhren wir auch die Namen der Ortschaften, die wir von Tientsin aus passirt hatten. Sie haben, unähnlich den unsern, sämmtlich eine höchst nüchterne und verständige Bedeutung und sind zum Theil für den Charakter des Landes so bezeichnend, daß ich einige hier mittheile: Ting-tse-ku, Dorf, bei welchem das Wasser die Form der Chiffre Ting bildet; Wang-tsoen, Flecken der Familie Wang; Tai-tsang, nördlicher Kornspeicher (so genannt wegen eines dort befindlichen Regierungsspeichers); Tscha-pang, Halteplatz um Thee zu trinken; Pau-choa-khan, Stadt der Pfirsischbäume; Choang-tschin-tsoen, Flecken der Familien Choang und Tschin; Ma-tsang, Dorf der Pferdezüchterei; Pu-kau, Schilfhafen (am Peiho); Lau-mi-tien, Gasthof des dumpfigen Reises; Yang-tsoen, Flecken der Weidenbäume; Nan-njing, südliches Lager (wovon nichts zu sehen); Ting-fu-tsoen, Flecken des gewissen Glückes; Tschoen-tschang, Dorf des Backsteinbrennens; Pai-Miau, Tempel des weißgekleideten Gottes; Cho-schi-wu, Hafen am West-

ufer; Mo=tſchang, Dorf der Flöße; Tſien=ping=tſoen, Flecken der ebenen Spitze; Ta=lo=ſchao, Stadt der großen Weiden; Schü=tſan, Dorf der ſteinernen Pferdekrippen: Ma=to, Landungsplatz (letztes Gefecht mit den Europäern); Nan=jang=tſing, Stadt, in deren Süden Weiden ſtehen; Schang=tſea=uan, Flußkrümmung der Familie Schang; Dama=tſoen, Flecken der großen Pferde; Gao=tſoen, Flecken der vertrockneten Ernten; Soang=ſſo, Dorf der Doppelbäume; Hai=fang=tſe, Tempel der Wind= und Meereseinflüſſe.

Am Abende des zweiten Tages ſagten uns unſere Leute, daß wir Peking ſehr nahe ſeien. Freilich war davon nichts zu ſehen, und wir hatten nur einige gewöhnliche Häuſer und ein paar dünne Bäume vor uns, indeß war ja die Anſicht von Jeddo auch nicht anders geweſen und wir hatten keine Urſache, die Ausſagen unſerer Kutſcher zu bezweifeln. Wir ſetzten uns daher, wie wir verabredet hatten, ſo weit als möglich in unſere Karren zurück, ließen die Vorhänge vor unſern Sitz hernieder und nahmen alle Packete oder Koffer, die etwa auffallen konnten, nach innen, um ſo unbemerkt als möglich unſern Einzug zu halten. Nach einer halben Stunde merkten wir, daß wir uns wirklich in der alten, berühmten Capitale des himmliſchen Reiches befanden.

Peking beſteht aus zwei großen, ziemlich gleichen Theilen, der tartariſchen Stadt, die nördlich und der chineſiſchen Stadt, die ſüdlich liegt. Beide haben die Geſtalt von regelmäßigen Oblongen. Doch dehnen ſich die langen Seiten der Tartarenſtadt von Süden

nach Norden, die der Chinesenstadt von Osten nach Westen aus, so daß die erstere mit ihrer schmalen Seite an die lange Seite der letzteren stößt und von derselben rechts und links überflügelt wird. Gewaltige Mauern umgeben jeden dieser Stadttheile und öffnen sich in 16 Thoren nach außen. Wir betraten zunächst die Chinesenstadt und zwar durch das mittlere östliche Thor, welches den Namen Kuang-tschü-meng führt. Dies alles erfuhren wir jedoch erst später, da wir vorläufig in unserm verhangenen Wagen keine Gelegenheit hatten, unsere Umgebungen zu betrachten. Unsere Verborgenheit konnte indeß keine vollständige bleiben, denn wir mußten doch irgendwo ein Unterkommen suchen. Nach langem Hin- und Herfahren hielten unsere Kutscher endlich vor einem zweckmäßigen Wirthshause und die Missionare stiegen aus, um mit seinem Inhaber zu verhandeln. Derselbe schlug uns jedoch die Herberge glatt ab, ohne daß unsere Vorstellungen etwas fruchteten und nicht besser ging es uns bei einem zweiten. Unsere Lage wurde allmählich ein wenig unbehaglich, um so mehr, als sich eine große Menschenmasse um uns versammelte, von welcher viele sich mit großem Geschrei in unsere Unterhandlungen mischten und bald für, bald wider uns Partei nahmen. Endlich fanden wir doch noch einen Biedermann, der uns aufnahm, und die Dankbarkeit verpflichtet mich, der Nachwelt seinen Namen aufzubewahren. Er heißt Li-tung-cho und sein Gasthof Ching-tai-tien, d. h. zur „vorzüglichen Wohlfahrt", gelegen in der Straße Tamo-tschang, d. h. des Klopfens und Reibens. Dieser

Name darf Niemanden verleiten, hämische Hintergedanken in Bezug auf die „vorzügliche Wohlfahrt“ zu fassen, deren wir uns erfreuten, denn unser Gasthof war in der That ein Hotel mindestens zweiten Ranges und bestand aus fünf hinter einander liegenden Gebäuden, welche vier Höfe einfaßten. Dieselben waren mit Quadern gepflastert und außergewöhnlich reinlich. Uns führte man in den letzten Hof und wies uns das letzte Haus zur Wohnung an, nach chinesischen Begriffen der beste Theil des ganzen Gasthofes, denn man hält eine Wohnung für um so anständiger, je weiter sie von der Straße entfernt liegt. Mehr als drei Zimmer enthielt indeß unser Haus nicht, doch reichte das gerade für uns und unsere chinesischen Diener aus. Die Wände waren ganz gut tapeziert und in einem jeden befand sich ein Tisch und zwei Stühle. Statt der Bettstelle diente eine Pritsche, die mit Matten bedeckt war und den halben Raum einnahm. Auf dieselben legten wir unsere Matratzen und wollenen Decken und hatten uns bald ganz behaglich eingerichtet. Auch die Speisekarte zeigte sich hier um einige Gerichte reicher. Wir bekamen noch Büffelboeuffteak, kartoffelähnliche Rüben, Milch von einem unbekannten Thiere und allerlei süßes, zum Theil recht wohlschmeckendes Backwerk, nur daß die musartige Füllung desselben stets allerlei Verdacht erregte. Abends erschien dann immer der Wirth und überreichte uns unter den üblichen Verbeugungen ein Blatt mit Charakteren, das unsere Rechnung enthielt, eine Situation, die mir unmotivirter Weise höchst

lächerlich vorkam und mich an den Witz aus den Fliegenden Blättern erinnerte:

Im schwarzen Wallfisch zu Ninive da brachte der Kellner Schaar
In Keilschrift auf zwei Ziegelstein' dem Gast die Rechnung dar.

Unsere Nachtruhe wurde nur durch die Ratten, die sich über unseren Häuptern auf der Papierdecke erlustigten, und durch den Nachtwächter gestört, der mehrmals selbst bis in unseren vierten Hof kam. Statt des Hornes gebraucht derselbe hier eine Klapper, mit der er unablässig einen abscheulichen Lärm vollführt, wahrscheinlich um die Diebe schon aus der Ferne von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Am nächsten Morgen hielten wir Rath, wie wir am besten die Stadt besichtigen könnten, ohne zu großes Aufsehen zu erregen. Aus unserer Verlegenheit befreite uns die Ankunft eines französischen Attaché's. Herr Heine hatte nämlich einen Brief an den französischen Gesandten abgeschickt und ihm seine Anwesenheit angezeigt, da er mit demselben wegen seiner mongolischen Reise einige Geschäfte hatte. Unser Attaché, welcher selbst ganz offen zu Pferde angekommen war, beruhigte uns über die mancherlei Gerüchte, die wir gehört hatten, und versicherte uns, daß wir, ohne Böses zu fürchten, uns in den Straßen zeigen könnten. Wir bestiegen also wieder unsere Wagen und begaben uns auf Entdeckungen, zunächst in der Chinesenstadt. Es ist das der mehr vernachlässigte, von dem niederen Volk bewohnte Theil.

Der Schmutz ist daher nicht geringer als in anderen chinesischen Städten, von denen er sich nur durch die größere Breite der Straßen unterscheidet. Viele derselben sind sogar mit Quadersteinen gepflastert. Wie indeß die Mandschu-Dynastie alles hat verfallen lassen, so fehlt auch hier meist der zehnte Stein und die übrigen haben allmählich Fuß tiefe Geleise bekommen. Wenn nun schon sonst die Fahrt in unseren Karren kein Vergnügen war, so wurde sie hier eine wahre Tortur und wir konnten uns lebhaft die Qualen der unglücklichen, englischen Parlamentaire vorstellen, die man vor einem halben Jahre auf Säcken mit Nägeln gebunden über dieses Pflaster gefahren hatte. Das erste merkwürdige Gebäude, das wir besuchten, war ein Tempel des Kriegsgottes. Derselbe heißt Kuang-ti und war, wie die meisten chinesischen Götzen, ein berühmter Mann, dessen Andenken zu einem religiösen Cultus geworden ist. Er lebte im 3. Jahrhundert, trug viele große Siege über die Feinde des Reichs davon und wurde zuletzt mit seinem Sohne Kuan-ping, gleichfalls einem großen Helden, ermordet. Die jetzige Dynastie hat seine Verehrung gewissermaßen zur Staatssache gemacht, denn alle Beamten, insbesondere die Offiziere, müssen sich an gewissen Tagen vor ihm niederwerfen und ihm Räucherstäbchen opfern. In unserem Tempel saß er ohne irgend welche kriegerische Embleme auf einem Piedestal, vor welchem auf einem Altare eine Opferflamme brannte. Ihm zur Rechten stand sein Sohn, von Kopf bis zu Füßen gewaffnet, und zur Linken sein Waffenträger, gestützt auf einen

langen Speer, eine grimmige Figur, mit fürchterlichem Schnurrbart, die schwarzen Brauen über den rollenden, mit Blut unterlaufenen Augen zusammenziehend. Im Aeußern hatte der Tempel nichts, das ihn von Gebäuden ähnlicher Art unterschied. Unser nächstes Ziel waren die Heiligthümer des Himmels und der Erde, Tien-tan und Shinnung-tan, eigentlich die einzigen Merkwürdigkeiten der Chinesenstadt. Bald erreichten wir den weiten, schönen Platz am mittleren Südthore, wo sie liegen. Rechts und links wird derselbe von den langen Mauern begrenzt, welche diese Heiligthümer einschließen. Wir begaben uns zunächst nach dem Thore des Tien-tan oder Altar des Himmels und traten in einen schönen Park, voll hoher schattiger Bäume und saftiger Grasflächen, ein Anblick, der mitten in dieser Staubwüste etwas ungemein Wohlthuendes hatte. Wir waren indeß noch nicht weit gekommen, als uns ein Mandarin mit der Ankündigung entgegentrat, daß wir ohne besondere Erlaubniß des Prinzen Kung (des zeitigen Regenten) nicht weiter gehen dürften. Wir mußten daher umkehren, ohne den eigentlichen Altar gesehen zu haben, welcher aus einer marmornen Terrasse von drei Abstufungen bestehen soll, deren jede 10′ hoch ist und einen Durchmesser von resp. 120′, 90′ und 60′ hat. Auf demselben bringt der Kaiser selbst jährlich beim Wintersolstitium ein großes Opfer dar, nachdem er vorher im Palaste der Enthaltsamkeit drei Tage gefastet hat. Wir wandten uns nun nach dem gegenüberliegenden Thore, dem Heiligthume der Erde, welches zugleich dem vergötterten

Monarchen Shinnung, dem Erfinder des Ackerbaues, gewidmet ist. Zu Ehren desselben hat der Kaiser hier gleichfalls jährlich ein Stück Land eigenhändig umzupflügen. Unerwarteter Weise setzte man unserem Eintritt an diesem Platze keine Schwierigkeiten entgegen. Aber vergebens sahen wir uns nach den Spuren der kaiserlichen Arbeit, sowie nach Tempeln und Altären um, wir fanden nichts als einen großen schönen Park, wie auf der andern Seite.

Nachmittag begaben wir uns nach der Tartarenstadt und jetzt erst hatte ich Gelegenheit, die Stadtmauer recht in Augenschein zu nehmen, denn die Tartarenstadt ist durch dieselbe gegen die Chinesenstadt nicht weniger als nach Außen befestigt. Es ist ein wahrhaft gigantisches Werk von 30 Fuß Höhe und 25 Fuß Grundbreite. Oben ist sie nach außen und innen mit stattlichen Zinnen gekrönt, zwischen denen ein Gang hinläuft, der gewiß noch so breit ist, daß die schwersten Geschütze darauf manövriren könnten. Einen besonders imposanten Anblick gewähren die Thore, welche beide Städte mit einander verbinden. Die Mauer springt in einem großen Quadrat heraus, in dessen drei Aussenseiten sich weite Bogen öffnen, die durch schwere eiserne Thorflügel geschlossen werden können. Auf demselben ist dann noch ein großes Gebäude aufgeführt, dessen Dach sich abermals 30 Fuß über die Mauer erhebt. Dasselbe besteht aus vier Stockwerken, in deren jedem sich 10 Stückpforten öffnen. Ueber den breiten, trockenen Wallgraben, der die Mauer überall umgiebt, führen zu diesen Thoren marmorne

Brücken, breit genug für drei neben einander hinlaufende Fahrstraßen, welche durch Geländer von einander getrennt sind. Leider sind auch diese Bauwerke durch Schmutz verdorben und ganz in Verfall. Wir hatten die Tartarenstadt durch das mittlere Südthor betreten, doch versparten wir uns ihre Besichtigung für den folgenden Tag und gingen jetzt nur längs der Mauer links dem nächsten Thore zu, wo, wie wir wußten, die römisch-katholische Kathedrale liegen mußte. Wirklich sahen wir nach einer halben Stunde ihr hohes Dach, gekrönt mit dem Kreuze, über die niedern Häuser hervorragen und bald lag das ehrwürdige Gebäude vor uns, welches als zweihundertjähriger Marthrer alle Verfolgungen überdauert hat, um mitten im Gewühl dieser ungeheuren Heidenstadt einsam nach oben zu weisen. Es ist eine große, in Kreuzform nach portugiesischem Geschmack gebaute Kirche, die jedoch keine eigentlichen Thürme, sondern nur zwei unbedeutende Thürmchen am Giebel hat. Sie steht inmitten eines ziemlich großen, von Mauern umgebenen Platzes. Vor dem Portal sind rechts und links zwei steinerne Tafeln errichtet, die merkwürdiger Weise von ein paar riesigen Schildkröten getragen werden. Sie sind mit einer mongolischen und chinesischen Inschrift bedeckt, welche wahrscheinlich den Zweck des Gebäudes angeben. Das Innere ist ein hoher, gewölbter, doch etwas zu dunkler Raum, da die wenigen und kleinen Fenster nicht mit Glas, sondern nach chinesischer Weise mit Papier versehen sind. Im Hintergrunde steht der Hochaltar und zwei kleinere ihm zur Seite,

alle mit sehr schönen Altarblättern ausgestattet. Insbesondere war eine Maria mit dem Kinde so schön daß sie auf jeder europäischen Kunstausstellung Beifall gefunden hätte. Auch die Decke war mit Fresken geschmückt, sonst aber die Zahl der Bilder nicht übermäßig groß. Unsere Ankunft hatte eine Anzahl Chinesen herbeigezogen, welche sich durch Kreuzeszeichen und Kniebeugung beim Eintritt als Katholiken kenntlich machten. Sie traten freundlich an uns heran und einer unter ihnen gab sich sogar als Priester zu erkennen. Unsere Missionare ließen sich in ein Gespräch mit ihm ein und fanden ihn im Christenthume ebenso unterrichtet als warm und eifrig. Er wußte sogar einige lateinische Brocken, die er aber so chinesisch accentuirte, daß man sie kaum verstehen konnte. Selbst ein kleiner Bursche, der daneben stand, wußte schon viel von Je-su Kito und Ma-lia zu erzählen und wollte uns die Bilder erklären. Es war eine ergreifende Scene, bei der man unwillkürlich zur Andacht gestimmt wurde und die confessionelle Abneigung vergessend, recht mitfühlte, was Lavater einmal in einer katholischen Kirche dichtete:

Was ist es, das ich um mich sehe,
Was ist es, das ich höre hier,
Spricht nichts in der gewölbten Höhe,
In dieser Tiefe nichts von Dir?
Das Muttergottesbild vergüldet,
Ist's nicht zu Deinem Preis gebildet?
Prangt nicht das Kreuz nur Dir zu Ehren
Auf marmorgleichen Hochaltären?
Wen meint des ew'gen Lichtleins Schein,
Als Dich, o Jesus Christ allein?

Die Zahl der eingebornen Katholiken beträgt in Peking 8000. Acht französische Ordensgeistliche und viele eingeborne Priester, an ihrer Spitze der Erzbischof Mouli sind für die weitere Mission thätig. Wie alle katholischen Missionare in China tragen sie die Tracht der Eingebornen und treiben die Accomodation an ihre Sitten soweit, als irgend möglich. Im Norden der Stadt haben sie noch eine Kirche und in Folge des französischen Vertrages, der ihnen die Rückgabe aller jemals confiscirten Kirchen und Kapellen zusichert, werden ihnen in der Hauptstadt bald noch zwei Gotteshäuser eingeräumt werden.

Am nächsten Tage hatten wir beschlossen, die Stadt nach ihrer ganzen Länge gründlich zu durchstreifen und fuhren daher schon früh von unserem Hotel fort. Unser Weg ging zunächst durch die Hauptstraßen der Chinesenstadt nach den westlichen Vorstädten zu, wo sich eine große Pagode, der einzige Thurm von Bedeutung, den Peking hat, befinden sollte. Wir kamen hier wahrscheinlich durch die eigentlichen Kaufmannsviertel der Stadt. Gewiß enthielten diese belebten, dunklen Läden viele interessante Dinge, indessen scheuten wir uns einerseits noch immer, so mitten in das chinesische Treiben einzutreten, andrerseits nahmen wir uns nicht die nöthige Zeit dazu. Nach einer Stunde befanden wir uns in den zerstreuteren Häusern der Vorstadt und erreichten nun auch bald die große Pagode, welche ein runder Thurm von sehr vielen durch besondere Dächer getrennten Stockwerken ist und ungefähr 150 Fuß hoch sein mag.

Gern hätten wir dieselbe bestiegen, um eine Aussicht auf die Stadt zu gewinnen, allein wir trafen hier auf sehr ausgedehnte Lager tartarischer Soldaten und als wir uns dem Thore der Umwallung näherten, welche die Pagode umschloß, kamen dieselben lärmend von ihren Ring- und Rennspielen, mit denen sie beschäftigt waren, herbeigelaufen. Zwar fand sich auch sogleich ein Offizier ein, der die rohen Burschen, die leicht hätten übermüthig werden können, mit einem Wort auseinander trieb, doch erklärte auch er uns höflich aber fest, daß wir die Umwallung nicht betreten dürften, worauf wir denn wieder abziehen mußten. Diese Soldaten sahen bedeutend kriegerischer aus als diejenigen, welche ich in Shanghai gesehen hatte. Es schien Cavallerie zu sein, wenigstens sahen wir viele recht gut gesattelte Pferde. Die Uniformen unterschieden sich nur durch rothe Verbrämungen von der Tracht jener tartarischen Reiter, denen wir schon auf dem Wege von Tientsin häufig begegnet waren. Ihre Waffen: Luntenflinten, Säbel und Picken hatten sie bei den Zelten, mit denen der ganze Plan bedeckt war. Vor denjenigen der Officiere waren überall bunte Banner aufgepflanzt, welche einen sehr hübschen Anblick gewährten. Wir zogen nun weiter, blieben jedoch noch außerhalb der Stadt und hatten eine recht anmuthige Aussicht über das angebaute Land nach der blauen Hügelkette, welche sich westlich von Peking aus der Ebene erhebt und vielleicht eine Höhe von 1000 Fuß erreicht. So gelangten wir zu dem Tempel des Mondes, der noch in dieser Gegend liegt und dem

auf der Ostseite der Stadt ein eben solcher Tempel der Sonne entspricht. Wir traten auch hier in einen ummauerten Cypressenhain, dessen Schatten in der Hitze des Tages sehr erquickend war. Durch eine innere Mauer davon getrennt, fanden wir einen weiten freien Platz, ganz mit weißen Quadern gepflastert, zwischen denen indeß Gras und Kräuter so ungestört emporwucherten, daß derselbe einer Wiese glich. In der Mitte dieses Platzes befand sich ein 4′ hoher und 30′ im Quadrat breiter Altar, auf welchem einige große kupferne Opferschalen standen. Auch hier wird durch einen Prinzen der kaiserlichen Familie alljährlich ein großes Opfer dargebracht. In Seitenhöfen zeigten sich noch einige Tempelgebäude, doch schienen dieselben durchaus Nebensache zu sein. Auch waren die darin enthaltenen Götzen keineswegs bedeutender als gewöhnlich und ganz verstaubt und vernachlässigt. Nun wandten wir uns wieder nach der Stadt und zogen durch eins der westlichen Thore nach der Tartarenstadt, die wir nach verschiedenen Richtungen durchzogen. Sie ist erst die eigentliche Residenz, in der sich alle kaiserlichen Paläste, Regierungsgebäude und Merkwürdigkeiten befinden und die ausschließlich von der großen Welt, den Mandarinen und Vornehmen bewohnt wird. Früher waren die Einwohner auch ausschließlich Tartaren, jetzt aber haben sie sich mit den Chinesen so sehr vermischt und den letzteren so vollständig ihre eigene Tracht aufgezwungen, daß man die beiden Nationalitäten gar nicht mehr unterscheiden kann. Dennoch hat die Stadt noch ein ganz eigenthümliches

Gepräge, welches ſie von allen chineſiſchen Städten völlig unterſcheidet und ganz an die Zeiten der Hunnen oder des Dſchingiskhan erinnert. Die Straßen ſind außerordentlich breit und die größten übertreffen gewiß noch die Linden von Berlin. Die Privathäuſer ſind niedrig und unbedeutend, doch hängen überall bunte mit Chiffern bedeckte Tücher gelb, grün und roth herab, welche die Schilder der Kaufläden ſind. Da die Bewohner den Raum vor dem Hauſe faſt ebenſo bewohnen, wie den unter dem Dache, ſo hat man fortwährend die maleriſchſten Gruppen in ihrer häuslichen Beſchäftigung vor ſich. Am meiſten zeigt ſich der tartariſche Charakter in dem Treiben auf den Straßen. Alles reitet, die Wohlhabenden auf Pferden, die Aermeren auf Eſeln oder Maulthieren. Eine Menge von Karren fahren hin und her und ſtehen an allen Kreuzwegen zum Vermiethen bereit. Lange Reihen von Kameelen ziehen bedächtig eins hinter dem anderen durch dieſes bunte Gewühl dahin, welches ſich nur manchmal ein wenig lichtet, wenn irgend eine glänzende pavillonartige Sänfte, getragen von mehr als 30 Menſchen und umgeben von einem Zuge phantaſtiſch gekleideter Leute, daher kommt.

Auf einer dieſer Hauptſtraßen nun fuhren wir langſam dem Innern der Stadt zu, ganz in die märchenhafte Welt um uns her verſunken. Häufig paſſirten wir eine Art von Triumphbogen oder Ehrenpforten, die aus Holz errichtet und mit allerlei Schnörkeln und Schnitzwerk überladen waren. Einen anderen

Zweck, als zur Verschönerung zu dienen, scheinen sie nicht zu haben.

Das erste auffallendere Bauwerk, das uns ins Auge fiel, war der große Obelisk des Buddha, der gewiß 60′ hoch ist und aus massivem Kupfer bestehen soll. Es ist die rohe Bildsäule dieses Götzen, welche angeblich die Stelle, wo sein Körper oder doch einige Reliquien desselben begraben sind, bezeichnet. Wir kamen übrigens nicht bis in ihre unmittelbare Nähe, so daß ich sie genauer beschreiben könnte. Nicht weit davon liegt der große Tempel des Friedens, den wir indeß, der Götzen satt, auch nicht besuchten. Nun richteten wir unsere Fahrt nach Norden und kamen an einem künstlichen See mit einer Marmorinsel vorbei, auf die eine Brücke von gleichem Material führt, bis wir wieder die nördliche Stadtmauer erreichten. Die Missionare erzählten uns, daß ihnen englische Officiere versichert hätten, von dort oben die berühmte eigentliche chinesische Mauer, die nur 10 Mill von Peking entfernt ist, gesehen zu haben. Gern hätte ich diesen Anblick auch gehabt, aber die Thore vor den Aufgängen waren überall fest verschlossen und ich konnte nicht hoffen, ihre Oeffnung zu erlangen.

Eben so wenig kamen wir bis zu dem aus allen Reisebeschreibungen bekannten Sommerpalast Yun-ming-yun, der von den Franzosen geplündert ist und 12 Meilen entfernt liegt. Dagegen begaben wir uns nun ernstlich nach dem Innern der Stadt, dem Winterpalast zu. Derselbe liegt in einem durch Mauern

von der andern Stadt getrennten Bezirk, welcher Hwang-tſching oder die Kaiſerſtadt heißt, und zwar haben dieſe Mauern keine geringeren Dimenſionen, als die äußeren. Die Kaiſerſtadt iſt weitläufiger gebaut als die anderen Theile und enthält viele Luſtſchlöſſer, Tempel und Regierungsgebäude. Das Bedeutendſte iſt das künſtliche Gebirge King Shan, ein kaiſerlicher Park. Ein brummiger Portier, der es offenbar ſchon für eine Schande hielt, daß wir Barbaren nur ſo weit in das Innere der himmliſchen Stadt hatten vordringen können, verweigerte uns auch hier den Eintritt. Von außen ſahen wir nur drei ſchön bewaldete und mit Pavillons gekrönte Hügel, welche 100 Fuß hoch ſein konnten. Uebrigens ſchien der Portier mit ſeiner Anſicht über unſere Anweſenheit nicht allein zu ſtehen, denn während wir noch mit unſerer Betrachtung beſchäftigt waren, fingen einige freche Burſchen an, mit Lehmklumpen und Steinen nach uns zu werfen. Wir ignorirten zwar dieſe Unhöflichkeit, hielten es aber doch für angemeſſen, unſere Karren zu beſteigen und weiter zu fahren. Im Centrum der Kaiſerſtadt liegt nun der eigentliche Palaſt, doch bildet auch er noch eine eigene Stadt, welche abermals von einer Mauer umgeben iſt, ſo daß Seine himmliſche Majeſtät durch eine dreifache concentriſche Befeſtigung von der Außenwelt getrennt iſt. In dieſe innerſte Mitte des Reiches der Mitte, welche den Namen King-tſching, d. h. abgeſperrte Stadt, führt, auch noch einzudringen, ſchien uns nach den letzten

Erfahrungen nicht sehr räthlich. Wir entsagten daher dem Anblick seiner Herrlichkeiten und begnügten uns mit dem Glanze, welchen die grün- und gelbglasirten Ziegeln, mit denen seine Ringmauer bedeckt ist, im Sonnenscheine ausstrahlten.

Nachdem wir die Kaiserstadt verlassen hatten, begaben wir uns nach der russischen Mission, welche im Südwesten der Tartarenstadt liegt. Der Anblick europäischen Lebens mitten in dieser fremden Welt war mir wie ein Gruß aus dem heimischen Welttheile. Man tritt durch ein großes Thor auf einen weiten, saubern mit Cypressen beschatteten Hofraum, auf welchem eine kleine hübsche Kirche und mehrere freundliche europäische Häuser mit blanken Glasfenstern stehen. Die Mission, welche schon über 100 Jahr alt, besteht aus 4 Priestern, dem Archimandriten Goure und 3 Hieromonachis, wie sie sich nennen. Ein Arzt, ein Maler und ein Astronom ist denselben beigegeben. Diplomaten befanden sich augenblicklich gar nicht da, doch zweifle ich nicht, daß die ganze Mission einen halb politischen Zweck hat. Der Arzt, der einzige, welcher französisch sprach, begrüßte uns sehr freundlich und führte uns sogleich in das höchst elegante Empfangszimmer des Archimandriten. Er erschien bald, ein großer Mann in schwarz atlassenem Talar mit kohlschwarzen bis auf die Brust herabreichendem Bart und interessantem, lebhaftem Wesen. Er empfing uns sehr artig, doch mußten unsere Missionare die Dolmetscher machen, da er außer russisch nur chinesisch sprach.

Unser Arzt führte uns dann in die außerordentlich reich ausgestattete Capelle und erzählte uns von dem Zustande der Mission. Dieselbe besitzt im Norden der Stadt noch eine andere Niederlassung, welche noch eine große für Chinesen bestimmte Kirche nebst mehreren Schulanstalten umfaßt und die eigentliche Arbeitsstätte der Missionare ist, die auch dort wohnen. Nachdem wir noch das Atelier des Malers besucht und seine vielen hübschen Bilder in Augenschein genommen hatten, folgten wir der Einladung des Arztes und begaben uns in seine kühle, behagliche Wohnung, um einige Erfrischungen zu genießen. Auch verschaffte er uns noch die Bekanntschaft eines tibetanischen Lama's. Es sind dies buddhistische Mönche jenes merkwürdigen Landes, welches bekanntlich unter chinesischer Oberhoheit steht. In der Nähe des russischen Etablissements besitzen dieselben ein großes und berühmtes Kloster, welches zugleich eine Art von Regierungsakademie ist. Die Lama's sind nämlich große Gelehrte, welche nicht nur das Tibetanische, sondern fast alle ostasiatischen Sprachen, insbesondere auch das Mongolische und Mandschurische kennen. Die Regierung läßt nun von ihnen eine große Anzahl von Zöglingen in diesen Sprachen unterrichten, welche sie dann als Beamte in jene betreffenden Nebenländer schickt, um die Verbindung derselben mit dem Mittelpunkte des Reiches nicht locker werden zu lassen. Aus diesem Kloster mußte Herr Heine einen Dolmetscher ins Mongolische haben, und da die Russen mit allen den höheren

chineſiſchen Beamten ſehr gut ſtehen, ſo ließ unſer Arzt den Oberlama, der außerdem das competenteſte Urtheil über mongoliſche Zuſtände haben mußte, zu ſich einladen. Nach einer halben Stunde ſchien er in Begleitung des Regierungscommiſſars der Anſtalt. Es war ein feiner, noch ziemlich junger Mann, mit blaſſem, geiſtreichem Geſicht und einnehmenden Weſen. Er trug ein braunrothes, wollenes Gewand mit rothem Beſatz und eine eben ſolche Mütze, woraus ich ſchloß, daß er ſich nicht zu der gelben, ſondern zu der rothen Religion bekannte, deren Oberhaupt der Bogdo-, nicht der Dalai-Lama in Tibet iſt. Die rothen Lamas dürfen heirathen, ſtehen jedoch in ihrer Heimath nicht in ſolcher Verehrung, wie die gelben. Der Regierungscommiſſar war ein biederer, alter Herr, gewiß im Innern der Mandſchurei zu Hauſe. Mit ſeinem buſchigen, über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbarte, den großen Reiterſtiefeln und ſeinem geraden, gutmüthigen Weſen glich er ganz einem alten Huſaren-Rittmeiſter. Die beiden Herren nahmen uns gegenüber auf dem Sopha Platz, rauchten ſich eine Cigarre an, und bei einem Glaſe vortrefflichen Thee's entſpann ſich nun die gemüthlichſte Unterhaltung, wobei ich zum erſten Male bedauerte, nicht Chineſiſch oder Mongoliſch zu verſtehen. Die Mongolei beſchrieben ſie uns als ein vortreffliches Land, voll herrlicher Laubwälder und reichlicher Flüſſe, deren Bewohner das friedfertigſte Volk von der Welt ſeien, ſo daß man nirgends ſo ſicher reiſen könne als eben dort. Schwieriger fanden

wir es unsererseits, ihnen einen Begriff von unserm Vaterlande zu geben, von dessen Existenz sie allem Anschein nach heut zum ersten Male hörten. Den Namen Preußen suchten sie vergebens nachzuahmen, bis wir uns endlich mit Po-lu-ssi einverstanden erklärten, obwohl dieses Wort uns in ihren Augen wohl nur zu einer Abart von O-lu-ssi d. h. Rußland machte. Nach einem zweistündigen Aufenthalte nahmen wir Abschied von unsern russischen, mongolischen und tibetanischen Freunden und kehrten zufrieden mit unserm Tagewerke nach dem Gasthause zur vorzüglichen Wohlfahrt zurück, wo wir um 6 Uhr Abends ankamen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, den wir auf angemessene Weise feierten. Die Missionare hatten dem Wirth gesagt, daß sie beabsichtigten, ihm und allen, die es hören wollten, auch etwas von der vorzüglichen Wohlfahrt in jenem Leben zu erzählen, weshalb er seine Freunde und Bekannten zusammenrufen möge. Etwa dreißig Chinesen fanden sich ein, darunter auch zwei niedere Mandarinen, und diesen hielten nun unsere Missionare eine Predigt, die sie sehr aufmerksam anhörten und öfters durch Fragen unterbrachen. Auch unter uns hielten wir Gottesdienst und brachten überhaupt den Tag in Ruhe und Stille daheim zu.

Herr Heine war für den Abend zu dem französischen Gesandten Mr. de Bourboulon eingeladen, von wo er erst am folgenden Tage, da die Thore der Tartarenstadt des Nachts geschlossen sind, zurückkam.

Er brachte keine guten Neuigkeiten. Der Gesandte, welcher gleich anfangs sein Befremden nicht verhehlt hatte, daß wir ohne Pässe und ohne das geringste Recht dazu die Hauptstadt betreten hätten, während englischen und französischen Unterthanen dies nicht möglich sei, eröffnete ihm nun, daß sich die Mandarinen über unsere Anwesenheit beklagt hätten, und daß er, falls wir nicht unverzüglich abreisten, uns nicht vor ihnen schützen könne. Die Berufung auf die Verträge, die Errungenschaft eines blutigen Krieges schloß er durch die Bemerkung aus, daß ihre Ausführung vorläufig noch dahingestellt bleiben müsse, weil sonst der Kaiser, dessen Anwesenheit in Peking für die Ruhe des Reiches unentbehrlich sei, nicht zurückzukehren entschlossen sei. So bauen also die Sieger dem Besiegten goldene Brücken und machen die größten Zugeständnisse, um seine Freundschaft zu gewinnen. Jedenfalls müssen wichtige politische Gründe vorhanden sein, um dies Benehmen zu rechtfertigen. Es unterliegt, wie gesagt, keinem Zweifel, daß die französische Politik in China, da es der Handel nicht sein kann, die Mission zu ihrer Operationsbasis machen wolle, und daß sie daher, weil die Taipings schon eine entschieden protestantische Färbung tragen, die Kaiserlichen nöthigenfalls mit Waffengewalt gegen dieselben aufrecht halten werden. In Folge der Erklärung von Mr. de Bourboulon begaben sich unsere Missionare zu dem englischen Gesandten Mr. Bruce und stellten ihm vor, wie unbillig es sei, daß den katholischen Missionaren der Aufenthalt

in Peking gestattet, den protestantischen verweigert werde, und daß man in England den Vertrag jedenfalls anders auslege. Indessen Mr. Bruce erwiderte wesentlich dasselbe, was der französische Gesandte gesagt, und zeigte sich nicht geneigt, sich ihrer anzunehmen. Ueberhaupt spielen die Engländer selbst hier im Osten augenblicklich auch nur die zweite Rolle.

So sahen wir uns denn genöthigt, von Peking abzureisen, nachdem wir vier Tage daselbst verweilt hatten. Auf dem Rückwege begegnete uns nichts Außergewöhnliches, außer daß wir von einem Sturm überfallen wurden, der bald zu einem vollständigen Sand- oder Staubsturm wurde. Die ganze Atmosphäre war dermaßen von dem feinen Staub erfüllt, daß der Himmel ganz dunkel und der Horizont auf geringe Entfernungen eingeengt wurde. Von der Sonne sah man nichts als einen blaßblauen Schimmer. Glücklicherweise hatten wir den Sturm im Rücken, so daß wir keine besonderen Beschwerlichkeiten hatten.

In Tientsin angekommen erfuhr ich, daß die „Arcona" inzwischen die Peihomündung verlassen und sich der bequemeren Verpflegung und anderer Vortheile wegen nach Tschifu, einem 400 Mill südlicher gelegenen Hafen, Stationsort des nord-chinesischen Geschwaders der Verbündeten, begeben hatte. Ich mußte also auf den nächsten Postdampfer warten, der in vierzehn Tagen dahin abging, wenn ich nicht ganz allein zu Lande

12 Tage lang durch die insurgirte Provinz Shantung reisen wollte, was mir doch etwas zu abenteuerlich vorkam. Ich erhielt also in unserem Gesandtschaftshotel eine Wohnung und hatte nun Zeit genug, Tientsin und das Leben darin zu betrachten. Die Unterhandlungen hatten noch nicht begonnen, da die außerordentlichen Vollmachten der Commissare aus der Mongolei noch nicht eingetroffen waren. Der Punkt, von dem man die meisten Schwierigkeiten fürchtete, war die geforderte Residenz des Gesandten in Peking.

Tientsin selbst ist eine Stadt von angeblich 300,000 Einwohnern, deren Physiognomie sich nicht bedeutend von Shanghai unterscheidet. Sie bildet ein Viereck, welches in dem Winkel liegt, welchen der berühmte Kaiserkanal mit dem Peiho bildet. Der erstere, ein so bewunderungswürdiges Werk, ist jetzt ebenfalls ganz in Verfall, verschlammt und unpassirbar. Die Stadt ist wie gewöhnlich mit einer Mauer umgeben, in deren Mitte sich auf jeder Seite ein Thor befindet, durch welches die beiden großen Hauptstraßen gehen. Im Mittelpunkte der Stadt kreuzen sich dieselben und hier ist ein thurmartiges Gebäude errichtet, dessen vier Seiten Schwibbogen enthalten, durch welche die Straßen hindurch führen. Die Nebengassen sind so eng, daß man mit ausgebreiteten Armen die Wände der Häuser erreicht. Das Menschengewimmel, der Schmutz und der Gestank ist überall unglaublich. Merkwürdig contrastirt mit diesem widerlichen Treiben das Innere eines vornehmeren Hauses.

Es ist gegen die Straße ganz abgeschlossen und empfängt Luft und Licht nur von den sauberen mit Orangerieen ausstatteten Höfen, deren es bisweilen 10 besitzt. Im allerletzten wohnen die Notabilitäten. In den Zimmern und an den Möbeln ist meist eine Menge von in Holz geschnitzten Arabesken angebracht, die nicht weniger durch die Genialität der Erfindung als durch die Geschicklichkeit der Ausführung Bewunderung erregen. So befindet sich im Zimmer des Gesandten ein solches Schnitzwerk von prachtvoller Arbeit, das als eine fußdicke durchbrochene Guirlande sich über die Decke von einer Wand zur andern zieht. Von Merkwürdigkeiten giebt es nichts als einen außergewöhnlich großen buddhistischen Tempel, in welchem die Martern der Verdammten sich durch ihre besonders gräßliche Erfindung auszeichneten. In den Läden findet man sehr hübsche Porzellan- und Emaillewaaren und sehr geschmackvoll in einen eigenthümlichen rothen Lack geschnitztes Reliefwerk an Vasen, Kasten u. dgl. Unter den Bewohnern fällt die große Anzahl von Bettlern auf, entsetzliche Gestalten, furchtbar elend, blind oder verkrüppelt, und meist nur mit einem elenden Lappen bekleidet. Ihr einziges heiseres Geschrei ist: tschau tschau, welches Essen, Essen! bedeutet. Nie habe ich ein solches Elend gesehen.

Der europäische Handel ist noch im Anfange, und die Kaufleute, welche hier nicht wie in Shanghai ein eigenes Settlement haben, sondern zerstreut in den Vorstädten wohnen, waren meist noch mit Bauten und

Einrichtungen beschäftigt. Die größte Zahl der Europäer besteht aus den Soldaten der Garnison, welche jetzt, da die Franzosen bis auf wenige abgezogen sind, vorzüglich aus Engländern besteht. Ich sah dieselbe bei der Parade am Geburtstage der Königin. Drei schwache Regimenter Infanterie, zwei Batterieen Armstrong-Geschütze und drei Schwadronen Sheiks-Cavallerie sind ausreichend, um ganz China im Zaum zu halten. Die letzteren besonders machen einen prachtvollen Eindruck. Ihre Uniform besteht aus blauer Tunica, rothseidenem Turban, eben solcher Leibbinde und hohen Reitstiefeln. Ihr Lederzeug ist schwarz, ihre Waffen sind Lanze, Säbel und zum Theil auch Karabiner, ihre Pferde sämmtlich aus der vorzüglichsten, indischen und australischen Race. Nichts sieht schöner aus, als diese dunkelbraunen Burschen, wenn sie mit einem Feuer, das man vergebens an den Nordländern sucht, und mit einer Eleganz, als wären sie ein Geschöpf mit ihrem Pferde, im kurzen Galopp oder Carriere umherflankiren. Sie gehören sämmtlich einer hohen Kaste an und die Regierung hält jedem einzelnen seinen besonderen Burschen, eine Prärogative, um die sich die Europäer vergebens bewerben würden. Wie langweilig übrigens die jahrelange Garnison in einem Neste wie Tientsin sein muß, kann man sich denken, Pferderennen und ein Theater, das einer Liebhaberbühne daheim ganz gleich decorirt ist und auf dem Officiere und Soldaten spielen, sind die einzige Unterhaltung. Unter den letzteren fanden wir natürlich

wieder viele Deutsche, welche nach Väterweise ihre Haut dem Kalbfell verkauft hatten.

Am 25. reiste ich von Tientsin ab und mußte in den Takuforts noch einen Tag bis zum Abgange des Dampfers warten, den ich abermals unter den englischen Soldaten zubrachte. Die Officiere nahmen mich in ihre Messe auf und im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich, daß sie einige unserer Officiere schon in Gibraltar kennen gelernt hatten. Inzwischen waren sie in Canada und Westindien gewesen, hatten in Ostindien gegen die Rebellen und jetzt in China gefochten. Einer derselben zeigte mir auch ein paar recht wackere Beutestücke aus dem geplünderten Sommerpalast. Das eine war eine mit Perlen besetzte Spieldose europäischer Arbeit, wahrscheinlich das Geschenk irgend einer früheren Gesandtschaft, das andere einer jener berühmten Schädelbecher, von denen ich schon früher gelesen hatte. Aus den Schädeln berühmter Empörer und Feinde ließen sich die chinesischen Kaiser Becher machen, welche sie dann als Trophäen in ihren Palästen aufstellten und bei feierlichen Gelegenheiten benutzten. Der, welchen ich vor mir hatte, bestand aus einem großen dreieckigen Untersatze von massivem Golde, in welchem sich, wie man durch die schöne, durchbrochene Arbeit sehen konnte, ein Dokument befand, welches offenbar über den ehemaligen Eigenthümer des Schädels Auskunft gab, aber noch nicht entziffert war. Darauf ruhte die schön polirte Hirnschale, welche gleichfalls mit einer schweren Goldlage ausgefuttert war und auf dieselbe paßte dann

abermals ein schwerer, goldener Deckel. Der Eigenthümer sagte mir, daß er das interessante Stück für 1000 Pfund verkaufen wolle, ein Preis, der mir gar nicht hoch schien.

Zehntes Capitel.

Die Exercir-Insel. Kriegsgerücht. Hitze und Einförmigkeit. Besuch der chinesischen Mauer. Miatao-Inseln. Europäer in Tschifu. Chinesisches Treiben. Umgegend. Vertragsschluß. Angriff der Rebellen auf Tschifu. Ermordung zweier Missionare. Abreise. Noch einmal in Japan.

Als ich von meiner Excursion nach der Hauptstadt des himmlischen Reiches zurückgekehrt war, hatte die „Arcona", wie ich schon geschrieben, die poetische Lehmküste der Peihomündung bereits verlassen und sich behufs leichterer Verpflegung und Verbindung mit dem Lande nach Tschifu, einem kleinen Platze, nicht weit von Cap Schantung, begeben. Ich sah mich daher genöthigt, an Bord eines englischen Avisodampfers, der nach Shanghai ging, ihr nachzufahren, und traf sie nach einer zweitägigen Reise auch glücklich an dem angegebenen Orte. Aber nicht im Hafen hatte sie Anker geworfen, sondern hinter einer entfernten kleinen Insel, wo auch die „Elbe" lag, die inzwischen von Nagasaki angelangt war. An Bord angekommen, erfuhr ich bald den Grund dieser Maßregel. Man

hatte die Insel gewissermaßen in Besitz genommen, um die Söhne Neptuns auch wieder einmal auf dem trockenen Element sich bewegen zu lassen. Täglich exercirten dort Matrosen und Seesoldaten mit Gewehr und Landungsgeschützen, übten Felddienst und schossen nach der Scheibe. Man glaubte einen heimischen Kasernenhof vor sich zu haben. Außer dieser kriegerischen hatte die Insel aber auch ihre idyllische Seite. Um den fortwährenden Hin- und Hertransport verschiedener Gegenstände zu verhindern und einen Rastort für die gelandeten Mannschaften zu haben, waren an einem Felsabhange zwei große Zelte aufgeschlagen. Nicht weit davon befand sich ein Brunnen, reichhaltig genug, das ganze Schiff mit Wasser zu versorgen, und die kleine Heerde unserer Schweine, Hammel und Hühner, die an Land geschafft war, grunzte, blökte und krähte im Grünen. Weil nun auch immer einige Leute mit ihren Gewehren in verschiedenen Gruppen dort lagerten, Wasserfässer nach dem Strande rollten, an einem an's Land gezogenen Boote hämmerten oder sich ihr Mittagessen kochten, so sah das Ganze so abenteuerlich aus, wie die bunten Bilder in den Robinsonaden für die reifere Jugend, die ich einst zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Natürlich fuhren auch wir täglich nach der Insel, um spazieren zu gehen, zu baden, Ball zu spielen und Austern zu essen, die man während der Ebbe, wie sich's gebührt, eigenhändig von den Felsen am Strande abbrechen und verzehren konnte. Einige fanden den Aufenthalt

ſo reizend, daß ſie allen Ernſtes geneigt waren, denſelben als den Glanzpunkt unſerer bisherigen Reiſe anzuſehen. Indeſſen würde ſich doch wohl Niemand dort in der Rolle eines Robinſon wohlgefühlt haben, denn genau genommen beſtand unſere geprieſene Inſel doch aus nichts weiter, als ein Paar öden, felſigen Bergen, die den ganzen Tag vor Sonnenhitze glühten und kaum etwas anderes als ein Paar dünne Kiefern trugen. Nichts deſto weniger war ſie nicht unbewohnt, ſondern beſaß ein kleines Dörfchen, deſſen Einwohner vom Fiſchfang leben und auf einigen Feldern im Thale auch noch dem kargen Boden eine Ernte abgewinnen. Sie betrachteten aus der Ferne unſer Treiben mit nicht geringer Unruhe, und als ſogar das Schießen begann, erſchien eines Tages eine Deputation von ihnen mit einigen Hühnern und Schweinen an Bord und gab durch vielerlei Kniebeugungen und demüthige Gebehrden zu erkennen, daß ſie gekommen wären, uns ihre Unterwerfung zu bezeugen und Tribut zu bringen. Natürlich war die komiſche Scene nicht wenig erluſtigend, doch ließen wir es uns angelegen ſein, die armen Leute, die, wie ſich ſpäter herausſtellte, ſchon einmal von franzöſiſchen Matroſen gemißhandelt waren, zu beruhigen und mit ihren Schweinen nach Hauſe zu ſchicken. Wir beſuchten nachher öfter das Dorf und wurden in der Regel von einem wohlgekleideten Manne, der offenbar die erſte Perſönlichkeit deſſelben war, empfangen und herumgeführt. Gleich anfangs fiel mir ſein ehrbares, ſorgenvolles Weſen auf, bis er ſich zuletzt als der Schulmeiſter des Dorfes zu erkennen

gab. Er führte mich in die Schule, in welcher ſich 25 Knaben, manche gewiß ſchon 18 Jahre alt, befanden, die höchſt ruhig und ordentlich je vier an ihrem Tiſche ſaßen und ihre Bücher und Schreibmaterialien vor ſich hatten. Er ſelbſt hatte ſeinen beſonderen Tiſch davor, ganz wie bei uns. Viel hätte ich darum gegeben, mit dieſer chineſiſchen Schuljugend ein Examen anſtellen und mich mit dieſem Naturpädagogen über Erziehung unterhalten zu können! Aber warum lernt man bei uns kein Chineſiſch! Zweimal in der Woche ging ein Boot von der Inſel nach Tſchifu, um friſche Vorräthe zu holen. Dieſer Ort wird vielleicht ſpäter eine Wichtigkeit erhalten, weil er der erſte gute Hafen zunächſt der Peihomündung iſt, jetzt findet man gar nichts Merkwürdiges daſelbſt, außer etwa, daß ein milchweißer, ſehr weicher Stein zu Käſtchen, Fläſchchen und allerlei Zierrath, ja ſogar zu Flöten verarbeitet wird, was ich ſonſt noch nirgends geſehen habe. Unter den wenigen anſäſſigen Europäern ſpielen die Deutſchen wieder eine Hauptrolle. Es iſt ein junger, unternehmender Kaufmann und vier jener Abentheurer, die man hier draußen überall findet, californiſche Geſtalten, welche die kleinen Bedürfniſſe der Schiffe: Fleiſch, Brot, Wäſche, Tabak, Spiritus vermitteln, mit eingeborenen Weibern gehandfeſtet ſind und ein wildes, unſtetes Leben zu Waſſer und zu Lande führen. Außerdem fand ich noch einige Miſſionare, welche auch hier in der Stille ihren an Entſagungen, Anfechtungen und entmuthigenden Erfahrungen ſo reichen Beruf ausüben. Der Hafen iſt

in der Regel blos von wenigen Schiffen besucht. Nur zwei große, französische Fregatten liegen schon seit langer Zeit darin, und wurden vor zwei Monaten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit von uns beobachtet. Es war nämlich ein französischer Dampfer, der die Post hatte, mit der Nachricht angekommen: Preußen wäre in Holstein einmarschirt und der Kaiser Napoleon habe in Folge dessen den Befehl gegeben, unsere Rheingrenze anzugreifen. Die nächste Post werde ohne Zweifel den Beginn der Feindseligkeiten melden. Wir zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Neuigkeit, die telegraphisch nach Indien gekommen sein sollte, und da der Dampfer keinen einzigen Brief an uns brachte, so geriethen wir auf den Verdacht, daß die Franzosen vielleicht mehr wüßten, als sie uns zu sagen für gut hielten. Der Dienst am Bord wurde daher ganz wie vor dem Feinde geregelt und ein großes Scheibenschießen aus unsern 36- und 68-Pfündern mit Vollkugeln und Granaten veranstaltet, das die erfreulichsten Resultate lieferte. Nur die Frage, ob Tschifu ein neutraler Hafen sei, schien uns das bevorstehende Gefecht mit den beiden Fregatten noch zweifelhaft zu machen. Inzwischen konnten wir den Ausgang ruhig abwarten, weil wir schwere Geschütze und eine Maschine hatten, während jene nur Segelschiffe waren. So vergingen 14 Tage voller Aufregung, in denen nicht wenig politisirt wurde, bis endlich die Post kam. Sie brachte die Nachricht, daß wieder vorläufig Alles noch blinder Lärm gewesen sei.

Am 22. Juni segelten wir von Tschifu nach der Peihomündung zurück, wo der Geschwaderchef und eine Anzahl Offiziere von Bord gingen, um den Gesandten in Tientsin zu besuchen und wo möglich ebenfalls eine Partie nach Peking zu machen. Unser kleiner Kreis war nun noch mehr reducirt und eine andere Unterhaltung als den täglichen Schiffsdienst und die wenigen Bücher gab es hier gar nicht. Dazu kam, daß die Hitze, welche schon immer drückend gewesen war, allmälig unerträglich wurde, da sie 32° R. im Schatten erreichte. Bei einer solchen Temperatur in den niedrigen, menschenerfüllten, der Luft schwer zugänglichen Räumen eines Zwischendecks zu wohnen und zu schlafen, und lauwarmes Wasser zu trinken, gehört auch nicht zu den Freuden des Daseins. Erst Abends, wenn endlich das glühende Gestirn hinabgehen mußte und eine mildere Kühle eintrat, begann man eigentlich zu leben. Da saß man denn hinten auf dem Quarterdeck mit seiner Cigarre und unterhielt sich von der Zeit, wo man erst wieder daheim sein würde. Etwas Merkwürdiges ereignete sich nicht, außer daß uns am 30. Juni der große, jedenfalls auch in Europa sichtbare Komet erschien, der dann oft das Gespräch auf jene Gebiete lenkte, wovon Schiller sagt:

Kühne Seglerin Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie!

Die Rhede war übrigens nicht so todt als bei unserer ersten Anwesenheit, vielmehr lagen wenigstens 30 Schiffe dort, unter ihnen 14 Bremer und Hamburger. Da sie indeß nicht so tief gingen als wir,

ſo war ihr Ankerplatz mindeſtens 5 Seemeilen näher an Land, als der unſere. Dennoch erhielten wir oft Beſuche von den deutſchen Capitainen, deren Unterhaltung gewöhnlich mit dem vielgeſungenen Klagelied von der Uneinigkeit Deutſchlands endete. Dieſelbe wird hier draußen für die armen Leute je länger je ſchmerzlicher gefühlt, da ſie ſich von allen den Vortheilen ausgeſchloſſen ſehen, welche den andern Nationen durch die neueren Verträge zugeſtanden ſind, oder doch nur durch das zudringliche Benutzen jedes Scheines einer fremden Nationalität dieſelben ſich erſchleichen können. Inzwiſchen ſind die Ausſichten für unſern eigenen Vertrag in China noch ſehr zweifelhaft. Der Punkt, um den ſich alles handelt, iſt die Reſidenz unſers Vertreters in Peking. Ohne dieſelbe ſind alle Zugeſtändniſſe, welche man allerdings bereitwillig genug macht, völlig werthlos und Preußen würde außerdem mit dieſer Zurückſetzung gegen England, Frankreich und Rußland überhaupt alle Anſprüche auf eine gleiche Behandlung als Großmacht verlieren. Darum iſt es der feſte Entſchluß des Grafen Eulenburg: entweder einen Vertrag mit Vertretung in Peking oder gar keinen. Inzwiſchen ſetzt der Graf doch die Verhandlungen noch fort und man darf deshalb die Hoffnung nicht aufgeben. Dagegen ſind wahrſcheinlich franzöſiſcherſeits alle ferneren Beſuche in Peking hintertrieben worden. Allen Mitgliedern der Expedition iſt die Reiſe dahin dienſtlich unterſagt worden, um die Regierung für den Vertrag nicht noch ungünſtiger zu ſtimmen.

Dies waren die Nachrichten, mit denen unsere Reisepartie nach dreiwöchentlicher Abwesenheit von Tientsin zurückkehrte. Ein Ende der Verhandlungen ist noch gar nicht abzusehen. Die „Arcona“ war also einstweilen noch entlassen, denn am Peiho liegen zu bleiben ist mehr als Gefangenschaft. Wir gingen demnach den 15. Juli wieder in See, ein jeder meinte nach Tschifu, unserm chinesischen Jokuhama; den nächsten Tag aber wurde der Cours geändert, die Elbe bekam Signal, im Kielwasser zu folgen und der Capitain theilte uns mit, daß er beschlossen habe, die chinesische Mauer, welche in nur geringer Entfernung von uns unter 40° 39′ N.=Br. und 119° 30′ O.=L. im Meerbusen von Leaotong die Küste berührt, zu besuchen. Unsere Ueberraschung war nicht geringer als unsere Freude und die Neugierde, die immer noch mit geheimen Zweifeln an der Richtigkeit der Karten vermischt war, wuchs, je näher wir dem Punkte kamen, an welchem sich nach ihrer Angabe die Mauer befinden sollte. Wir erreichten ihn den 17. Juli am frühen Morgen, und wirklich, als ich an Deck kam, da lag es da in hellem Sonnenschein: das alte, fabelhafte, berühmte Wunderwerk, welches jemals zu sehen, ich mir nie hatte träumen lassen. Dicht am Strande beginnt es, mit einem verfallenen Fort auf einer kleinen Anhöhe, das an eine Burgruine erinnern würde, wenn nicht der eine viereckige Thurm mit seinem gebogenen Dach sogleich seinen barbarischen Ursprung verriethe. Von hier aus zieht sich die eigentliche Mauer mit Zinnen gekrönt und vielen herausspringenden Thürmen

besetzt in einer unregelmäßig gebrochenen Linie nordwärts durch eine grüne, angebaute Ebene. Zwei deutsche Meilen vom Strande entfernt, erhebt sich dann eine Bergkette, welche sie in einigen Winkeln ersteigt und dann auf dem blauen Gipfel aus dem Horizont verschwindet. Von menschlichen Wohnungen war außer 2 malerischen Gehöften in der Nähe des Forts nichts zu sehen, alles einsam, eigenthümlich, herrlich. Die Landung, zu welcher wir nun sogleich schritten, zeigte sich anfangs etwas schwierig, da überall an der Küste eine gefährliche Brandung emporschäumte. Glücklicher Weise wurde das Wetter bald still, so daß wir bequem, wenn auch ein wenig naß an Land kamen. Eine kleine Schaar von Chinesen hatte sich daselbst versammelt und unseren Landungsversuchen zugeschaut. Als dieselben endlich gelangen, begrüßten sie uns mit naturwüchsiger Freundlichkeit. Ihr ganzes Benehmen zeigte, daß sie Europäer nur sehr selten, vielleicht gar nicht gesehen hatten. Wir begaben uns, von ihnen gefolgt, zunächst nach den genannten Gehöften, die noch diesseits der Mauer, also auf chinesischem Grund und Boden standen. Es war nichts anderes als ein Wachhaus tartarischer Reiter, welche wohl eigentlich noch jetzt zur Bewachung der Mauer dienen und bei Annäherung des Feindes das Land allarmiren sollen. Dasselbe ist nämlich, wenigstens auf dem Papiere, nichts anderes als eine Militairgrenze, deren Bewohner stets schlagfertig sein sollen. Die Soldaten, etwa 20 an der Zahl, empfingen uns nicht weniger freundlich, als die Landleute. Es waren große, starke, sonn-

gebräunte Leute von entschieden tartarischem Typus, wie sie sich denn auch selbst Mandschu's nannten. Alle trugen weißleinene Röcke und Hosen, die eigenthümlichen, tartarischen Reitstiefeln und einen kleinen, stumpfkegelförmigen Strohhut mit rothem, herabhängendem Roßhaarbusch. Ihre Waffen scheinen einzig in der Lanze zu bestehen, welche sie hier im Frieden auch nicht einmal führten. Im Hofe standen ihre kleinen Pferde vollständig gesattelt und für jeden Dienst bereit und bald sahen wir auch zwei unserer Begleiter aufsitzen und nach verschiedenen Richtungen in's Innere traben, wahrscheinlich um den Behörden die Ankunft der fremden Barbaren zu melden. Auf einem hinteren Hofe an einer schattigen Stelle saßen an einem Tisch, behaglich ihre Pfeife rauchend, die Offiziere der Wache, die sich in ihrer Tracht nur durch die blaue, weiße und durchsichtige Glaskugel von den Soldaten unterschieden nnd als Mandarinen 3ter, 4ter und 5ter Klasse kenntlich machten. Wir mußten uns sogleich zu ihnen setzen und mit Thee und Früchten bewirthen lassen. Die Unterhaltung wurde mit einem Dutzend chinesischer Worte und durch Zeichen, in denen die Noth erfinderisch macht, geführt. Die Mandarinen erzählten uns, daß sehr selten europäische Schiffe herkämen, daß sie selbst aber in Tientsin und Taku Europäer gesehen hätten. Vielleicht hatten sie sogar im letzten Kriege die Bekanntschaft derselben auf unangenehme Weise machen müssen. Bei zweien fanden wir europäische Taschenuhren, die sie im Gürtel trugen und uns mit einer gewissen Genugthuung zeigten.

Es waren schöne silberne Ankeruhren mit springendem Secundenzeiger. Eine Bezeichnung des Fabrikortes konnten wir jedoch nirgends entdecken. Ihre Besitzer sagten uns, daß sie dieselben von den Russen zu kaufen pflegen.

Nachdem wir uns so der Freundschaft dieser Herren versichert hatten, nahmen wir Abschied von ihnen und begaben uns nach der nicht hundert Schritt entfernten Mauer. Durch ein gewölbtes Thor betraten wir die trümmererfüllten Höfe des verfallenen Forts und erstiegen dann auf einer wohl erhaltenen Treppe die Mauer selbst. Auch sie ist jetzt nichts anderes mehr, als eine Ruine, aber auch in diesem Zustande muß sie jedem Beschauer Staunen und Bewunderung abnöthigen. Ihre Höhe ist nicht überall gleich, da sie vielfach über Hügel und Thäler dahingeht, im Durchschnitt jedoch beträgt sie 35 Fuß und wechselt zwischen 20—40 Fuß. Die Breite ergab sich an den nicht verfallenen Stellen auf 18', so daß daselbst allerdings 10 Reiter bequem neben einander Platz hatten. Indessen darf man nicht meinen, daß dieses ganze Volumen durch und durch aus solidem Mauerwerk bestehe, vielmehr sieht man nur noch an der tartarischen Seite, nach der Provinz Leaotong zu, die jetzt natürlich mit China vereinigt ist, eine massive Mauer von 5 Fuß Dicke herabsteigen. Von der Innenseite her scheint an dieselbe nur ein Erdwall von den angegebenen Dimensionen angelegt zu sein. Wir waren anfangs der Meinung, daß derselbe nach innen nie von einer Mauer eingefaßt gewesen sei, bald aber

fanden wir soviel Trümmer und noch stehende Mauerüberreste auch an dieser Seite, daß wir zu der Ueberzeugung kamen, die Innenmauer sei erst später von den Bewohnern der benachbarten Städte abgebrochen, um als Baumaterial für ihre Häuser verwendet zu werden, ein Verfahren, das sich ja überall mit alten Ruinen wiederholt. Die äußere Mauer erhebt sich nun über den Rücken des Walles noch zu einer mit Zinnen versehenen Brustwehr von 6½ Fuß Höhe, durch deren Oeffnungen man eine schöne Aussicht auf die weiten grünen Ebenen der Mandschurei hat. Die schönste Zierde des wunderbaren Bauwerks aber sind die viereckigen, gleichfalls mit Zinnen gekrönten Thürme, welche in Zwischenräumen von 300 Schritt aus der Mauer herausspringen und augenscheinlich den Zweck hatten, den todten Winkel unter derselben mit Geschossen zu bestreichen. Das Fundament des ganzen Baues ist überall eine gleichmäßige Lage von acht schweren Granitquadern, während das Material der Mauer selbst aus schönen, schwarzen Backsteinen von großer Härte besteht. Wohl eine deutsche Meile spazierten wir auf derselben dahin und begegneten nur einem Hirten, der eine Heerde Kühe und Schweine daselbst weidete. So geht es nun 300 deutsche Meilen hin nach Westen ohne Aufhören! Was für ein Riesengedanke war es doch, der ein solches Werk aus der Erde emporsteigen ließ, als unsere stolze Civilisation noch schlummerte, und warum liegt es jetzt wie das ganze Reich nur noch als eine gewaltige ungeheure Ruine vor unsern Augen? Gewiß, das predigt auch

die chinesische Mauer, nur der Glaube, der im Jenseit seine Ideale und seine Heimath sucht, erhebt uns über jene allgemeine Stagnation, in welche der platt-verständige Materialismus alles dahinstürzt.

Uebrigens befindet sich das merkwürdige Gebäu noch immer in einem Zustande, der es selbst für unsere jetzige Taktik zu einer außerordentlich wichtigen Vertheidigungslinie machen würde und überdem, wer weiß, ob es nicht zu noch Größerem bestimmt ist, wenn es nämlich eines Tages in einen Eisenbahndamm verwandelt, ebenso sehr zur Annäherung der Völker an einander, wie einst zu ihrer Trennung beitragen wird.

Wir blieben vier Tage an diesem östlichen Endpunkte der großen Mauer liegen. Auf den meisten Karten ist daselbst eine Stadt unter verschiedenen Namen angegeben. Wir fanden eine solche, wie schon gesagt, nicht, der tartarische Grenzposten aber heißt Nanghai. Nach der erwähnten Bergkette, welche die Mauer ersteigt, wurde eine Partie unternommen. 1½ deutsche Meile vom Strande entfernt, trafen wir dabei auf eine kleine Stadt, welche zu betreten uns unsere Freunde, die Mandarinen, die uns begleiteten, verhinderten, denn sie machten uns verständlich, daß sie in diesem Falle ihrer Würde entsetzt werden würden. Wir erreichten übrigens nur den Fuß der Berge, da die Hitze zu ermattend war. Aber schon von hier aus hatte man Gelegenheit die Kühnheit zu bewundern, mit welcher die alten Thürme und das Mauerwerk auf die hohen Felsen gesetzt war. Ein Maler hätte

die herrlichste Ausbeute für sein Skizzenbuch gefunden. Sonstige Merkwürdigkeiten aber sahen wir nicht. Das Land war, wie überall in China, fleißig bebaut, vorzüglich mit Mais und Ricinus, dessen Oel man zum Brennen verwendet, die Gegend überall freundlich und anmuthig. Jenseit der Mauer in der Mandschurei schien sie weniger bewohnt zu sein, als diesseit.

Am 20sten nahmen wir Abschied von dem denkwürdigen Platze. Zuvor aber wurde der Name Kiselak und an einer andern Stelle der unseres biedern Schiffes angemalt und zwar diesmal an einem Punkte, wo es noch kein Badereisender gethan hat. Auch hat sich ein jeder natürlich einen Stein von der chinesischen Mauer mitgenommen. Dann gingen wir Anker auf und sind gestern wieder hier angekommen, wo wir die nächste Post abwarten wollen.

Tschifu, den 27. September 1861.

Wir befinden uns noch immer in derselben, von der Welt abgeschiedenen Lage, wie vor drei Monaten und seit der kurzen Episode an der großen Mauer hat kein erwähnenswerther Vorfall mehr die Einförmigkeit unterbrochen, welche das Leben am Bord eines Schiffes mit sich bringt, das an fremder Küste für unbestimmte Zeit auf Station liegt. Taku und Tschifu sind nach wie vor die Pole, um welche sich die Sphäre unseres Daseins dreht und auf diese selbst fällt jetzt nur noch alle vier Wochen einmal ein Strahl aus der civilisirten Welt, da die Ueberlandpost seit einiger Zeit

nur noch einmal monatlich nach Shanghai kommt. Bis Anfang dieſes Monats wurden wir dabei von einer hypertropiſchen Hitze gequält, bei der das Thermometer auf 28—30 ° R. ſtand und die uns beſonders an der Peiho-Mündung manchen Seufzer auspreßte. Auf dieſer unvergleichlichen Rhede blieb jeder, der durch ſeinen Dienſt nicht anders genöthigt war, am Bord, denn das Land iſt dort 2½ deutſche Meile vom Ankerplatz entfernt, eine Entfernung, welche bei der bezeichneten Hitze im Boot zurückzulegen, keine Annehmlichkeit iſt. Außerdem aber kannten wir die Takuforts, jene troſtloſen, von jedem grünen Halm entblößten Lehmneſter, in denen einige Compagnien unglücklicher Engländer ſich dörren ließen, zu genau, als daß ſie irgend eine Anziehungskraft für uns hätten haben können und eine andere Sehenswürdigkeit hat die flache, todte Küſte nicht. Das einzig erzählenswerthe Ereigniß, das uns dort begegnete, iſt, daß wir eines Morgens das Schiff mit einer Anzahl großer, grüner Heuſchrecken beſetzt fanden, welche überall umherſchwirrten und auf der Takelage eine neben der anderen ſaßen. Ohne Zweifel waren es die Ueberreſte eines Schwarmes, welcher vom Winde während der Nacht in die See getrieben war. Tauſende wurden im Laufe des Tages gefangen und gaben ein leckeres Futter für unſere Schweine und Hühner, doch dauerte es einige Tage, bis ſie ſich gänzlich verloren hatten. Selbſt einigen Schaden haben ſie angerichtet. Als man nämlich Flagge und Stander herabholte, fand ſich, daß beide durchlöchert waren. —

Wie langweilig aber auch unser Aufenthalt auf Takurhede war, so konnten wir uns doch noch Glück dazu wünschen, denn wir hatten an Bord wenigstens einen vorzüglichen Gesundheitszustand, während in Tientsin mörderische Fieber ausbrachen, die unter der englischen Garnison und den ansäßigen Europäern furchtbar aufräumten. Auch das Gesandschaftspersonal wurde davon heimgesucht, ein Diener des Grafen starb und mehrere Attaché's erkrankten, so daß sie sich zu uns flüchteten, um in der reinen Seeluft Genesung zu suchen. Außerdem wurde der Dollmetscher durch einen Schlaganfall zu seinem Dienste unfähig gemacht und kehrte nach Macao zurück. Nicht erfreulicher war der Stand der Verhandlungen, ein Termin nach dem andern, den der Gesandte für seine Einschiffung festgesetzt hatte, verstrich vergeblich und schon begannen wir an einem glücklichen Resultat zu verzweifeln.

Inzwischen wollten wir dasselbe wenigstens auf einem bequemeren Ankerplatz abwarten und da eine der Miatao-Inseln einen bequemen Hafen haben sollte, wo Wasser und Provisionen leicht zugänglich und billig wären, so suchten wir denselben auf. Unterwegs hatten wir öfter einen seltsamen Anblick. Wir sahen nämlich einzelne, völlig nackte Leute, welche auf einem kleinen Floß von zwei aneinander gehefteten Balken ganz einsam auf der offenen See umhertrieben. Es ist das eine chinesische Art zu fischen. Eine Dschunke setzt des Morgens eine Anzahl dieser Leute an verschiedenen Stellen aus, die dann den ganzen Tag über in der glühenden Sonnenhitze allein ihre Arbeit thun

und Abends wieder an Bord genommen werden. Gewiß ein eben so mühseliges als gefährliches Handwerk, aber wozu muß sich der Mensch nicht herbeilassen, um sein kümmerliches Brot zu essen! Auf den Miatao-Inseln fanden wir nicht, was wir suchten. Es sind felsige, baumlose, wenig fruchtbare Eilande und der bedeutendste Ort darauf Namens Toki, ist nur ein kleines Dorf jener armen Fischer, das zu nichts weniger geeignet ist, als zur Verpflegung von vierhundert Menschen. Wir blieben also nur einige Tage dort und begaben uns dann abermals nach unserm alten Ruheplatz Tschifu zurück, wo wir nun schon wiederum vier Wochen liegen.

Wie man oft erst spät die Vorzüge einer vorher verachteten Sache heraus findet, so ging es uns auch mit diesem Hafen. Es ist nicht schlechter hier, wie irgend wo anders. Wir liegen nahe an Land, bekommen billige Lebensmittel, haben seit 14 Tagen eine Temperatur fast wie zu Hause und entbehren selbst nicht einmal civilisirter Gesellschaft. Zunächst hat sich mit den Officieren der beiden französischen Fregatten, denen wir vor einem Vierteljahr vollständig auf ein Gefecht gefaßt gegenüber lagen, ein freundschaftlicher Verkehr entwickelt, bei welchem jene Situation natürlich Gegenstand des Scherzes wurde. Außer diesen Herren befinden sich nur noch einige Kaufleute, darunter ein deutscher Schweizer, und mehrere Missionare hier. Da einige derselben verheirathet sind, so fehlt es nicht einmal an Damengesellschaft und große Formalitäten stehen der Anknüpfung von Bekanntschaften

hier draußen nicht im Wege. Insbesondere pflegte Abends, wo unser Musikcorps sein Concert giebt, Besuch an Bord zu sein, da dies ein Genuß ist, den man begreiflicher Weise hier nicht oft hat.

Auch das chinesische Treiben gewährt doch noch immer Interesse, obgleich es uns natürlich längst etwas Alltägliches geworden ist. Eines Tages fuhr ich mit einer unserer Barcassen, welche Wasser holen sollte, nach einer etwas entfernteren Landzunge. Dort lag ein großes Dorf, in welchem grade ein Götzenfest gefeiert wurde. Vor einem der gewöhnlichen Tempel versammelte sich nach und nach das Volk, bis unter ihnen zwölf Personen sichtbar wurden, die in allerlei bunt seidene und reich gestickte Gewänder gekleidet waren. Diese stellten sich in drei Reihen vor den Altar und die Götzen, vor denen einige Leuchter brannten, während der übrige Raum von einer Schaar Musikanten erfüllt wurde. Wir traten mitten unter sie, und weit entfernt, darin etwas Unpassendes zu finden, zeigte man sich durch unsere Anwesenheit sichtlich geschmeichelt, und betrachtete uns mit Blicken, welche bewiesen, wie sehr man meinte, uns zu imponiren. Zuerst wurde nun ein großes Stück Silberpapier an den Lichtern angezündet und in einem steinernen Ständer, der auf dem Vorhofe stand, verbrannt. Darauf begannen die zwölf Hauptpersonen ein gesangähnliches Geplärr, während dessen sie sich von Zeit zu Zeit vor den Götzen niederwarfen. Der Chorus spielte dazu mit Flöten, Gongs, Tambourets und dergleichen:

Solch ein Lied, das Stein erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

Im Vorhofe war man inzwiſchen beſchäftigt, ein großes, ſchwarzes Schwein zu ſchlachten, deſſen Geſchrei ſich melodiſch in das Concert der Andächtigen miſchte. Zuletzt wurde eine Anzahl von Schwärmern abgebrannt, das Schwein aber trug man wieder weg. Alles geſchah übrigens ohne die geringſte Würde und Feierlichkeit, wie irgend ein anderes gleichgültiges Geſchäft. Als das Opfer beendet war, begaben ſich die zwölf Burſchen auf eine Bühne, die grade vor dem Tempel errichtet war und begannen Theater zu ſpielen. So viel ich verſtehen konnte, zeigte die Darſtellung, wie ein Kaiſer ſich in ein armes Landmädchen verliebt und ſie nachher auf den Thron oder vielmehr in ſein Serail erhebt. Eine Scene zeigte dabei ein Gefecht, in welchem auf der einen Seite vier, auf der andern drei Perſonen ſtanden. Als dies einer unſerer Matroſen bemerkte, ſchwang er ſich mit dem Ausruf: „Es muß gleicher Kampf ſind“ auf die Bühne und ſtellte ſich mit gehobenem Knüppel als richtiger deus ex machina auf die Seite der Schwächeren. Allgemeiner Jubel begrüßte ihn, und wenn eine tragiſche Kataſtrophe ſich vorbereitete, ſo nahm ſie den heiterſten Ausgang. Auch in Tſchifu ſelbſt iſt mitten auf dem Markte neben einer Pagode eine Bühne errichtet, wo man ſehr oft Theater ſpielen ſieht. Merkwürdig iſt dieſe Verbindung deſſelben mit dem Tempel, die ich auch in Shanghai, ja in Jeddo gefunden habe. So ſcheint man ja hier in Oſtaſien erreicht zu haben, um

was sich unsere moderne Aufklärung noch oft vergeblich bemüht, nämlich volle Würdigung der Bühne als Bildungsanstalt für den religiös-sittlich-ästhetischen Volkssinn und als Cultusstätte des Genius. Manche Veranlassung zu Parallelen geben auch die chinesischen Aerzte. Ich sah letzthin zum ersten Mal einen solchen. Er saß wie die andern Krämer in der Straße auf dem Boden und hatte seine Pflaster und Mixturen vor sich ausgebreitet. Außerdem hatte er eine vertrocknete Bärentatze, ein Gerippe, ein paar Hirschfüße u. dgl., welche wohl wie bei uns die Todtenschädel gewissermaßen die Insignien der ärztlichen Kunst vorstellten. An Patienten fehlte es ihm nicht, sie kamen zu ihm und klagten ihm ihre Noth. Meist klebte er ihnen dann eins seiner Pflaster, die gewiß eben so unfehlbar helfen, wie die Revalenta arabica, Pate pectoral, Brustcaramellen ꝛc., auf Brust oder Rücken, indem er dem wehmüthig Seufzenden mit einer unvergleichlichen Zuversicht einige Worte zurief, die gewiß ungefähr bedeuten: „So, Alterchen, das wird Euch gut thun, ich garantire dafür.“ Einen merkwürdigen Anblick gewährt auch noch der chinesische Hafen. Er ist stets voll großer Dschunken, deren manche gar nicht schlecht sind, außer beim Winde ganz gut segeln und fast wie eine holländische Kuff aussehen. Auf dem Heck haben sie eine Art Galgen, welcher zur Vertheidigung im Fall eines Angriffs dient. Man hißt nämlich nichts Geringeres an demselben als Stinktöpfe, die durch einen mächtigen Schwung auf das Deck des Gegners geworfen werden, wo sie zerschellen und ein solches

Parfüm verbreiten, daß selbst die in dieser Hinsicht nicht verwöhnten Chinesen davon betäubt werden. So fabelhaft es klingt, so ist es nach der Versicherung unseres holländischen Schiffsunterhändlers doch wahr und der sieht ganz so aus, als ob er selbst schon einmal auf einer Seeräuberdschunke gefahren wäre. Einen seltsamen Anblick gewähren auch die siamesischen Lorcha's deren stets eine große Zahl hier ist. Sie haben ein ganz europäisches Unterschiff, blos vorn mit dem eigenthümlichen Schnabel und den angemalten Augen, welche nie einer Dschunke fehlen, und ebenso zusammengesetzt ist die Takelage, in der Mitte ein großer Dschunkenmast ohne Raaen und dazu dann ein oder zwei europäische Raamasten. Man wählt diese Schiffe, wie man sagt, weil sie von den Chinesen für Dschunken gelten gelassen werden und daher jeden, andern Schiffen nicht geöffneten Hafen anlaufen können. Geführt werden sie meist von Europäern, doch sind hier auch einige mit siamesischen Capitänen.

Die Umgegend von Tschifu ist freundlich. Von Hügelketten durchschnitten, reich an Bäumen, voller Dörfer und sehr angebaut, erinnerte sie mich an die Gegenden Niederschlesiens, wo sich das Gebirge in die Ebene verläuft. Das gewöhnliche Ziel eines Spazierrittes ist ein kleines Wäldchen, welches ungefähr eine deutsche Meile entfernt liegt, und von den Franzosen den Namen Bois de Boulogne erhalten hat. Daneben liegt ein reizendes Dorf, das folgerecht St. Cloud genannt wird, obgleich es eigentlich Tschuki heißt. Eine weitere Partie ist die nach einem ungefähr drei Meilen

entfernten Landstädtchen Namens Fuschan, wohin ich auch einmal geritten bin.

Ueberall sind die Dörfer freundlich und angenehm, voll der nettesten, steinernen, mit Cement gemauerten Häuser, wie man sie bei uns nicht häufig auf dem Lande findet, und unterscheiden sich auf das Vortheilhafteste von den Städten, die mit ihren engen Straßen, dem Schmutz und der wimmelnden Menschenmasse meist einen widerlichen Eindruck machen. Auf den trefflich bestellten Feldern steht jetzt die zweite Ernte, welche aus Tartarenhirse, Bohnen, Hanf, Oelpflanzen und dergl. besteht, während Weizen, Mais und Getreide die erste bildete. Auf den Wegen ist ein großer Verkehr von Reitern, Packthieren und Sänften, die Karren sind indeß schon selten. Man stellt sich zu Hause alles Chinesische so bizarr und fremdartig vor, in Wirklichkeit aber dürften Land und Leute, wenigstens hier oben, im ganzen Orient am meisten Aehnlichkeit mit Europa haben. Wenn die Männer keine Zöpfe und die Weiber keine verstümmelten Füße hätten, wenn man ferner einige Viehheerden auf den Weiden und etwa am Horizont irgendwo einen Kirchthurm sähe, so würde man glauben, in irgend einer Gegend Deutschlands zu sein.

Dennoch war es uns keine geringe Freude, als uns die letzten Nachrichten aus Tientsin die Aussicht auf eine baldige Abreise eröffneten. Der Vertrag ist nach so viel Schwierigkeiten doch zu Stande gekommen. Graf Eulenburg hat zuletzt doch noch Alles durchgesetzt, was er wollte. Neue Weitläufigkeiten schienen

zwar durch den plötzlichen Tod des Kaisers Hienfung zu entstehen, welcher grade in der Zeit erfolgte, als der Vertrag ihm zur Unterzeichnung zugeschickt war. Aber es ergab sich, daß der Kaiser noch kurz vor seinem Tode am 2. September denselben unterzeichnet hatte.

In seinen 22 Artikeln stellt er fest, daß Preußen berechtigt sei, einen Gesandten mit dauerndem Aufenthalt in Peking zu beglaubigen. Dieser Gesandte wird hauptsächlich die Aufgabe haben, darüber zu wachen, daß die Bestimmungen des Handelsvertrages nicht durch Willkürlichkeiten der chinesischen Beamten verkümmert werden. Preußen hat die Zusage geleistet, von seinem Rechte, in Peking einen Gesandten zu halten, vor fünf Jahren keinen Gebrauch zu machen. Bis dahin werden die in den geöffneten Häfen und Städten zu ernennenden Consuln die Wahrung der deutschen Handelsinteressen übernehmen müssen. Wir nannten diese Interessen deutsche, da der Vertrag nicht blos für Preußen, sondern auch für sämmtliche Staaten des Zollvereins, beide Mecklenburg und die Hansestädte gilt. An jedem Platze wird blos ein einziges, diese Staaten in ihrer Gesammtheit vertretendes Consulat bestehen. Kaufleute, welche in den geöffneten Häfen und Städten ihren Wohnsitz haben, sollen nicht zu Consuln ernannt werden. Preußen hat in diese Bedingung leicht willigen können, da es immer seine Absicht war, für die wichtigeren Consulate besoldete Beamte zu ernennen, welche die zur Ausübung der Gerichtsbarkeit erforderlichen Kenntnisse besitzen. Der Wirkungskreis der Consuln ist sehr weit und den deutschen Interessen entsprechend

ausgedehnt. Dieſelben Häfen, in denen franzöſiſche und engliſche Schiffe verkehren dürfen, ſind den deutſchen geöffnet, wie für dieſe auch alles gilt, was mit Frankreich und England in Beziehung auf Schifffahrt, Handel und Zollweſen vereinbart worden iſt. China verſpricht endlich Duldung der chriſtlichen Religionsausübung. Preußen hat für ſeine Angehörigen das Verſprechen geleiſtet, daß dieſe ſich des Handels mit den Rebellen ſtreng enthalten werden. Von zehn zu zehn Jahren wird eine Reviſion des Zolltarifes ſtattfinden. Zu der Aufhebung der Durchgangszölle hat die chineſiſche Regierung ſich nicht verſtehen wollen. Dieſe Zölle würden richtiger Binnenzölle heißen, da ſie von allen Waaren erhoben werden, welche ein europäiſcher Kaufmann aus dem Hafenplatze nach dem Binnenlande ſendet oder von dort bezieht. Sie betragen die Hälfte der Eingangszölle und ſind keine geringe Erſchwerung des Handels, aber China bedarf ihrer noch zur Deckung der an England und Frankreich zu zahlenden Entſchädigungsgelder. Wenn die Verhandlungen über die Beſeitigung der Binnenzölle, welche zwiſchen China, Frankreich und England ſchweben, zum Ziele führen, ſo wird auch der deutſche Handel davon Vortheil ziehen, denn Artikel 20 des preußiſch-chineſiſchen Vertrages verfügt, daß alle Privilegien, Freiheiten und Vortheile, welche der Kaiſer von China irgend einer andern Nation gewährt, auch Preußen zuſtehen ſollen, ohne daß es eines neuen Vertrages bedarf.

Das wären alſo unſere Errungenſchaften. Aber eine andere Frage iſt freilich, ob dieſelben von langer

Dauer sein werden.*) Durch den Tod des Kaisers ist die Mandschudynastie noch mehr bedroht, da der Thronfolger ein Kind von 7 Jahren ist, gegen welchen der Aufruhr in allen Provinzen des ungeheuren Reiches wüthet. Seit einigen Tagen wird selbst Tschifu von den Rebellen bedroht, und von allen Seiten laufen Nachrichten von gebrandschatzten Ortschaften ein. Der Mandarin hat seine jämmerliche Miliz zusammengezogen, die ohne Zweifel bei dem ersten Schuß davonlaufen wird. Allein auch die Franzosen haben hundert Mann gelandet, die dort bivouacquiren, um die Stadt zu vertheidigen, wie dies ihre eigenthümliche Politik hier ist. Vielleicht würden auch wir im Fall eines Angriffs Mannschaften ausschiffen, um die europäischen Residenten zu sichern. Im Uebrigen mag die Sache gehen wie sie wolle, unsere Mission ist erfüllt und unsere Abreise nahe bevorstehend. Graf Eulenburg hat nur noch einen Besuch in Peking gemacht, von welchem er nun auch bald zurückgekommen sein muß. Den 2. October segeln wir wieder nach Taku, und den 10. will der Graf an Bord kommen, um nach dem Süden zu gehen. Après nous le déluge!

Hongkong, den 13. November 1861.

Kurz nach Abgang der Post verließen wir denn auch Tschifu und gingen zum letzten Male nach der Peihomündung, um den Gesandten daselbst an Bord

*) Dies war vor den oben erzählten Maßregeln der französisch-englischen Politik gegen die Rebellen geschrieben.

zu nehmen. Leider fand dort noch zuletzt einer unserer Matrosen ein einsames Grab. Er war aus der Großwant herab auf Deck gestürzt und hatte sich den Schädel zerschmettert. Graf Eulenburg traf am 13. October an Bord ein. Als das englische Kanonenboot mit seiner Flagge im Großtop sich näherte, glichen unsere Gefühle ungefähr denen eines Schiffbrüchigen auf öder Insel, der das rettende Segel herbeikommen sieht. Sogleich wurde denn auch Befehl zum Ankerlichten gegeben und mit stürmischer Freude ausgeführt. Hinaus ging's in See zum ersten Mal in der Richtung heimwärts.

Ehe wir jedoch ganz von dem Schauplatze unserer sechsmonatlichen Verbannung schieden, sollten wir noch, ähnlich wie einst in Japan, einen recht ernsten Eindruck von der finstern Nachtseite dieser asiatischen Menschheitszustände mitnehmen, welche man sonst nur allzugeneigt ist, blos als ergötzliche Sonderbarkeiten anzusehen. Unser Cours führte uns noch einmal bei Tschifu vorbei, welches wir vor 14 Tagen verlassen hatten. Während dieser Zeit hatte sich dort viel zugetragen. Ich erwähnte schon, daß die Rebellen in der Nähe umherschweiften und daß die Chinesen einen Angriff derselben auf die Stadt befürchteten. Die Mandarinen hatten kriegerische Vorbereitungen getroffen, die Thore geschlossen, ein paar alte eiserne Geschütze aufgestellt und die Miliz aufgeboten; ein jämmerliches Corps halbnackter Kulis mit einigen Bambusspießen und vielen bunten Fahnen. Aber auch die beiden französischen Fregatten „Andromaque“ und „Vengeance“ hatten eine Abtheilung von

200 Matrosen und zwei Landungsgeschützen ausgeschifft, die zur Vertheidigung der Stadt bereit standen. Capt. Sundewall selbst war von den Mandarinen um seine Hülfe gebeten worden, hatte dieselbe aber ablehnen müssen, da die Franzosen, denen vertragsmäßig der Schutz des Platzes obliegt, sich in dieser Beziehung unsere Einmischung verbaten und zu einer sonstigen Betheiligung an dem chinesischen Bürgerkrieg keine Veranlassung vorhanden war. Obwohl übrigens täglich Flüchtlinge aus der Umgegend ankamen, deren Dörfer von den Rebellen geplündert und verbrannt waren, zweifelte man doch an ihrer Absicht, die Stadt selbst anzugreifen, da sie seit der Lection von Shanghai die in der Gewalt der Europäer befindlichen Punkte vorläufig zu vermeiden pflegten. Diesmal war es jedoch anders. Noch als wir auf Takurhede lagen, war daselbst ein Dampfer angekommen mit der Nachricht, daß sie wirklich vor Tschifu ständen und schon ein Gefecht mit ihnen stattgefunden habe. Er holte Verstärkung aus den Takuforts und ging mit denselben sogleich wieder zurück. Als wir wenige Tage später auch wieder daselbst ankamen, hörten wir schon auf der Rhede, daß die Sache doch ernster ausgefallen war, als wir gedacht hatten. Um das Nähere zu erfahren, eilte ich, da wir nur einige Stunden bleiben sollten, sogleich an Land zu meinen Freunden, den französischen Missionaren, welche mir Folgendes erzählten:

Am 7. waren die Rebellen, deren Ankunft so oft als blinder Lärm verkündet worden war, wirklich bis nach dem Städtchen Fuschan gekommen, wohin

wir vor Kurzem noch eine hübsche Reitpartie gemacht hatten, und hatten dasselbe nach gewohnter Weise mit Mord und Plünderung erfüllt. Es ließ sich nun nicht mehr bezweifeln, daß ihre Absichten auf Tschifu gerichtet wären und ein Zusammenstoß mit ihnen bevorstände. Da faßte ein amerikanischer Missionar, Rev. Parker, der mit einem Collegen in dem Dorfe Tschuki, eine halbe (deutsche) Meile von der Stadt, wohnte (demselben, welches die Franzosen scherzhaft St. Cloud nannten), den Beschluß, als Parlamentär den gefürchteten Gästen entgegen zu reiten um sie vor dem Angriff auf die von Europäern besetzte Stadt zu warnen, sie zu größerer Menschlichkeit zu ermahnen und auch wohl ihr Treiben und ihren Charakter näher kennen zu lernen. Ein anderer Missionar, Rev. Holmes,*) der zufällig in Tschuki gegenwärtig war, begleitete ihn. Es war ohne Zweifel ein sehr gewagtes Unternehmen, sich so völlig schutzlos mitten unter diese wilden, mordenden und sengenden Horden zu begeben und ist später als völlig tollkühn und unverantwortlich verurtheilt worden. Indeß muß man bedenken, daß die Rebellen stets ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses für die Missionare sein müssen, ferner daß sie sich trotz ihres wüthenden Krieges gegen die Kaiserlichen bisher nie an den Europäern vergriffen hatten, von denen sogar viele unter ihnen sich befinden sollen, endlich daß sie besonders die Missionare stets mit großer Freundlichkeit aufgenommen hatten. Parker sowohl als Hol-

*) Vergl. p. 243.

mes waren ſelbſt beide ſchon einmal in ihrer Mitte zu Nanking ihrem Hauptſitze geweſen, und was ſie daſelbſt erfahren, hatte ſie ſo ſicher gemacht, daß erſterer, als ich ihn einſt beſuchte und das Geſpräch auf die Gefahr kam, der er und ſeine Familie in dem abgelegenen Dorfe bei einem plötzlichen Erſcheinen der Rebellen ausgeſetzt ſei, die Ueberzeugung ausſprach, er würde, ſeinestheils, ſelbſt wenn ſie gegen alle anderen Einwohner wütheten, gewiß nichts zu fürchten haben und von jeder Unbill verſchont bleiben. So ſind denn beide im Vertrauen auf ihren guten Zweck getroſt dahin geritten. Sie ſind nicht wieder zurückgekehrt. — Chineſiſche Flüchtlinge, die von Fuſchan herkamen, ſagten aus, daß die Rebellen ſie daſelbſt gefangen genommen und hingerichtet hätten und alle ſpäteren Ereigniſſe machten dies nur allzu gewiß. Der verhängnißvolle Irrthum, den ſie mit ihrem Leben bezahlten, beſtand darin, daß ſie den Charakter der Nanking-Rebellen oder der eigentlichen Taiping's, auf welchen ſich allein das oben Geſagte bezieht, ohne Weiteres auf dieſe nördlichen Schantung-Rebellen übertrugen, welche eine ganz andere Entſtehung haben und von den religiöſen Elementen der ſüdlichen Bewegung nichts zu wiſſen ſcheinen. Allerdings haben auch ſie ſich neuerdings mit den Taiping's verbunden, aber ſelbſt wenn nun auch ihre Chefs eine ähnliche Politik angenommen hätten, ſo konnte darin bei der barbariſchen Natur dieſer aſiatiſchen Kriege noch keine Bürgſchaft für das Benehmen eines ſolchen abgeſonderten Haufens liegen. — Und ſo iſt denn die Zahl der Zeugen

wiederum vermehrt, die um ihres Strebens willen, das Evangelium des Friedens in dieſer Welt voll Haß und Streit zu verbreiten, den Tod erleiden mußten.

Es fehlte nicht viel, daß die zurückgebliebenen Miſſionarsfamilien in Tſchuki daſſelbe Loos getheilt hätten. Sie verdankten ihre Rettung nur einem Zufalle. Unſere beiden Schiffshändler, ein Hamburger und Holländer, hatten ſich nämlich an demſelben Tage bald nach der Entfernung der beiden Miſſionare aus irgend einem Grunde gleichfalls auf den Weg nach Fuſchan begeben. Bald jedoch trafen ſie auf eine Abtheilung berittener Rebellen, von denen ſie ſogleich attaquirt wurden. Da ſie indeß gute engliſche Pferde hatten, ſo gewannen ſie einen bedeutenden Vorſprung vor den nachſetzenden Verfolgern. Dieſen benutzte ſie, um die argloſen Frauen und Kinder in Tſchuki zu alarmiren, und dieſelben hatten grade noch ſo viel Zeit, ſich zu Pferde zu ſetzen und mit Zurücklaſſung all' ihrer Habe zu entfliehen, als die wilden Schaaren ſich auch ſchon in der Ferne zeigten.

In Tſchifu ſelbſt nahmen die Dinge eine ernſte Geſtalt an. Die von Stunde zu Stunde ſich mehrenden Flüchtlinge, die aufregenden Nachrichten, die von allen Seiten eintrafen, die Rauchſäulen, die am Horizonte aufſtiegen, verbreiteten einen paniſchen Schrecken unter den Chineſen, und die Kaufleute, auch die Europäer, begannen ihre Güter für alle Fälle auf die Dſchunken und Schiffe zu bringen. Dieſe Unordnung benutzten die Dſchunkenleute, deren viele rebelliſchen Provinzen angehörten und überhaupt bei Gelegenheit auch Seeräuber

sind, um massenhaft bewaffnet ans Land zu kommen und unter dem Vorwande der Hülfleistung erst zu stehlen, dann offen zu rauben und zu plündern. Allein hier verstanden die Franzosen keinen Spaß. In starken Patrouillen zogen sie durch die Straßen und begannen ein schonungsloses Gemetzel unter ihnen, wodurch denn bald die Ruhe wieder hergestellt wurde. Es sollen dabei manche Unschuldige mit umgekommen sein, allein unter den gegebenen Umständen war ein solches summarisches Verfahren durch die Noth fast geboten, denn wenn die Rebellen in diesem Augenblick angegriffen hätten, so hätten vielleicht auch die Franzosen sich nicht halten können. Dies geschah jedoch erst am folgenden Tage.

Am Vormittage des 9. sah man die barbarischen Horden in der Stärke von 3—4000 Mann die Berge von Tschuki herabkommen. Sie waren, wie die alten Hunnen, sämmtlich zu Pferde, mit Lanzen und Säbeln, zum Theil auch mit Luntenflinten bewaffnet. Mit ihren langen, gegen die sonstige Sitte, ohne Zopf wild durcheinander hängenden Haaren und dem schon in der Ferne hörbaren Schreien und Toben sollen sie in der That einen abschreckenden Eindruck gemacht haben, wie denn auch ihr bloßer Anblick genügte, die kaiserliche Miliz, soweit sie nicht schon vorher auseinandergelaufen war, davon zu jagen. Anders wurden sie indeß von den Europäern empfangen. Zwei englische Kanonenboote „Drake“ und „Insolent“ hatten sich rechts und links so neben die Stadt gelegt, daß sie den Plan vor derselben bis zu den Bergen

in einem Kreuzfeuer beſtrichen. In der Mitte vor derſelben ſtand das Landungscorps mit ſeinen Bootsgeſchützen. Die Rebellen fingen zunächſt an, die zerſtreuten Häuſer, die ſich bis an die Berge hinziehn, anzuzünden und das, was noch nicht geflohen war, niederzumachen. Als ſie jedoch in Schußweite kamen, eröffneten die beiden Kanonenboote aus ihren ſchweren Geſchützen ein Granat- und Kartätſchenfeuer, welches eine verheerende Wirkung hatte und die ſchwärmenden Reiterhaufen bewog, ſich eben ſo ſchnell über die Berge zurückzuziehen, wie ſie gekommen waren. Nur 8 Lagen waren gefeuert und die Matroſen gar nicht ins Gefecht gekommen. Von Europäern iſt niemand weiter umgekommen, deſto mehr jedoch von den Chineſen beider Parteien, deren Leichname noch, als wir da waren, unbeerdigt auf dem Felde lagen. Einige verwundete Rebellen waren lebendig in die Hand der Mandarinen gefallen, welche ihre feigherzige Wuth an ihnen nun durch Hinrichtungsarten von haarſträubender Grauſamkeit ausließen.

Seither hatten die Rebellen ihren Angriff nicht erneuert und die Franzoſen waren durch die aus Taku angelangten Verſtärkungen auf 480 Mann und 4 Geſchütze gebracht, eine Zahl, hinreichend, den Platz gegen einen zehnfach ſtärkeren Feind als bisher zu decken. Unwillkührlich regt ſich beim Blick auf ein ſolches Verhältniß ein gewiſſes Selbſtgefühl in dem Bewußtſein, auch zu dieſer kleinen, aber weltgebietenden Race zu gehören. — Am Tage unſerer Ankunft hatte man auch eine Expedition zur Aufſuchung der

Leichname der beiden Missionare auf Veranlassung eines Bruders des ermordeten Holmes unternommen. Dieser war erst am Tage nach dem Gefechte von Tientsin her eingetroffen und selbst in der größten Gefahr gewesen, von den Rebellen gefangen zu werden, da er auf dem Landwege gekommen war. Die ganze weite Strecke bis in die Gegend von Tientsin hin war nämlich, wie er zu spät merkte, von den Rebellen durchschwärmt, überall fand er sich von denselben umzingelt und nur wie durch ein Wunder gelang es ihm, sich unter vielen Abenteuern durch die verwüsteten Ortschaften hindurchzuschleichen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Am eilften Tage war er in Fuschan angekommen, kurz nachdem es die Rebellen verlassen hatten und hatte von einigen Zurückgebliebenen gehört, daß daselbst an einem gewissen Punkte zwei Europäer hingerichtet wären, ohne zu ahnen, daß sein eigener Bruder der eine von ihnen sei. Als er dies nun in Tschifu, wo man ihn ebenfalls verloren gegeben hatte, erfuhr, beschloß er, den Verstorbenen wenigstens durch ein christliches Begräbniß den letzten Liebesdienst zu erweisen. Zehn andere Europäer begleiteten ihn auf diesem gefährlichen Wege. Sie waren des Morgens mit Revolvern und Säbeln wohlbewaffnet und auf den besten Pferden fortgeritten, aber gegen Abend noch nicht zurück. Leider konnte ich über den Ausgang ihres Unternehmens nichts mehr erfahren, da wir denselben Abend noch in See gingen.*)

*) Hier in Hongkong hörte ich, daß sie die Leichen am folgenden Tage zurückgebracht haben.

Nachdem ich noch ein Lazareth, das von den Miſſionaren für einige ſchwer verwundete Chineſen errichtet war, beſucht hatte, nahm ich Abſchied von dem kleinen Harry, Parkers zehnjährigem Sohne, den unglücklichen Frauen und den anderen Miſſionaren und eilte durch die ganz verödeten, zum Theil verbarricadirten Straßen dem Strande zu, wo unſer Boot lag, welches ſchon durch ein vom Schiffe wehendes Signal zur Rückkehr aufgefordert wurde. Um 9 Uhr lichteten wir Anker bei ſchönem Mondſchein und bald lag das unglückliche Land, in welchem der große Kampf einer neuen Zeit gegen die alte mit einer Erbitterung und Grauſamkeit gekämpft wird, wie nirgend anders, weit hinter uns in ſtiller Nacht. Bald werden auch dieſe Ereigniſſe ſelbſt weit hinter uns liegen und niemand mehr an die beiden armen Miſſionare denken, deren Blut dabei gefloſſen iſt — aber der Tod ſeiner Heiligen iſt werth gehalten vor dem Herrn!

Unſer Ziel war zunächſt Nagaſaki, wo wir uns mit Kohlen und Proviant verſehen wollten. Obwohl wir vor einem Jahre die Ausſicht, im November dieſes Jahres wieder in Japan zu ſein, gewiß nicht mit Freuden begrüßt hätten, ſo war uns dieſelbe jetzt doch ſehr angenehm, und gern ließen wir die alten Erinnerungen wieder auffriſchen. Am 20. Abends gingen wir durch die bekannten Bergſchluchten, welche den Eingang des Hafens bilden, und kamen bei einbrechender Dunkelheit daſelbſt vor Anker. Es war ſchön. Die dunkeln Bergwände, welche den Hafen wie einen Teich im Walde von allen Seiten ein-

ſchließen, die ruhige Waſſerfläche mit ihren nur leicht gekräuſelten Wellen, der Singſang der japaneſiſchen Boote, welche hier und dorthin leuchtende Furchen zogen, die Lichter, die von der Stadt und den Bergen herüberſchimmerten, das Alles erregte ein außerordentlich behagliches, heimiſches Gefühl. Bald war auch das Deck voll alter Bekannter, die uns freudig begrüßten, und ſo lebten wir in den 14 Tagen, die wir dort blieben, wie einſt in den Schulferien, wo man zu den Vettern aufs Land geht. Insbeſondere wetteiferten die Holländer von Deſima und von der Brigg Cachelot, welche die abenteuerreiche Zeit vor Jeddo mit uns durchgemacht hatte, in Feſtmählern und Luſtpartien, und ſo ging es alle Tage herrlich und in Freuden. Ich für meinen Theil zog dieſen geräuſchvollen Vergnügungen die ſtilleren Naturgenüſſe vor, welche man bei einem Ausfluge in die Umgegend, begleitet von einigen Freunden, hier ſo reichlich findet. Ueberall grüne, ſchattige Berge mit entzückender Fernſicht auf das blaue Meer und das von Buchten zerriſſene Land, herrliche Waldſchluchten, aus denen epheubedeckte Felſen hervorragen, liebliche Thäler voll fruchtbarer Felder, freundliche Dörfer voll heiterer Geſichter, denn ein ſorgloſeres Völkchen als dieſe Japaner giebt es kaum irgendwo.

Wir verließen Japan zum zweiten Male den 5. November und kamen am 11. nach einer glücklichen Reiſe hier in Hongkong an, wo wir erfuhren, daß wir durch unſern Aufenthalt in Nagaſaki einem fürchterlichen Teifun aus dem Wege gegangen ſind,

in welchem abermals eine große Anzahl von Schiffen verunglückt ist. Auch die „Elbe“ welche direct von Tschifu gekommen ist, wurde durch eine dreitägige Windstille davor bewahrt und befindet sich gleichfalls wohlbehalten hier. Die „Thetis“ liegt in Singapore und wird sich in Siam wieder mit uns vereinigen. Doch wird unsere Abreise dahin wohl noch einige Wochen sich verzögern.

Elftes Capitel.

Hongkong. Das „glückliche Thal“. Kaulun. Die deutschen Kaufleute. Das deutsche Findelhaus. Ein Besuch der deutschen Missionsstationen auf dem Festlande. Tschunkenfahrt. Chinesische Bauern. Leben der Missionare. Ein chinesischer Märtyrer. Canton. Wohnungen der Europäer. Straßen. Industrie und Kunst. Ein Buddhistisches Kloster. 500-Bildertempel. Moschee. Das Treiben auf dem Wasser. Chinesische Gärten. — Macao. Abreise und Ankunft in Siam.

Hongkong, den 27. Novbr. 1861.

Wir waren, wie schon berichtet, am 11. Novbr. in Hongkong angekommen. Der berühmte, englische Handelsplatz liegt auf einem unbedeutenden Eiland mitten in einer der vielen Inselgruppen, welche die chinesische Küste einfassen. Dasselbe besteht aus einem ziemlich hohen, felsigen Berge und einigen kleineren Hügeln, welche sämmtlich kahl und unfruchtbar und mit unzähligen Felsblöcken gleichsam besäet sind. Die hochweisen Mandarinen mögen seiner Zeit gelächelt

haben über die wunderbare Genügsamkeit der roth-haarigen Barbaren, welche keinen höheren Friedens-preis für einen siegreichen Krieg verlangten. Allein die Engländer wußten wohl, was sie thaten. Die Nähe Cantons und der vortreffliche Hafen, welcher Macao fehlt, mußte der neuen Colonie von vorn-herein die größte Bedeutung sichern. Dieser Hafen wird durch die Meerenge gebildet, welche die Insel vom Festlande trennt, ist tief genug für jedes Schiff, geschützt gegen jeden Wind und hat eine doppelte, gleich bequeme Einfahrt von Osten und Westen. Er ist denn auch stets voll von Schiffen aller Nationen und unzähligen Dschunken, und hundert Boote durch-kreuzen sich darauf fortwährend nach allen Richtungen. Die Stadt liegt terrassenförmig an dem Fuße des Berges und gewährt von dem Hafen aus einen un-gemein malerischen Anblick. Die Hauptstraße geht unten längs des Seeufers dahin, die andern laufen eine Terrasse höher mit ihr parallel oder durchschneiden sie in rechten Winkeln und steigen dann so steil empor, daß die vorderen Häuser mindestens ein Stockwerk niedriger stehen, als die dahinterliegenden, weshalb man fast überall eine schöne Aussicht hat. Den Mittelpunkt der Stadt bildet ein großer mit Bäumen bepflanzter Platz, auf welchem die schöne englische Kathedrale und die prächtigsten Gebäude stehen: die Residenzen des Gouverneurs, des Bischofs, der großen Kaufleute und die verschwenderisch ausgestattete Kaserne des hier liegenden Regiments europäischer Soldaten. Alle Häuser in Hongkong haben übrigens eine gewisse

Aehnlichkeit, da man bei ihrem Aufbau vorzüglich der brennenden Sonnenhitze Rechnung trug. Ein jedes wird von einer bedeckten und von Säulen getragenen Galerie umgeben, auf welche ſtatt der Fenſter große Glasthüren hinausgehen, die durch grüne Jaluſien gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt werden. Dieſe Bauart iſt eben ſo ſchön und elegant, als nützlich und angenehm, da ſie ſtets geſtattet, von allen Seiten die kühlende Zugluft einzulaſſen. Das Treiben in den Straßen iſt großartig. Statt der Wagen aber, die in den bergigen Straßen unbrauchbar ſind, bedient man ſich der Sänften, die von zwei bis vier Kuli's im Trabe dahingetragen werden. Für einen Gentleman iſt es kaum anſtändig, zu Fuß zu gehen, und von einer europäiſchen Dame wäre es beinahe unerhört. Außerdem ſieht man die engliſchen Kaufleute und Offiziere, die auch in den Colonien nicht aufhören, gute Sportsmen zu ſein, des Abends viel zu Pferde, und die Reitbahn iſt ein Hauptſammelplatz der eleganten Welt. Auf der Hauptſtraße (Queen's road) reiht ſich Laden an Laden. Dieſelben ſind meiſt in Händen der Chineſen und Commanditen ihrer großen Häuſer in Canton. Außer den berühmten Luxusarbeiten dieſer Stadt findet man darin faſt alle europäiſchen Artikel. Man tritt in ein europäiſches Kleidermagazin und ſieht lächelnd, wie der chineſiſche Schneider ein Pariſer Modejournal und Muſterkarte von Stoffen herbeiholt, um den Käufer zur Auswahl einzuladen. Gleicherweiſe verhält es ſich mit den Schuhmachern und allen andern Handwerkern. Je

weiter man die Queens road nach Westen entlang geht, desto unscheinbarer werden die Häuser und man befindet sich schließlich in der eigentlichen Chinesenstadt (Taipingschang). Doch sind die Straßen auch hier, Dank der englischen Polizei, breit und reinlich und die Atmosphäre erträglich. Die Polizei hat hier überhaupt viel zu thun, denn unter den Hongkong-Chinesen findet man den Abschaum des Landes. Wer auf dem Festlande ein Verbrechen begangen und die Rache der Mandarinen zu fürchten hat, der flüchtet sich nach der Niederlassung der Barbaren, wo er eine Freistatt und reiche Gelegenheit zu neuer Industrie findet. Nichts ist daher gewöhnlicher, als daß man im chinesischen Viertel am hellen Tage überfallen und beraubt wird. Es geschieht dies in einem Augenblicke und die Umstehenden sind weit entfernt, es zu verhindern. Was den Chinesen nicht persönlich angeht, darin mengt er sich nicht, er könnte ja selbst die Rache des Räubers auf sich ziehen und außerdem sieht er jeden Unfall, von dem ein fremder Teufel getroffen wird, nicht weniger als gern. Trotz der strengsten Maßregeln der englischen Regierung ist es nicht möglich, dies Räuber- und Diebsgesindel auszurotten. Daß diese Gegend auch von dem Auswurf des andern Geschlechts erfüllt und reich ist an Höhlen des Lasters, versteht sich bei einem Platz wie Hongkong von selbst.

Am entgegengesetzten östlichen Ende der Stadt findet man ein schönes Thal, von einem kleinen Bache durchschnitten. Dies soll vor der englischen Besitznahme der einzige Fleck auf der Insel gewesen sein,

welcher bebaut war. Ein kleines Dorf befand sich darauf, dessen Einwohner ihre Reisfelder daselbst hatten und den Ort „das glückliche Thal“ nannten. Dieser Name (happy vally) ist ihm geblieben. Jetzt werden indeß hier andere Saatkörner für die große Ernte dort oben eingelegt, und das glückliche Thal ist die Stätte der Ruhe für viele der unruhigen und unersättlichen Glücksjäger, aber auch für manche müde Seele geworden. Auch das Grab Gützlaffs befindet sich hier, nach englischer Art mit einem plumpen, steinernen Sarcophage statt mit einem Kreuze bedeckt. Vergeblich bemühte ich mich, die Inschriften, die darauf eingegraben sind, zu entziffern, sie waren schon völlig verwittert. Es kommt nichts darauf an. Man kann wohl sagen, daß er in den Herzen von Christen sich ebenfalls ein Denkmal aufgerichtet hat: „das nicht der nagende Regen und der wüthende Nordwind zerstören kann“.

Noch jenseit des glücklichen Thales liegt in vornehmer Zurückgezogenheit das Etablissement des ersten chinesischen Handelshauses, der Firma Jardine & Comp., welche zum Schutz ihrer Factoreien in Canton eigene Kriegsschiffe und Soldaten hält. Dasselbe liegt mitten in weitläufigen Parkanlagen auf einem Hügel und gleicht der Residenz eines Fürsten. — Im letzten Friedensschlusse haben sich die Engländer auch noch eine der Insel gegenüberliegende Strecke des Festlandes abtreten lassen, auf welcher nun ebenfalls schon eine Niederlassung: Kaulun entstanden ist. Man meinte sogar, daß die ganze Stadt, der gesunderen Lage

wegen dorthin verlegt werden würde; allein dies ist gänzlich ungegründet, vielmehr wächst gerade jetzt Hongkong mehr als je, und es ist vorauszusehen, daß in zehn Jahren die Stadt bei dem Aufschwunge, den der Handel in Folge der völligen Oeffnung China's nehmen muß, mindestens die doppelte Ausdehnung erlangen wird.

Wir wurden bei unserer Ankunft von den deutschen Kaufleuten mit derselben Freundlichkeit aufgenommen, die wir schon so oft erfahren haben. Das Clubbhaus der jüngeren Leute, in dem wir die gelesensten deutschen Journale und andere Unterhaltungen vorfanden, wurde uns wie in Shanghai sogleich geöffnet und die Festmähler und Lustpartieen, welche man uns zu Ehren veranstaltete, folgten sich beinahe täglich. Ganz besondern Dank sind wir dem auch sonst allgemein beliebten, preuß. Consul Herrn Overbeck für viele Beweise seiner Gefälligkeit und seines Interesses für uns schuldig. — Zu den Landsleuten in Hongkong gehörten bisher auch die meisten der deutschen Missionare, welche überhaupt in China arbeiten. Sobald ihnen aber durch den letzten Friedensschluß das Land geöffnet war, haben sie den dortigen durch die Demoralisation der chinesischen Bevölkerung für ihren Zweck ungünstigen Boden verlassen und sich in das gegenüberliegende Festland zerstreut. Nur einer ist zur Pflege der schon gesammelten Gemeinde zurückgeblieben. Außerdem befindet sich nur noch eine Anstalt deutscher Christenliebe dort, nämlich ein zur Aufnahme weiblicher Chinesenkinder bestimmtes Findel-

haus. Bekannt nämlich ist, daß die Chinesen neugeborne Mädchen oft mitleidslos tödten, wie man bei uns mit jungen Hunden thut, ohne daß das Gesetz eine Strafe gegen die unnatürlichen Eltern kennt. Während die Geburt eines Knaben in einer Familie für eine Ehre und ein Glück gilt, wird die eines Mädchens, besonders in den mittleren Ständen, für ein Unglück angesehen. Denn ein Sohn ist bald fähig, den Eltern in der Arbeit zu helfen, und führt später den Stammbaum fort, eine Tochter aber muß bis zu ihrem heirathsfähigen Alter unnütz zu Hause bleiben und geht dann in eine andere Familie über. Sie ist also eine bloße Last und da die Chinesen keine „Romantiker" sind, so suchen sie sich ihrer nur allzuhäufig zu entledigen, sei es, daß sie an die Häuser des Lasters verkauft oder noch einfacher todtgeschlagen werden. Ein Damenverein in Berlin nun hat für diese unglücklichen Wesen das genannte Asyl gegründet und es ist ein wahrhaft rührender Anblick, dort die fröhliche Kinderschaar, welche sämmtlich dem gewissen Tode entrissen ist, unter liebreicher Pflege in reinlichen Kleidchen bei ihren harmlosen Spielen zu sehen. Während in dem christlichen Vaterlande viele für die pietistischen Conventikel, „in denen Strümpfe und Jäckchen für die chinesischen Waisenmädchen gestrickt werden", nur Spott und Hohn haben, hat dies Unternehmen der reinsten Humanität hier selbst bei den Heiden vielfach Unterstützung gefunden. Als der Hausvater der Anstalt einst einem reichen Parsi, welcher derselben ein Geschenk von

100 Dollar gemacht hatte, seinen Dank dafür abstatten wollte, antwortete derselbe: „Nicht Sie, mein Herr, sind mir, sondern ich bin Ihnen Dank dafür schuldig, daß Sie aus so weiter Ferne hierhergekommen sind und keine Mühe und Aufopferung scheuen, um die armen, kleinen Wesen vom Verderben zu erretten.“

Da unser Aufenthalt noch einige Wochen dauern sollte, so faßte ich den Beschluß, die deutschen Missionare in ihrem dornenvollen Arbeitsfelde zu besuchen und es fand sich dazu auch bald erwünschte Gelegenheit, da der einzige von ihnen, der noch auf Hongkong stationirt ist, Bruder Lechler, dahin zu reisen genöthigt war. Die Ueberfahrt nach jener Gegend konnte indeß nur auf einer Dschunke geschehen, da nur durch solche eine Verbindung mit dem kleinen Küstenflecken Tschimtschun, von dem die nächste Missionsstation etwa noch drei deutsche Meilen entfernt ist, stattfindet. Wir begaben uns also an einem der Tage, wo die Tschimtschun-Dschunken abgehen, des Morgens nach dem chinesischen Hafen und mein Begleiter hatte denn auch bald unter dem Gewimmel der Fahrzeuge eins der größten und bequemsten ausfindig gemacht. „Wer nicht eine derbe Dosis Geduld besitzt, oder keine Lust hat, sich dieselbe anzueignen,“ sagt Pater Huc in seinem trefflichen Werke über China, „darf nie daran denken, im himmlischen Reiche den Reiz der Schifffahrt an Bord einer Dschunke zu genießen; er möchte toll und rasend werden, noch ehe man den Anker lichtet.“ Dies erfuhren auch wir hinlänglich. Eine Menge von Kuli's waren unsere

Reisegefährten, die in und unter Deck in fortwährender Unruhe umherliefen und für ihre hundert Habseligkeiten bald da bald dort einen geeigneten Platz suchten. Diese Leute haben die Gewohnheit, die unbedeutendste Unterhaltung nur im Tone des Schreiens zu führen, wovon man allmählich ganz betäubt wird. Die Schiffsleute schienen sich um das ganze Treiben wenig zu kümmern; denn nur ein einziger, der alte Steuermann, war überhaupt schon vorhanden. Dieser kauerte, seine Pfeife im Munde, ruhig neben dem Ruder und antwortete auf alle unsere Fragen nach der Abfahrt, wie der Kellner in Heinrich dem IV.: „Gleich, Herr, gleich!“ Aber es geschah nichts. Nach einer Stunde sahen wir endlich, worauf gewartet war, nämlich auf ein Paar Bootsladungen gedörrter Salzfische, deren Anblick neue Seufzer aus unserer Brust hervorpreßte, da ihr Geruch der schlimmste von all den chinesischen Düften ist, welche die verwöhnte Nase des Europäers beleidigen. Nun stellten sich allmälig auch die anderen Schiffsleute ein; das Brett wurde weggenommen, das vom Verdeck nach dem Ufer führte, man hißte die großen Mattensegel, der gewichtige Holzanker wurde herausgeholt und von Wind und Strömung getrieben fuhren wir aus dem Hafen, während die benachbarten Dschunken zum Abschiede auf ihren Tamtam's einen entsetzlichen Lärm erhoben, den unser Steuermann auf gleiche Weise erwiderte. Jetzt wurde es an Bord auch ruhiger, da Jedermann sich unter Deck einen Platz suchte. Hier lagen, saßen, kauerten bald die meisten in den un-

denkbarſten Stellungen, wie ſie bei uns wohl die Kunſtreiter einnehmen, ſicherlich aber nicht ein Menſch, der ſich ausruhen will, und dabei waren ſie in dem engen Zwiſchendeck ohne Luft und Licht zuſammengeſchichtet, wie die Heringe. Dennoch befanden ſie ſich in dieſem Zuſtande ganz wohl. Eine Gruppe ergötzte ſich am Thee und lärmenden Geſchwätz, andere ſpielten eifrig Karten, andere waren mit Opiumrauchen beſchäftigt, noch andere ſchliefen. Wir hatten uns ſo lange als möglich auf Deck aufgehalten, aber allmählich wurden die Strahlen der Sonne ſo brennend, daß wir auch das ſchützende Obdach ſuchten. Der Schiffer hatte uns einen beſonderen Verſchlag eingeräumt, den wir für uns allein behaupten durften. Nur der Schiffsgötze bewohnte denſelben mit uns und vor ihm brannte fortwährend ein kleines Lämpchen und ein Paar Räucherſtäbchen. Dieſe Gottheit des Meeres und der Seeleute wird von den Chineſen Himmelsgöttin genannt, und die Sage erzählt von ihr Folgendes: In der Provinz Fokhien lebte an der Küſte einſt ein armer Fiſcher, der ſieben Söhne und eine Tochter hatte. Eines Nachts, während die erſteren mit Fiſchen beſchäftigt auf See waren, erhob ſich ein fürchterlicher Teifun. Troſtlos jammerten die alten Eltern, die des Unterganges all ihrer Söhne gewiß waren, in namenloſem Schmerz, das Töchterlein aber lag in ruhigem Schlaf, in welchem es mit verklärtem Geſichte ſechsmal eine wunderbare Weiſe ſang. Endlich ergrimmte der Alte über dies ſeltſame Treiben und ſchüttelte das Kind mit rauher Hand wach. Da weinte

es bitterlich und sprach: Ach, hättet ihr mich nur noch das einemal gelassen, so hätte ich den siebenten Bruder auch noch gerettet! Bald darauf trieben sechs derselben, zwar von Sturm und Wellen durchnäßt, aber lebend und wohlerhalten ans Ufer. Sie erzählten, daß ihnen ihr Schwesterlein mitten im wilden Wetter erschienen sei und sie mit rettender Hand ans Land geführt habe. Der siebente aber kam nicht wieder, ihn hatte die See verschlungen. — Ohne Zweifel ist dies Märlein so einfach lieblich und poetisch, daß man eher glauben möchte, es sei auf unserm germanischen Boden, als in dem prosaischen China gewachsen. — Aber nicht nur der Himmelskönigin, sondern auch den andern Gottheiten bezeugt der chinesische Schiffer seinen Respect. Von Zeit zu Zeit, besonders des Nachts, zog der unsrige einen Feuerbrand unter dem Theekessel hervor und warf ihn über Bord. Es ist gleichsam ein Zoll, den man solchen Göttern entrichtet, die etwa am Land in dieser Gegend einen Tempel haben. „Hilft's nicht," denkt der Chinese, „so schadet's auch nichts und es ist leicht gethan."

Wir kamen, als der Morgen graute, bei Tschimtschun an und machten uns auch bald auf den Weg nach Lilong, einem Dorfe, wo der erste Missionar wohnte. Das Land ist von Hügeln durchzogen und wie überall gut angebaut, doch unterscheidet es sich vom Norden sehr auffallend durch den großen Mangel von Viehzucht. Pferde und Lastthiere giebt es gar nicht, weshalb die Wege überall nur schmale Fußpfade sind und denjenigen, welche keine Fußreisen lieben, nur

die Sänfte als einziges Beförderungsmittel übrig bleibt. Die Dörfer sind freundlich und hübsch, doch werden oft zwei neben einander liegende von verschiedenen Volksstämmen, den Hakka's und Punti's, bewohnt, welche besondere Dialekte sprechen. Beide betrachten sich unter einander mit Mißtrauen und Abneigung. Die letzteren, welche im Allgemeinen die Wohlhabenderen sind, schimpfen die Hakka's und zwar nicht mit völligem Unrecht, Diebe, während diese ihnen dafür Stolz und Hochmuth vorwerfen. Oft kommt es denn auch zu offenen Fehden zwischen zwei benachbarten Orten, die einen blutigen Ausgang nehmen, denn längst herrscht vollkommene Anarchie unter den Bauern dieser Gegend. Jedes Dorf bildet unter seinen selbst gewählten Aeltesten einen Staat für sich und kümmert sich wenig um die Districts-Mandarinen, deren Macht viel zu gering ist, ihr Ansehen geltend zu machen. Unternehmen sie es einmal, die gesetzlichen Steuern einzufordern, so werden sie häufig mit Mißhandlungen heimgeschickt, und auch die Executionstruppen, die dann aufgeboten werden, haben nur zu oft dasselbe Schicksal. Daß unter solchen Umständen die allgemeine Sicherheit nicht groß ist, versteht sich von selbst. Eine Menge Räuber treiben sich im Lande umher und Niemand ist vor ihnen sicher. Dennoch denkt man nicht daran, etwas Gemeinsames gegen sie zu unternehmen, höchstens schützen sich die einzelnen Dörfer durch Ringmauern vor ihnen. In dieser Gegend nun haben unsere Missionare ihre Wohnungen aufgeschlagen, und obwohl einer von ihnen

auch schon beraubt und durch einen Lanzenstich im Gesicht verwundet wurde, so ist es doch zu bekannt, daß bei ihnen keine Schätze zu finden sind, als daß sie viel zu fürchten hätten. Wir trafen Bruder Winnes und Hansbach zu Lilong gerade bei ihrem frugalen Mahle und wurden auf's herzlichste von ihnen aufgenommen, denn ein Europäer, geschweige ein Landsmann, ist dort ein seltener Besuch. Ihre Einrichtung stach bedeutend ab von dem Comfort, den ich bei den englischen Missionaren meist gefunden habe. Es war eine Junggesellen-Wirthschaft, so einfach und anspruchslos, wie sie ein candidatus reverendi ministerii eben von alten Zeiten her gewohnt ist, nur daß hier alles einen halbchinesischen Anstrich angenommen hatte. Dagegen fand ich eine reiche Bibliothek voll der besten theologischen und philosophischen Werke, selbst solcher, die erst seit unserer Abreise von Europa erschienen sind. Ist doch auch das Leben im Geiste der beste Theil unserer Existenz! Unten im Missionshause war ein großer Saal, der des Wochentags zur Schule, des Sonntags zum Betsaale dient. In der Schule werden die Knaben von den Missionaren in ihrer nationalen Literatur, wie in europäisch-christlicher Bildung unterrichtet. Mir sangen sie einige unserer herrlichen Choräle vor und ich glaube, daß auch manchem daheim, der sonst nicht viel darnach fragt, die Augen feucht geworden wären, wenn er in den klaren, herzlichen Discantstimmen dieser Chinesenknaben jene Weisen gehört hätte, welche auch ohne Dolmetsch verstanden werden. Sonntags kam dann

die kleine Christengemeinde zum Theil aus den benachbarten Dörfen zum Gottesdienste zusammen, hörte die Predigt und lobte auch in dieser barbarischen Zunge den Namen des Unermeßlichen. Nach der Kirche begrüßten sie mich mit freundlichem Herzudrängen und Händeschütteln und ließen mir sagen, wie sehr sie es bedauerten, daß ihre Sprache mir unverständlich und ihnen daher versagt sei, selbst mir ihren Dank für meinen Besuch auszusprechen. — Aehnlich wie in Lilong fand ich es in den beiden andern noch zwei deutsche Meilen weiter gelegenen Missionsstationen, welche ich besuchte, Hoau und Pulowei, wo die Brüder Genahr, Krolczyk und Dr. med. Goecking arbeiten. — Um von den Resultaten zu sprechen, mit denen in der Regel diejenigen am unzufriedensten sind, welche am wenigsten Aufopferung für die Sache zeigen, so beträgt die Zahl der getauften Christen im Ganzen etwa 300. Freilich ist dies eine unbedeutende Summe, allein man muß bedenken, daß darin keineswegs alle begriffen sind, welche überhaupt von der Wahrheit des Christenthums Eindrücke haben. Denn die protestantischen Missionare taufen keineswegs alle, die es wünschen, sondern nur die, welche nach ihrer Ueberzeugung wahrhaft Bekehrte sind, eine Maßregel, die, bei uns angewendet, die großen Gemeinden wohl auch sehr reduciren würde. Indeß ist sie gewiß gerade da, wo das Christenthum erst gepflanzt wird und alles darauf ankommt, Gemeinden zu schaffen, welche durch Selbstverleugnung und Frömmigkeit imponiren, sehr weise und noth-

wendig. Daß aber dieſer Sinn unter den jungen chineſiſchen Gemeinden in der That vorhanden iſt, das beweiſt ein Vorfall, der ſich in Pocklo, einem etwa 10 Meilen von den genannten Orten entfernten Dorfe, kurz vor meiner Ankunft ereignet hatte. Dort war nämlich durch den Eifer eines Eingebornen das Chriſtenthum ſo erfolgreich verkündigt worden, daß ſich in kurzer Zeit eine bedeutende Gemeinde geſammelt hatte, die ſich nun auch eine Kirche baute. Dieſe Fortſchritte der neuen Lehre weckten wie überall den Haß und die Erbitterung der conſervativ-heidniſchen Partei, und von den ſogenannten Literaten, d. h. den Schriftgelehrten der Confuciusbücher angetrieben, begannen ſie eine gewaltſame Verfolgung derſelben. Zunächſt wurde das Gotteshaus zerſtört, dann der genannte Stifter der Gemeinde ergriffen und nach dem Tempel geſchleppt, wo er die Götzen anbeten ſollte. Da er dies verweigerte, ſo ſuchte man ihn durch die unmenſchlichen Grauſamkeiten, welche den Chineſen ſo geläufig ſind, dazu zu zwingen. Man hing ihn an den Daumen über einem Feuer auf und wandte noch andere Qualen an, aber vergebens — der Chriſt war durch nichts zur Verleugnung zu bewegen und erlitt den Martyrtod, wie ſo viele vor ihm. Auch die andern Chriſten wurden wüthend verfolgt, und in Fuitſchu, der Regierungsbezirkſtadt, hat man einen Preis von 15 Dollars auf den Kopf eines Jeden von ihnen und 30 Dollar auf den eines Europäers geſetzt. Zwar ſuchten die Mandarinen aus Canton in Folge engliſcher Verwendung den Aufruhr zu unter-

drücken und den Chriſten die ihnen nach dem letzten Frieden zuſtehende Duldung zu ſichern, aber bei ihrer Machtloſigkeit ohne Erfolg. Dennoch haben die letzteren den Muth noch nicht ſinken laſſen, und es iſt zu hoffen, daß auch hier wie ſo oft gerade die Verfolgung zur deſto größeren Förderung der Sache dienen wird.

Rhede von Bangkok, den 18. Dec. 1861.

Von Hongkong wollte ich nicht ſcheiden, ohne zugleich das berühmte Canton, dieſen älteſten von allen den Europäern geöffneten Handelsplätzen China's, geſehen zu haben. Die Reiſe dahin iſt ſehr leicht, da ſie alle zwei Tage von einem Dampfer zurückgelegt wird. In Geſellſchaft eines gleichgeſinnten Herrn begab ich mich denn eines Morgens früh an Bord deſſelben, und ſo ſahen wir uns gegen 4 Uhr nach einer angenehmen Fahrt am Beſtimmungsorte. Außer dem Wald von Dſchunken und dem Gewimmel der Boote, die ſich auf dem mächtigen Strome tummelten, hätte uns indeß nichts die Nähe einer ſo großen Stadt verrathen, denn was ſich am Ufer zeigte, waren nur unbedeutende Holzhäuſer, wie man ſie in jedem Dorfe zu ſehen gewohnt iſt. Canton liegt eben in einer vollkommenen Ebene und bietet nur von einem einzigen Punkt, den wir ſpäter beſuchten, eine Anſicht dar. Auch die Spuren der Europäer beſchränkten ſich nur auf ein paar Schiffe im Fluß und einige kleine Ge-

bäude am Land, und die imponirende Reihe der Factoreien, die man auf früheren Bildern der Stadt findet, suchten wir vergebens. In den letzten Kriegen sind sie sämmtlich verbrannt und zerstört worden und liegen noch jetzt in Trümmern; auch werden sie nicht wieder hergestellt werden, da die Regierung den Fremden einen besser gelegenen Platz zu ihrer Ansiedelung angewiesen hat. Derselbe ist indeß bis jetzt noch nicht bebaut, sondern breitet sich als eine weite öde Fläche am Ufer aus. Die Europäer wohnen daher augenblicklich nur in den großen Speichern und Waarenhäusern ihrer chinesischen Handelsfreunde auf der Insel Honan, welche ihnen von diesen eingeräumt sind und worin sie sich vorläufige Wohnungen eingerichtet haben.

Canton selbst macht einen bedeutend vortheilhafteren Eindruck als alle anderen chinesischen Handelsstädte, die ich sah. Zwar sind die Straßen ganz eben so eng, und das Treiben darin ganz eben so lebhaft, indeß zeigt alles eine ungewohnte Reinlichkeit. Die Straßen sind durchweg mit großen Quadersteinen gepflastert, auf denen man keinen Schmutz findet und die Lüfte frei von den abscheulichen Gerüchen, von denen man sonst zu leiden hat. Die Läden rechts und links sind gleichfalls sehr sauber, ja oft elegant ausgestattet und weite Strecken geht man fast wie in den Gängen eines großen Ausstellungsgebäudes. In der That findet man in vielen derselben Artikel, welche bei jeder Industrie-Ausstellung sich sehen lassen können. Bekannt sind ja die herrlichen Schnitzarbeiten der Chinesen in Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt, Sandelholz

u. ſ. w., in denen ſie die europäiſchen Leiſtungen ohne Zweifel übertreffen. Dies iſt auch nicht wunderbar, da der Arbeitslohn außerordentlich viel billiger iſt, als irgendwo in Europa. Nicht ſelten ſehen die Sachen für unſer Auge allzumühſam aus. Aber gerade dies erſcheint den Chineſen als das größte Lob, wie ſchon in gewöhnlichen Redensarten ſich zeigt. Wenn wir irgend einen Gegenſtand bewundern, ſo rufen wir aus; Wie ſchön, wie herrlich! Der Chineſe dagegen würde ſagen: Das hat viel Mühe und Zeit gekoſtet! Eine Begeiſterung für das Schöne an ſich ſcheint einmal dieſen Fanatikern des platten Verſtandes unmöglich zu ſein. Darum ſteht auch alle Kunſt überall vollſtändig auf der Stufe des Handwerkes. Am auffallendſten iſt dies bei der Malerei. Während die Bilder der Japaneſen etwa denjenigen Productionen gleichen, welche man in den Schreibheften unſerer Schulknaben ſieht, kann niemand den Chineſen eine große techniſche Fertigkeit abſtreiten. Sie copiren die europäiſchen Oelgemälde mit einer Genauigkeit, welche es ſchwer macht, das Original zu erkennen, ja ſie ſind im Stande, Miniatur-Portraits und Photographien im vergrößerten Maßſtabe als Oelbilder auszuführen, welche ſo ähnlich und gut gemalt ſind, wie man es ſich nur wünſchen mag. Dagegen würde man vergeblich in ihren Ateliers irgend eine erhebliche eigene Compoſition ſuchen, ſie ſind deſſen nicht fähig. Ihre beſten ſelbſtändigen Leiſtungen ſind Blumenſtücke in Aquarell, die mit einer Sorgfalt ausgeführt ſind, daß die Blätter und Schmetterlingsflügel auf das Papier geklebt ſcheinen. Insbe-

sondere wissen sie den zarten Blüthenstaub und Duft, der auf Knospen und Früchten liegt, mit einer Meisterschaft wiederzugeben, die ich mich nicht erinnere, an europäischen Bildern gesehen zu haben. Ohne Zweifel liegt dies an ihrem Material, einem Papier, welches dem feinsten Sammet gleicht und von den Engländern Reispapier genannnt wird, obgleich es nichts mit Reis zu thun hat, sondern aus dem Marke einer gewissen Pflanze bereitet wird, welche allein auf der Insel Formosa wächst.

Ganz charakteristisch ist denn auch das Benehmen dieser Maler. Sie hausiren mit ihren Bildern, preisen dieselben an, verkaufen sie dutzendweise, und machen nicht den geringsten Hehl daraus, daß ihnen die hohe himmlische Göttin nichts ist als: „eine melkende Kuh, die sie mit Butter versorgt."

Von besonders merkwürdigen Gebäuden in Canton sind nur einige große Tempel zu nennen. Einer derselben liegt inmitten der Honaninsel und ist mit einem buddhistischen Kloster verbunden. In demselben befinden sich gegen hundert Mönche. Sie haben ihre Tonsur, ihren Rosenkranz, ihre Ordenstracht, ihre Zellen, gemeinschaftliche Andachtsübungen, Refectorium und Klostergarten. In dem letzteren fanden wir ihren Begräbnißplatz. Es ist ein einziges, großes Grufthaus, welches die Asche aller gemeinschaftlich aufnimmt, nachdem sie zuvor in einem daneben stehenden Ofen verbrannt sind. Gewiß eine ansprechende Idee! Im Uebrigen zeichnete sich dieses Kloster durch die Weitläuftigkeit und Größe seiner Gebäude aus, auch war

es in einem viel beſſeren Zuſtande, als die ſonſt in China ſolchen Zwecken gewidmeten Bauten. Ein ganz ähnliches, eben ſo wohlerhaltenes Etabliſſement beſuchten wir noch in der inneren Stadt. Es iſt der Tempel des langen Lebens. Auch er macht durch die Menge ſeiner großartigen Hallen und Säulengänge einen impoſanten Eindruck. Außer den gewöhnlichen Götzenbildern des Buddha und ſeiner hundert Diener beſitzt derſelbe noch ein eigenthümliches Kunſtwerk. Es iſt ein 20′ hoher aus einem weißlichen Stein gemeißelter, mit Sculpturen bedeckter Pagodenthurm, der auf einem Altar in einem der Gebäude aufgeſtellt iſt. Jedes Stockwerk iſt durch Bogen geöffnet und durchſichtig, die Biegung der geſchnäbelten Dächer gefällig, der ganze Bau leicht und anmuthig. Ferner beſuchten wir den ſogenannten 500=Bildertempel, welcher eine Art Pantheon oder Walhalla iſt und die Bildſäulen der größten und berühmteſten Männer des Reichs enthält. Dieſelben ſind in mehr als Lebensgröße aus Holz gearbeitet und gänzlich vergoldet. Alle hat man ſitzend dargeſtellt und dann wie in einem Muſeum nebeneinander an die Wand gereiht. Ihre Zahl mag 500 vielleicht noch überſchreiten. Die Kunſt zeigt ſich darin etwa auf derſelben Stufe wie bei den alten Steinbildern auf den Gräbern der Rittern in unſern Kirchen. Sehr merkwürdig iſt es, daß auch eine unzweifelhaft europäiſche Geſtalt in dieſe Galerie aufgenommen iſt. Nicht nur der charakteriſtiſche Geſichtsausdruck macht ſie kenntlich, ſondern mehr noch die Tracht: ein breitkrämpiger Hut, große Halskrauſe

und kurzer ſpaniſcher Mantel. Wahrſcheinlich ſtellt die Statue einen der berühmten Jeſuiten dar, welche vor etwa 200 Jahren Miniſterſtellen am Hofe zu Peking bekleidet haben. Bemerkenswerth iſt endlich die Moſchee der in Canton befindlichen Muhamedaner mit ihrem ſchlanken Minaret. Doch befindet ſie ſich wie die ganze Gemeinde in Verfall. Man geſtattete uns ohne Weiteres den Eintritt, was unter echten Moslem's gewiß nicht geſchehen ſein würde. Wir traten in eine leere mit Matten bedeckte Halle, in der ſich nichts als eine Kanzel befand. Außerhalb war eine ſteinerne Tafel, bedeckt mit arabiſchen und chineſiſchen Inſchriften, errichtet. Das war alles — eine Einfachheit, die doch unſere Erwartungen überſtieg.

Eine ganz beſondere Seite cantoneſiſchen Lebens bietet die den Fluß und die zahlreichen Kanäle bewohnende Bevölkerung dar. Die letzteren wimmeln von größeren und kleineren Fahrzeugen dermaßen, daß wir mit unſerem Boote uns kaum hindurchdrängen konnten und faſt überall bilden ſie eine Brücke die man ſtets überſchreiten kann. Alle dieſe Boote werden nun bewohnt, ſelbſt diejenigen, welche nur zu Miethsfahrten beſtimmt ſind. Die Ruderer beſtehen meiſt aus Weibern, und zwar iſt in der Regel ſolch eine ganze weibliche Bootsmannſchaft zugleich mit dem Beſitzer deſſelben verheirathet und muß auf dieſe Weiſe ihm ihren Unterhalt verdienen. An kleinen Kindern fehlt es natürlich auch nicht, ſie krabbeln überall umher und ſind mit einem Strick um den Leib feſtgebunden, damit ſie nicht gleich ertrinken, wenn ſie ins Waſſer

fallen. Im Uebrigen aber läßt man es sich angelegen sein, die kleine Hütte des Boots für die Fahrgäste auszuschmücken. Meist sind sie mit einer Menge von europäischen Flaschen-Etiquetts und Jahrmarktsbildern beklebt, und in einem fanden wir sogar zu unserem nicht geringen Ergötzen das Bildniß Schiller's. Aber nicht nur Mieths- und Fischerboote, sondern auch schwimmende Werkstätten und Restaurationen sieht man in dieser Wasserstadt, weshalb es mir keineswegs klar geworden ist, ob man diese Lebensart aus Liebhaberei oder Armuth wählt. Die letzteren sind die bekannten und berüchtigten Blumenboote (flower boats). Sie liegen in langen Reihen neben einander auf dem Fluß und tragen einen geräumigen Ueberbau. In ihrer inneren Einrichtung zeichnen sie sich durch außergewöhnliche Sauberkeit und Eleganz aus. Die Wände sind tapeziert und mit Spiegeln und Wandleuchtern versehen, während von der Decke tadellose, europäische Gesellschaftslampen herabhängen, die ein glänzendes Licht in dem kleinen Raume verbreiten. Außerdem ist derselbe mit einem halben Dutzend Tischen von Ebenholz mit Marmorplatten, ähnlichen Stühlen und Divans ausgestattet. Die Gesellschaft, die man in diesen Localen findet, amüsirt sich auf eine allerdings geräuschlose, aber darum nicht harmlose Weise. Auf den Divans liegen ein paar Gestalten und vor ihnen auf einem kleinen Tischchen steht eine Lampe, an der sie sich fortwährend ihre eigenthümlich aussehenden Pfeifen anstecken, es sind Opiumraucher, die bei diesem entnervenden Laster alles um sich her vergessen. An

den Tischen sitzen verschiedene Gruppen entweder bei einer Mahlzeit, oder bei einer Tasse Thee oder mit dem Zerbeißen kleiner, ganz geschmackloser Fruchtkerne beschäftigt. Diese Gruppen bestehen in der Regel aus einem chinesischem Gentleman und mehreren hochroth geschminkten Mädchen zweideutigster Art, von denen die eine oder andere zur Laute singt und dabei von ein paar Fiedlern begleitet wird. Melodie ist in dieser Musik nicht, aber doch ein gewisser Tact, und sie hört sich gar nicht so unangenehm an. Betrunkenheit oder andere Extravaganzen kommen übrigens, wie mir bestimmt versichert wurde, an diesen Orten nie vor, vielmehr herrscht stets ein gewisser Ernst und eine Stille, welche einen sonderbaren Contrast zu der zweifelhaften Natur dieser Zusammenkünfte bildet. Bei den Blumen, von denen die Boote den Namen haben, hat man nicht, wie gewöhnlich geschieht, an Topfgewächse zu denken, sondern nur an einzelne Bouquets, mit denen die Wände stets frisch decorirt werden.

Ueberhaupt lieben die Chinesen Blumen sehr und sind große Gartenfreunde. In Canton hatte ich zuerst Gelegenheit, einige dieser Gärten zu besuchen, welche reichen Kaufleuten gehörten. Es sind weitläuftige Anlagen voll schattiger Baumgruppen, schöner Wege, grotesker Lauben und Gartenhäuser. Den Hauptzierrath derselben bilden die tausende von Zwerggewächsen, welche, in Töpfen gezogen, auf den thönernen, grünglasirten Geländern stehen, mit denen die Wege eingefaßt sind, oder auch auf besondern Gerüsten aufgestellt werden. Die Chinesen verwenden auf diese

charakteriſtiſchen Bizarrerien außerordentlichen Fleiß. Die emporſtrebenden Zweige werden herabgezogen, die geraden krumm gebogen, die natürlichen Formen zu den abnormſten Gebilden umgeſtaltet. Selbſt Thiergeſtalten weiß man den Gewächſen zu geben. So ſahen wir Myrthenbüſchchen, welche ſehr künſtlich in die Geſtalt kleiner Hirſche und Rehe gebracht waren. Merkwürdig iſt, daß dieſe Zwerggewächſe dennoch reichliche Früchte tragen. Unſerem Geſchmack entſprechender ſind die Anlagen von künſtlichen Felspartieen, wie wir ſie ſchon in Shanghai geſehen haben. Dieſelben werden oft in großartigem Maßſtabe aus einzelnen Felsſtücken zuſammengemauert und bilden ganz artige Steinmaſſen. Eben ſo hübſch ſind die künſtlichen Teiche, auf denen man die Lotosblume zieht, ein Anblick, der im Sommer, wenn ſie in der Blüthe ſteht, prachtvoll ſein muß.

Die ſchönſte Ausſicht auf die ganze Stadt, hat man, wie ſchon erwähnt, von einem Hügel, der ſich an der öſtlichen Seite derſelben erhebt. Er iſt, weil er die ganze Umgegend beherrſcht, mit einer Citadelle gekrönt, welche die Franzoſen während ihrer Beſetzung zum Hauptquartier erwählt hatten. Dieſen Namen (head quarter) führt er noch, obwohl jetzt dort wieder die chineſiſche Drachenflagge weht. Hier hat man das ſchwarze Häuſermeer, aus dem hier und da grüne Bäume auftauchen, in ſeiner ganzen Ausdehnung vor ſich. Höher hervorragende Punkte ſind indeß nur die berühmte achtſtöckige Pagode und das Minaret der Moſchee. Im Hintergrunde wird dann das Ganze

von dem Strom, wie mit einem silbernen Bande eingefaßt.

Inzwischen drängte die Zeit unserer Abreise und wir mußten uns beeilen, an Bord unseres Schiffes zu kommen. Dasselbe verließ Hongkong am 4. December, lief jedoch noch Macao auf einen Tag an. Die alte, portugiesische Niederlassung gewährt gleichfalls eine sehr hübsche Ansicht. Ein glänzender Quai, die sogenannte Praya grande, zieht sich mit seinen schönen Häusern am Strande hin und dahinter erheben sich auf mehreren Hügeln die vielen Thürme der Kirchen und Klöster, welche sogleich die katholische Stadt verrathen. Im Innern sehen Straßen und Häuser fast wie in einer alten europäischen Mittelstadt aus, weshalb Alles einen viel heimathlicheren Eindruck macht, wie in Hongkong. Auch das Treiben in den Straßen ist anders. Sie sind schweigsamer und unter den Chinesen begegnet man häufig den schwarzen Gestalten der Ordensgeistlichen. Von interessanten Punkten ist eigentlich nur das Grab von Camoëns, dem verbannten Dichter der Lusiade, zu nennen. Es liegt auf einem Felsen im Garten eines reichen Portugiesen und ist mit einem kleinen Tempel überbaut, in dem die Büste des Dichters steht. Noch ein anderer historisch denkwürdiger Ort wird in diesem Garten gezeigt, nämlich eine Warte, wo der berühmte, französische Weltumsegler, La Perouse, der nachher in der Südsee unterging, seine letzte astronomische Observation machte.

Den 5. December segelten wir auch von Macao ab und erreichten die Rhede von Bangkok, der Hauptstadt Siams, nach einer 11tägigen glücklichen Reise. Die „Elbe," welche einige Tage vor uns abgereist war, trafen wir schon hier, ebenso die „Thetis," nachdem sie ihre interessante Reise durch den Sunda-Archipel vollendet hat. So ist denn das Geschwader wieder vereinigt, aber die Rhede ist womöglich noch trostloser als die von Taku. Denn 15 Mil liegen wir von dem nächsten Lande ab und Bangkok ist von da noch 30 Mil den Fluß hinauf entfernt. Die Hitze ist ganz entsetzlich und wird doppelt lästig bei dem Gedanken, daß es die Weihnachtszeit ist, in der wir leben. Nur die wunderschönen mondhellen Nächte geben einigen Ersatz dafür. Da sitzt man denn und denkt, wie prächtig der Mondschein auf den Schneediamanten daheim funkeln muß und denkt an das liebe Weihnachten, das doch eigentlich überall diesen Schmuck haben müßte und fühlt, was Lenau sagt:

Die Zeit des Mitleids und der Güte
Das ist die stille, kühle Nacht,
Wenn über der versengten Blüthe
Mit seinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimweh's nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal von Schmerz und Streit!

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüthe
Den frischen Thau des Himmels trank:

O Weihnacht, Weihnacht! höchſte Feier!
Wir faſſen dieſe Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das ſeligſte Geheimniß dicht.

Zwölftes Capitel.

Rhede von Bangkok Unſer Empfang. Fahrt auf dem Menam. Das Land und die Dörfer. Bangkok. Das Geſandſchaftshotel. Die große Audienz. Siameſiſche Soldaten und Elephanten. Der Thronſaal. Ein Abend beim König von Siam. Der zweite König. Regierungsweiſe in Siam. Der weiße Elephant. Der Buddhismus. Seine Moral. Pagoden und Tempel. Die Talapoin's. Die Siameſen. Ihr Charakter. Ihre Kleidung. Weiber. Muſik. Familienleben. Sclaven. Watſchikett. Leichen-Verbrennung Der europäiſche Handel. Die katholiſche Miſſion. Die proteſtantiſche Miſſion.

Rhede von Bangkok, den 21. Januar 1862.

Seit ungefähr vier Wochen liegen wir denn wieder in unſerer alten Weiſe wartend auf Rhede und dienen als angemeſſener Hintergrund zur Hervorhebung der Forderungen unſerer Diplomaten. Die drei Vertragsorte haben in manchen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit. Auch hier wieder befinden wir uns in einer ſolchen Entfernung vom Land, daß man es kaum durch ein Fernrohr erkennen kann. Die Mündung des Menam, Hauptſtromes von Siam, an welchem die Hauptſtadt Bangkok liegt, hat ſich nämlich im Laufe der Zeit durch eine Barre von Sand und Schlamm geſchloſſen, über welcher zur Zeit der Ebbe nur 3—4′ Waſſer ſtehen. Kleinere Schiffe

können dieſelbe nun zwar mit Hülfe der Fluth und eines Lootſen dennoch paſſiren und finden dann im Fluſſe wieder das bequemſte Fahrwaſſer bis nach der 30 Mil oberhalb gelegenen Stadt hin; größere wie wir aber müſſen außerhalb ankern und haben dann nur eine ſehr beſchwerliche Verbindung mit dem Lande. Da liegt man denn einſam auf der weiten Waſſerfläche, welche wie ein ungeheurer Spiegel das tiefe Blau des wolkenloſen Himmels und die brennenden Strahlen der Sonne zurückwirft, und kann ſich an dem Spiel der Delphine, Haie und anderer Fiſche, von denen der Golf wimmelt, ergötzen.

Sehr angenehm iſt unter ſolchen Umſtänden die Ausſicht, daß unſer hieſiger Aufenthalt nicht ſo lange dauern wird, als an den beiden früheren Stationen. Denn der König von Siam welcher von allen aſiatiſchen Monarchen wohl am meiſten beſtrebt iſt, ſein Reich der europäiſchen Cultur zugänglich zu machen, iſt auch der Vertragſchließung mit uns ſehr geneigt. Schon vor länger als einem Jahre hatte er, durch Privatperſonen von der Miſſion des Grafen Eulenburg an ihn unterrichtet, einen Brief an dieſen gerichtet, in welchem er ihn auf das freundlichſte einlud, bald zu kommen, da Alles für unſere Ankunft in Bereitſchaft ſei. Dem entſprach denn auch unſer Empfang. Sobald der König von dem Eintreffen des Geſandten gehört hatte, ſchickte er einen ſchönen Dampfer unter Commando eines Prinzen auf die Rhede hinaus, welcher den Grafen begrüßen und nach Bangkok hinaufbringen ſollte. Die Geſandtſchaft verließ das

Schiff am 21. December und schon am 27. fand die große Audienz vor dem Könige statt, in welcher der Graf seine Creditive überreichte. Um dieselbe auch unsererseits so feierlich als möglich zu machen, wurde das Seesoldatencorps und die Musik requirirt und alle augenblicklich entbehrlichen Officiere und Beamten eingeladen, derselben beizuwohnen. Abermals kam ein königlicher Dampfer heraus, der uns Alle an Bord nahm und dem Lande zuführte.

Die Küste gewährte einen ziemlich merkwürdigen Anblick. Nirgends sah man festes Land, sondern sogleich Dickicht und Wald aus dem Wasserspiegel hervorsteigen, und statt der Wege öffneten sich überall kleine Flüsse und Buchten, die sogenannten Creeks, welche dem Auge die malerischste Waldperspective darboten. Wir waren nämlich zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmung gekommen. Alle Jahre gegen das Ende des August überschreitet der Menam seine Ufer und ergießt sich gleich dem Nil über die Ebene, auf welcher das Wasser allmählich eine Höhe von 4—5′ erreicht. Gegen Ende November fangen die Wasser dann allmählich zu sinken an, bis der Strom wieder in sein Bett zurückkehrt und seinen gewöhnlichen Stand annimmt. Diese Ueberschwemmung thut der Fruchtbarkeit des Landes nicht nur keinen Abbruch, sondern steigert sie wie in Aegypten auf das höchste. Der Reis wächst in Folge davon so reichlich und besitzt eine solche Güte, daß er der vorzüglichste Ausfuhrartikel Siams ist. Wenn in einem trockenen Jahre der Fluß nur einen Theil der großen Niederung

bewässert, so sind alle die Reisfelder, welche nicht mehr unter Wasser gesetzt werden, verloren, und die Pflanze verdorrt ohne Frucht zu bringen, ein Ereigniß, welches dann eine gewisse Theuerung hervorbringt, doch niemals Hungersnoth, für welche die Fruchtbarkeit des Landes zu groß ist.

Diese regelmäßigen Ueberschwemmungen haben denn auch die Bauart der Häuser mit bedingt, sie stehen alle auf hohen Bambuspfählen, so daß der Fußboden hoch genug über der Erde ist, um nicht mehr vom Wasser erreicht zu werden. Auch zum Schutz gegen das zahllose giftige Gewürm, Scorpione, Tausendfüße, Schlangen u. dergl. ist diese Bauart sehr geeignet, und man findet sie deshalb auch überall unter den Malayen. Das erste siamesische Dorf, das wir sahen, liegt ziemlich an der Mündung des Menam und ist in der angegebenen Weise gebaut. Die meisten seiner Häuser standen jetzt im Wasser und aller Verkehr geschah nur durch die Boote. In der Nähe dieses Dorfes, welches Paknam heißt, befinden sich einige gut angelegte Forts, welche den Weg nach der Hauptstadt decken sollen; außerdem ist es der einzige Ort, nach dem man von der Rhede aus im Boot fahren kann, um Wasser und einige frische Provisionen zu holen. Von Paknam aus dampften wir in etwa 8 Stunden den Fluß hinauf bis Bangkok. Die Scenerie der Ufer blieb ziemlich dieselbe. Ueberall das Dschungeldickicht voll der schönsten, tropischen Gewächse, und hin und wieder durchbrochen von einem schmalen Creek oder einem Pfahldorfe. Gern hätte

ich hier etwas von den Thieren zu sehen gewünscht, an denen das Land so reich ist, etwa ein schlafendes Crocodil oder ein Völkchen Affen in den Palmenwipfeln, aber es ist das Alles auch nicht so häufig, wie man nach manchen Reisebeschreibungen sich gewöhnlich vorstellt.

Gegen Abend kamen wir in Bangkok an. Die Stadt, welche eine Einwohnerzahl von 400,000 Seelen hat und an beiden Seiten des mächtigen Stromes liegt, macht ohne Zweifel einen gewissen imposanten Eindruck. Unähnlich den chinesischen Städten, ragen schlanke Thürme, sonderbar gestaltete Pyramiden, hohe Tempelgebäude über die niederen Häuser hervor, welche überall vielfach von Bäumen beschattet sind. Ein Netz von Creeks und Canälen durchschneidet die Stadt nach allen Richtungen und vertritt die Stelle der Straßen, deren es nur wenige giebt. Aller Verkehr geschieht zu Wasser und ohne ein Boot zu benutzen, wäre es unmöglich oder wenigstens höchst umständlich, von einem Stadttheil nach dem andern zu kommen. Der Fluß und die Kanäle sind daher fortwährend voll von Fahrzeugen aller Art, vom großen europäischen Dreimaster, bis herab zu den kleinen Canoe's, die nur einen einzigen Mann tragen. Was aber das Sonderbarste ist, sie enthalten ganze Straßen schwimmender Häuser. Besonders auf dem breiten Strome liegen dieselben an beiden Ufern in mehreren Reihen, welche sich unabsehbar dahinziehen. Ein solches schwimmendes Haus ist auf einem Floß von Bambus errichtet und dieses an einigen in den Strom gerammten

Pfählen befestigt. Besonders die Krämer und Kaufleute lieben diese Art der Wohnung, welche manche Bequemlichkeit hat. Nichts ist dabei leichter und einfacher, als eine Wohnungsveränderung. Man löst sein Haus von den Pfählen und läßt sich von der Flut stromauf oder von der Ebbe stromab treiben, bis man einen erwünschten Platz gefunden hat, wo man sich dann wieder fest macht.

Zur Wohnung hatte der König dem Grafen ein großes, massives und europäisch gebautes Haus dicht am Fluß und recht mitten in der Stadt angewiesen, welches mit seinen vier Flügeln einen großen Hofraum einschließt und reichlichen Platz für das ganze Gefolge nnd die Soldaten hat. Außerdem ist demselben eine Dienerschaft von 80 in rothe Jacken gekleideten Burschen und eine Menge von Booten zur Verfügung gestellt worden. Auch für die Verpflegung seiner Gäste läßt sich der König angelegen sein, durch tägliche Sendungen von Wildpret, Rind, Fischen, Bier u. s. w. auf ausreichende Weise zu sorgen, ja sogar an die Schiffe hat er schon mehrere Mal bedeutende Geschenke von Reis, Thee, Zucker und Früchten geschickt. Seinen ganzen Glanz entfaltete er aber bei der bereits erwähnten großen Audienz.

Gegen 3 Uhr Nachmittags erschienen vor dem Gesandtschaftshotel die königlichen Gondeln, welche bestimmt waren, uns alle aufzunehmen. Es waren schmale, aber sehr lange Fahrzeuge, vorn mit einem hoch hervorspringenden, abenteuerlich verschnörkelten Schnabel ausgestattet, und in einem jeden saßen 30 gleichfalls in scharlachene

Jacken gekleidete Ruderknechte. Für uns befand ſich in der Mitte jedes Bootes ein Pavillon mit Stühlen, auf denen ein Dutzend Perſonen Platz nehmen konnte. So fuhren wir wohl eine Stunde lang den Fluß hinauf und ergötzten uns an dem ſeltſamen, phantaſtiſchen Anblicke, den unſere Flottille darbot. Endlich kamen wir an dem Landungsplatze an, wo ſich nun der Zug rangirte: voran die Muſik, dann der Brief unſeres Königs an den König von Siam, nach einheimiſcher Sitte in einer großen, goldenen Schale getragen, darauf die preußiſche Flagge, welcher das Seeſoldaten-Detachement folgte, endlich der Geſandte mit dem ganzen Gefolge von Offizieren, Attaché's, Beamten u. ſ. w., alle in großer Uniform, ſoweit das Schickſal ſolche vertheilt hatte. Zu unſerer Fortſchaffung ſtanden am Land, wie einſt in Japan, eine hinlängliche Anzahl kleiner hübſchgezäumter Pferde bereit, welche die einen beſtiegen, während die andern es vorzogen, ſich in den gleichfalls vorgefundenen Sänften tragen zu laſſen.

Unter den Klängen des Preußenmarſches ging's nun durch die eigentliche, innere Stadt, welche von Mauern mit Zinnen umgeben iſt. Eine große Menſchenmaſſe hatte ſich natürlich in den Straßen verſammelt, durch welche wir kamen, und ſchaute neugierig das ungewohnte Schauſpiel an. Auch uns war es ſehr neu. Als wir in die Nähe des Palaſtes kamen, fanden wir ein halbes Dutzend ſchön geputzter Elephanten zu beiden Seiten der Straße aufgeſtellt, deren plötzlicher Anblick ſeinen imponirenden Eindruck

nicht verfehlte. Dann folgte ein Spalier von Soldaten oder Bürgerwehr, welche so merkwürdig aussahen, daß man das Lachen nicht unterdrücken konnte. Sie waren mit einer Art von Blechhauben, bunten Jacken und Hüftentüchern bekleidet und je 20 oder 30 zusammenstehende gleichbewaffnet, sei es mit Piken, Hellebarden, Säbeln, Pfeil und Bogen und dergleichen. Diese Waffen aber waren so verrostet und die ganze Schaar, unter der sich würdige Greise befanden, sah so kläglich aus, daß man sie für lauter Don Quixote's hätte halten mögen. Als wir jedoch durch das Thor der ersten Mauer, wo abermals einige Elephanten aufgestellt waren, in den äußern Hof eintraten, sahen wir, daß die siamesische Armee noch andere Truppen besitzt. Wir fanden hier einige Compagnien Infanterie, welche ganz europäisch bewaffnet und einexerciert war. Ihre Uniformen schienen englischen und französischen Mustern nachgebildet zu sein. Sie präsentirten und schulterten bei unserer Ankunft so exact, daß jeder preußische Unteroffizier seine Freude daran gehabt hätte. In diesem Hofe befand sich eine Halle, in welcher wir der Etiquette gemäß eine halbe Stunde warten mußten, bis es dem Monarchen gefallen würde, uns vorzulassen. Es wurden uns Cigarren, Thee und Betel präsentirt und bald erschien der Premierminister Kalahom und der Prinz Kromluang in kostbaren, von Gold und Edelsteinen starrenden Kleidern, um den Gesandten zu begrüßen und die Honneurs zu machen. Endlich war der Augenblick der Audienz gekommen. Wir traten in den inneren

Hof, wo abermals einige Compagnien regulärer Infanterie und des Königs Streit-Elephant, geschmückt mit rothseidenen Decken und goldenen Bandriemen, aufgestellt waren und stiegen durch ein Spalier von Musikanten, welche auf Trompeten, Tritonsmuscheln, Gongs und anderen unbekannten Instrumenten einen herzzerreißenden Tusch schmetterten, die breite Rampe zum Palast hinan. Die Scene, welche sich unsern Blicken darbot, als wir in den Audienzsaal traten, war großartiger, als wir erwartet hatten. Ein ungeheurer Saal mit zwei Säulenreihen, welche an der langen Seite hinliefen und oben eine Galerie von Bogen bildeten, reich und geschmackvoll mit Goldgrund-Tapeten decorirt, seiner ganzen Ausdehnung nach mit prächtigen Teppichen bedeckt, von einem durch grüne Fenster von oben herabfallenden Lichte theatralisch erleuchtet, breitete sich vor uns aus. Der ganze Fußboden war bedeckt von Hofleuten, Edlen, Großen des Landes, gekleidet in Gewänder von Seide und Goldbrocat, welche in tiefem Schweigen den Kopf zur Erde geneigt, auf den Knieen lagen. Vor einem jeden stand ein goldenes Gefäß mit Betel und Papier-Cigarren, welche sie trotz dieser demüthigen Stellung fortwährend rauchten, ein Umstand, der allerdings einen komischen Contrast gegen die Feierlichkeit der ganzen Situation bildete. Im Hintergrunde, uns gerade gegenüber, befand sich in einem vergitterten Raum auf einem hohen Unterbau der Thron, reich vergoldet und mit Edelsteinen geschmückt. An seinen Stufen innerhalb des Gitters lag ein Theil der

Palaſtwache, welche aus lauter Weibern beſteht. Leider waren dieſe Amazonen durch das Gitter unſern neugierigen Blicken entzogen. Bei einem ſpäteren Aufzuge wurden ſie jedoch von einigen noch einmal geſehen, doch ſoll ihr Anblick nichts weniger als romantiſch geweſen ſein. Oben auf dem Thron nun, beſchattet von einem ſiebenfachen, regenſchirmartigen Baldachin, welcher zu den Inſignien der königlichen Würde gehört, ſaß mit gekreuzten Beinen Se. Majeſtät Phra Paramendr Maha Mongkut. Ein reiches Goldgewand hüllte ihn ein und auf dem Haupte trug er eine goldene, diamantenbeſetzte Kopfbedeckung, welche in eine hohe Spitze auslief. Für uns war in der Mitte des Saales zwiſchen dem Thron und der Thür ein freier Raum offen gelaſſen. Hierher trat nun Graf Eulenburg mit ſeinem Gefolge und las ſtehend in engliſcher Sprache ſeine Vollmachten ab, welche durch die Dolmetſcher überſetzt wurden. Dann ſchritt er bis zum Throne vor und übergab dem Könige, welcher ſeinen Sitz verließ und einige Stufen herniederſtieg, mit einer Verbeugung das Handſchreiben ſeines Souverains, ohne welches die Verhandlungen die größten Hinderniſſe gefunden hätten. Hierauf trat er wieder zurück und ſetzte ſich auf die Teppiche nieder, womit uns allen das Zeichen gegeben war, ein Gleiches zu thun. Dieſe Stellung war zwar ziemlich unbequem, aber ſchon das Aeußerſte, was das Hofceremoniel geſtattete. Denn eigentlich hätten wir wohl wie die einheimiſchen Großen mit dem Kopf zur Erde liegen müſſen. Glücklicherweiſe dauerte dieſe Sitzung nicht

sehr lange. Der König legte dem Grafen einige Fragen über das Befinden unseres Königs, den Zustand des Landes und dergleichen vor und verließ dann mit einer verbindlichen Verbeugung den Thron, um sich in seine Gemächer zurückzuziehen. Die Audienz war zu Ende und unter abermaligem Geschmetter der siamesischen Musik verließen wir den Thronsaal.

Nun führte man uns in einen andern Flügel des Schlosses, wo in zwei Salons ein Diner für uns bereitstand, bei welchem der Prinz Kromluang, ein dicker, gemüthlicher Herr den Wirth machte, ohne indeß mit zu essen. Die Zimmer waren gleichfalls ganz europäisch eingerichtet und an den Wänden sah man schöne, englische Kupferstiche, von denen einer die Schlacht bei Waterloo darstellte. Das Diner war in vollkommen englischer Weise servirt und ließ nichts zu wünschen übrig. Speisen und Weine waren vortrefflich, und die Menge von massivem Silbergeschirr verrieth einen ungeheuren Reichthum. Die Tafelmusik wurde von der siamesischen Kapelle ausgeführt, deren Leistungen den Genuß allerdings nicht vermehrten. Nach Tische wurden wir noch zu einer Privat-Audienz eingeladen. Hier trafen wir den Potentaten ganz en famille. Er trug eine schwarze Jacke von feinem Tuch, einen seidenen Saron oder Hüftentuch, und eine schottische Mütze mit diamantener Agrafe. Maha Mongkut ist ein ältlicher Mann mit freundlichem Gesicht und einem ganz eigenthümlichen Zug um den etwas schiefen Mund. Bei der Vorstellung reichte er jedem die Hand und sodann eine Cigarre und ein

Glas Liqueur. Darauf trank er unser Wohl, welches wir mit einem Hoch auf ihn erwiderten. Im Zimmer befand sich noch ein Dutzend allerliebster kluger Kinder, welche den Alten beim Arme zupften, wenn sie sahen, daß einer der zahlreichen Gäste seinen Schnaps noch nicht bekommen hatte. Es waren lauter kleine Prinzen und Prinzessinnen, deren der König, der mehr als hundert Weiber hat, nicht weniger als 46 besitzt. Zum Schluß spielte unser Musikcorps noch einige Stücke, welche dem Könige so außerordentlich gefielen, daß er den Musikmeister aufforderte, seiner eigenen Hofcapelle während unseres Hierseins einige Stunden zu geben, was freilich seine Schwierigkeiten hat. Endlich wurden wir verabschiedet und begaben uns, von Fackelträgern geleitet und sehr zufrieden mit der biedern, braunen Majestät, auf den Rückweg.

Es ist bisher von dem Könige die Rede gewesen, als ob er der einzige Herrscher des Landes wäre, dies ist nicht der Fall, sondern ähnlich wie einst in Rom und Lacedämon ist die Staatsgewalt unter zwei Personen getheilt. Der zweite König führt den Namen Bangna und steht an Rang und Recht dem ersten fast ganz gleich. Er besitzt ebenfalls die königlichen Insignien, hat seinen Hofstaat, seine Offiziere, seine Beamten ganz auf demselben Fuß wie jener. Er ist es, der in Kriegszeiten den Oberbefehl über das Heer übernimmt und ohne ihn kann keine wichtige Regierungshandlung beschlossen werden. Doch ist er gehalten, den ersten König von Zeit zu Zeit zu besuchen, wobei er ihn aber wie Seinesgleichen begrüßt und

behandelt. Gegenwärtig war der zweite König krank, doch sollte später bei ihm eine ähnliche Vorstellung stattfinden, wie bei dem ersten. Uebrigens scheint er jetzt mehr als früher in den Hintergrund zu treten, und Maha Mongkut nennt sich ohne Weiteres König von Siam.

Vielleicht trägt zu diesem Verhältnisse die Intelligenz des Letzteren und seine der europäischen Cultur geneigte Gesinnung das Meiste bei. Er spricht und schreibt ziemlich fertig englisch und ist bemüht, den europäischen Handel so viel wie möglich zu befördern. Hierzu wird er indeß mehr durch ein persönliches als politisches Interesse bewogen, denn er selbst ist der größte Kaufmann seines Reiches und hat in den europäischen Kaufleuten seine Geschäftsfreunde. Da bei der mangelhaften Verbindung derselben mit andern Plätzen oft ein augenblicklicher Geldmangel eintritt, so ist er stets bereit, gegen einen anständigen Procentsatz jede geforderte Summe vorzustrecken. Die Handelsgeschäfte des Königs bringen ihm vielleicht größere Einkünfte, als die sonstigen Steuern und Abgaben seines Landes und haben jedenfalls bewirkt, daß er jetzt allgemein für außerordentlich reich gilt, allein das arme Volk wird auch nicht wenig dadurch gedrückt, denn bei weitem die meisten Handelsartikel sind zu Monopolen gemacht und die Mißbräuche und Uebelthaten, welche die mit unbegrenzten Vollmachten versehenen Unternehmer begehen, sollen abscheulich sein. Aber noch weiter geht die Macht des Herrschers von Siam. Wo er einen geschickten Handwerker oder

Künſtler ſieht, der ſich durch ſeine Producte auszeichnet, da zwingt er denſelben, gegen den bloßen Lebensunterhalt ausſchließlich für den Hof zu arbeiten, ein Verfahren, welches zur Folge hat, daß jeder ſich ängſtlich hütet, eine außergewöhnliche Kunſtfertigkeit, welche Aufmerkſamkeit erregen könnte, an den Tag zu legen. Gleicherweiſe iſt der König Eigenthümer des ganzen Landes. Ohne weiteres kann er dieſem oder jenem ſein Grundſtück nehmen, wenn ihm gefällt, daſſelbe zu benutzen, und den Beſitzer anderweitig nach Gutdünken entſchädigen. Ganz ausſchließlich gehören ihm alle Elephanten, deren er denn auch eine bedeutende Zahl gezähmt beſitzt. Ich beſuchte eines Tages die königlichen Elephantenſtälle, welche einer neben dem andern ganze Straßen bilden. Es ſind lauter gleich ausſehende Häuſer, in denen 3—5, oft auch nur ein einziger Elephant ſich befindet. Sie ſtehen auf einem gedielten Unterbau und ſind mit einem Fuße an einen Pfahl angebunden. Manche haben eine Größe von 13—15′ und 6′ lange Stoßzähne. Die ungeheuren Thiere, die wie große Felsblöcke ausſehen, ſind, wie bekannt, außerordentlich zahm und gutmüthig und gehorchen ihren Kornaks in bewunderungswürdiger Weiſe.

In einem beſonderen, eleganten Gebäude befindet ſich der berühmte, weiße Elephant, der von den Siameſen vergöttert wird und auch in ihrer Flagge, ſowie auf allen Münzen prangt. Gemäß der Lehre von der Seelenwanderung glauben ſie nämlich, daß die Buddhas, d. i. die Heroen der Menſchheit, welche

an Geistesgröße und Heiligkeit die gewöhnlichen Sterblichen übertreffen, in ihren verschiedenen Zuständen nach dem Tode weiße Affen, weiße Mäuse, weiße Sperlinge, vor allem aber weiße Elephanten werden, weshalb sie ein aufmerksames Auge auf alle Albinothiere, insbesondere die letzteren haben. Wer einen weißen Elephanten entdeckt, ist ein glücklicher Mann, er erhält ein Stück Landes von einem Umkreise, so weit als man das Gebrüll desselben hören kann und wird mit den größten Ehren überhäuft. Für den gefundenen Halbgott wird ein bequemer Weg durch die Wälder gehauen, auf dem der Elephant fortgeführt wird, man baut ein großes Floß mit einem blumengeschmückten Hause, in dem das Thier den Strom herabfährt, man füttert es mit Kastanien und Zuckerrohr. Der König selbst fährt ihm mit 50 oder 60 Gondeln entgegen und führt es im Triumphe in die Hauptstadt. Dies alles war kurz vor unserer Ankunft wieder geschehen, da man nach längerer Vacanz wieder einen weißen Elephanten aufgetrieben hatte. Ich sah dieses in jedem Sinne „große Thier“ am Audienztage. Es ist noch jung und für einen Elephanten graziös, aber durchaus nicht etwa ganz weiß, sondern höchstens hellgrau und nur die weißen Augen beweisen, daß es ein ächter Albino ist. Rothseidene edelsteingestickte Decken und goldene Riemen schmückten es und um die noch kurzen Stoßzähne waren goldene Ringe gesetzt. Eine bedeutende Zahl von Sclaven war für seine Bedienung da, Bananen und Zuckerrohr hatte es in Fülle und auf seinem Gesichte lag jener Aus-

druck der Herablassung und Befreundung mit der ganzen Welt, welchen das Wohlleben den dicken Herren meistens zu geben pflegt. Seiner Gottheit aber scheint es sich aus Unkenntniß der modernen Philosophie noch nicht bewußt zu sein. Wenig kümmerte es sich um die Beter, die auf einer dafür angebrachten Pritsche sich niederwarfen und streckte mir mit freundlichem Schnüffeln seinen Rüssel wie zum Händedrück eines alten Bekannten entgegen.

Der Cultus des weißen Elephanten ist, wie bemerkt, eine Folge des Buddhismus, der sich in Siam ganz rein erhalten hat und nicht einen kümmerlichen Nebencultus wie in China und Japan, sondern die eigentliche Staatsreligion bildet. Alle Bewohner des Landes mit Ausnahme von den Gebirgsstämmen der Laos und Karenen sind ihm eifrig ergeben und er besitzt eine unbedingte Herrschaft über die Sitten und die ganze Weltanschauung des Volks.

Und doch ist der Buddhismus gar nicht einmal ein wirkliches Religionssystem, sondern nur eine Philosophie wie der Confucianismus, welche nach orientalischer Art zugleich Lehre und Lebensweise ist. Sein Grundgedanke ist, daß alle Formen und Erscheinungen der sinnlichen Welt leerer Schein und Täuschung ohne wahre Realität seien, und daß das einzig Reale nur das reine, bestimmungslose Sein, die Existenz in der Abstraction von jeder Qualität sei. Dieser auch in unsern philosophischen Systemen so vielfach angewendete Begriff ist, was man im buddhistischen Sinne das Absolute oder die Gottheit nennen könnte.

An der Entstehung der sinnlichen Erscheinungswelt kann dieselbe indessen ihrer Idee nach keinen Antheil haben, jene ist vielmehr nur das Resultat eines finstern, unergründlichen Fatums. Das Universum entsteht durch die innere Kraft gewisser, ewiger Gesetze, welche die Welt aus dem Chaos bilden, sie in unmerklicher Steigerung durch Aeonen hindurch zu einem Zustande höchster Blüthe und dann wieder ebenso zurück zu völliger Auflösung führen, um dieselben Wandelungen in einer Reihe fortzusetzen, die weder Anfang noch Ende hat. Aus dieser Lehre wird die buddhistische Moral erklärlich. Alle bestimmten, geistigen Zustände und Erregungen: Begeisterung, Liebe, Hoffnung, Freude ebenso gut wie Haß, Neid, Schmerz, Verzweifelung, ja überhaupt Gedanke, Gefühl, Wille, Thätigkeit sind nur Trübungen des wahren Glücks, bestandloser Wahn, Eitelkeit der Eitelkeiten und somit das eigentliche Uebel, das Böse. Der höchste Zustand des Geistes ist Erhebung über alle diese besonderen Bestimmtheiten, Versenkung in das reine Sein, Aufgehen in das Absolute. Die Siamesen nennen diesen Zustand Nipan und sind der Meinung, daß Buddha sich jetzt in demselben befinde. Obwohl nun der Begriff dieses Nipan uns Alles zu enthalten scheint, was eine völlige Vernichtung bezeichnet, so ist doch die herrschende Vorstellung die, daß Buddha darin ein ewiges Leben führe. Um dieses Ziel nun gleichfalls zu erreichen, muß man vor allen Dingen den Geist mit der großen Wahrheit von der Irrealität aller Dinge völlig durchdringen und so allmählig von

jeder Affection durch dieſelben frei zu werden, ſich eine völlige Apathie anzueignen ſtreben. Dieſe Aufgabe, welche die ſtrengſte Selbſtverleugnung und den ausdauernſten Ernſt in der Contemplation erfordert, kann nicht etwa während eines Lebens, ſondern erſt nach einer Wanderung der Seele durch wenigſtens vierzigtauſend Thierleiber gelöſt werden. Die buddhiſtiſche Moral verbietet daher nicht nur die gewöhnlichen ſündlichen Thaten und Leidenſchaften, ſondern eigentlich jede menſchlich-natürliche Regung der Seele, jeden rein menſchlichen Trieb. Da ſie nun aber hiedurch in Widerſpruch mit den Forderungen des wirklichen, practiſchen Lebens geräth, ſo iſt ſie genöthigt, ſich in eine niedere und höhere, jene für das Volk, dieſe für die Prieſter zu theilen. Die erſtere beſchränkt ſich auf die allgemeinen, ſittlichen Vorſchriften, zu denen das Verbot der Tödtung eines Thieres, hervorgegangen aus der Lehre von der Seelenwanderung, hinzutritt, obwohl daſſelbe natürlich nur unvollkommen beobachtet werden kann, die letztere fordert das klöſterliche Zuſammenleben in völliger Armuth, Unthätigkeit und Eheloſigkeit mit ſteter Uebung der Contemplation.

Eine ödere, troſtloſere Weltanſchauung kann gewiß nicht leicht erſonnen werden. Und doch wie wunderbar iſt darin gemiſcht die pantheiſtiſche Weisheit der Weiſen, mit dem tiefen Gefühl der Verwerflichkeit und des Elendes der gegenwärtigen Menſchennatur ſammt der Sehnſucht nach Erlöſung und dem wahren Frieden, den die Welt nicht geben kann. Wie vortrefflich populär iſt jene Unterſcheidung der

Volksmoral von derjenigen der Geweihten, welche der Menge die sittliche Anstrengung so bequem macht! Und die Kahlheit des Systems weiß sie sich schon durch die mythologischen Gebilde ihrer Phantasie, die sich überall an dasselbe angesetzt haben, auszuschmücken. So ist es zu erklären, daß der Buddhismus eine so ungeheure Verbreitung finden konnte. Daß aber Siam, wie Tibet und Ceylon eine seiner Blüthestätten ist, dies beweist schon die Physiognomie der Stadt Bangkok auf das Augenfälligste. Nirgends habe ich so viel Pagoden, nirgends so viel Bonzen und Mönche gesehen wie hier. Die Pagoden sind meist großartige, imponirende Bauwerke, doch fast alle in einem Stile errichtet. Die interessanteste ist wohl die große Pagode, Wattscheng genannt. Eine schlanke Pyramide von den massivsten Quadern steigt in mehreren Absätzen oder Etagen 300′ in die Höhe. Die Außenwände sind mit unzähligen Schnörkeln und Zierrathen aus glasirtem Thon überladen, insbesondere hat man aus Scherben von Porzellangeschirr Rosetten und Guirlanden in unglaublicher Zahl zusammengefügt und sie an die Mauer befestigt, so daß der ganze Thurm im Sonnenschein blitzt und funkelt, wie mit lauter Brillanten besät. Vier Treppen führen von je einer der Außenseiten bis zum dritten Stockwerk hinan, wo man dann in einer Höhe von etwa 200′ die prächtigste Aussicht auf Stadt, Fluß und Umgegend hat. Am Fuße dieses riesigen Gebäudes je an den vier Ecken stehen nun noch eben so viel kleinere ganz ähnliche, die aber auch noch 100′ hoch sind und zwischen

denen ſich abermals vier wie Triumphbogen ausſehende Bauwerke erheben. Auch ſie ſind mit Ornamenten der bezeichneten Art auf das mühſeligſte und überladenſte ausſtaffirt. Einen inneren leeren Raum ſcheint das Ganze kaum einzuſchließen, es iſt nur als Monument über gewiſſen Reliquien des Buddha errichtet.

Die Umgebung dieſer Pagode bildet ein großes Kloſter- und Tempel-Etabliſſement. Es iſt ein weiter Flächenraum oder vielmehr Garten, in dem ſich eine bedeutende Zahl hübſcher Gebäude erhebt; ein Dutzend chineſiſcher Belvedere, mehrere große Hallen, zwei eigentliche Tempel. Es ſind hohe, würdige Gebäude, die in ihrem Stile eine merkwürdige Aehnlichkeit mit unſern Kirchen haben. Am Giebel befindet ſich das Portal: eine große Mittelthür und zwei kleinere Seitenthüren, vor denen eine von Pfeilern getragene Vorhalle, mit breiter Steintreppe, angebracht iſt. Die Fenſter haben ſogar eine Art Spitzbogen und vermehren den auffallenden Eindruck. Das Innere iſt ein hoher, ſchöner Raum, der von zwei Säulenreihen ordentlich in Mittelſchiff und Seitenſchiffe getheilt iſt, und einzig die Statue des Buddha auf einem Altare im Hintergrund enthält. Die Wände ſind mit bunten Fresken aus der Mythologie, zwar ohne Rückſicht auf Licht und Schatten, oder Perſpective, ſonſt aber gar nicht übel bemalt. Im Hofe des einen findet man eine Galerie der bekannten 50 Diener des Buddha und vieler Thiere: Elephanten, Tiger, Pferde und dergl., welche gleichfalls von einer anerkennenswerthen Stufe der Sculptur Zeugniß ablegen.

Außerdem ist das ganze Terrain mit mannigfachen Gartenanlagen, künstlichen Felspartien und dergl. bedeckt, in denen man überall die Steinbilder von Thieren, aber auch Menschen verschiedener Art findet. Am merkwürdigsten sahen einige verwitterte Steinfiguren aus, welche in mehr als Lebensgröße französische oder holländische Soldaten, etwa aus der Zeit Ludwig XIV. vorstellten. Sie waren sonderbar carikirt aufgefaßt und bewiesen recht deutlich, daß wir den Orientalen nicht weniger barbarisch vorkommen als sie uns. Das Kloster, welches mehrere hundert Mönche enthalten soll, besteht gleichfalls aus einer großen Zahl von Gebäuden, in denen sie wohnen. Wir traten in einige derselben und besuchten die kahlköpfigen Burschen. Einige saßen im Kreise und plärrten mit näselnder Stimme Gebete, andere kauerten stumpf und müßig, wahrscheinlich, um sich in jenen höchsten Seelenzustand, in die Contemplation des reinen Seins, oder, was dasselbe sagen will, des reinen Nichts, zu versenken, noch andere waren bei häuslicher Beschäftigung. Keiner achtete unser, und mit Mühe mußten wir uns einer Anzahl Hunde erwehren, welche mit Gekläff auf uns zusprangen. Dieser Mönche, welche man Talapoin's nennt, soll es in Bangkok über 10,000 geben, und nach der Menge derselben zu urtheilen, welchen man überall in den Booten und in den Straßen begegnet, ist diese Zahl nicht übertrieben. Sie unterscheiden sich außer durch den ganz kahl geschorenen Kopf noch durch ihre grellgelben Gewänder, in welche sie ausschließlich gehüllt sind, von den andern Leuten. Die Talapoin's leben

in völliger Ehelosigkeit, und so streng ist das Gesetz, daß jeder von ihnen, der ein Weib berührt, hingerichtet wird. Da die Arbeit den Weisen in der Höhe der Betrachtung stört, so erwerben sich alle Talapoin's ihren Unterhalt nur durch den Bettel. Jeden Morgen ergießen sich ihre Schaaren in die Stadt, wo sie dann vor jedem Hause ihre Schüssel ohne ein Wort zu sagen hinhalten, um sie von den Gläubigen füllen zu lassen, worauf sie eben so still davongehen. Dasselbe Benehmen beobachten sie auch, wenn sie, wie vonden materialistischen Chinesen sehr häufig geschieht, ohne Gabe abgewiesen werden. Die größte apathische Gleichgültigkeit, wie im Allgemeinen, so besonders bei dieser Gelegenheit zu beweisen, ist eine der Hauptvorschriften Buddha's.

Die Aehnlichkeit solcher Erscheinungen mit manchen Einrichtungen des römischen Katholicismus ist so augenfällig, daß sie von Niemandem geläugnet werden kann und sie giebt vielen Stoff zum Nachdenken. Freilich wird der Katholik sie mit dem Sprichwort erklären, daß der Teufel von jeher unseres Herrgotts Affe gewesen sei, aber der Protestant wird auch hier einen deutlichen Beweis davon sehen, daß die Ideen, auf denen sie beruhen, auf natürlichmenschlichem Boden gewachsen, nicht von oben gekommen sind.

Es wäre ermüdend, noch die Menge der anderen Pagoden, welche der geschilderten mehr oder weniger ähnlich sind, herzuzählen. Nur eine, welche den Namen Wattpo führt, muß ich noch erwähnen. Dort befindet sich nämlich in einem Tempel die Figur eines liegenden Buddha, welche durch ihre wahrhaft

colossalen Dimensionen Staunen erregt. Sie ist nicht weniger als 150′ lang, 30′ breit und am obern Ende, wo der in die Hand gestützte Kopf sich erhebt, gegen 40′ hoch. Die Ohren haben die Größe einer Badewanne, die Fußzehen sind über Manneslänge. Der ungeschlachte Goliath liegt zwischen zwei Säulenreihen im Mittelschiff des Tempels auf einem gemauerten Unterbau. Das Material ist Gips, die Oberfläche in ihrer ganzen Ausdehnung vergoldet. Uebrigens ist das Ganze eine plumpe Masse, an der die künstlerischen Leistungen die wenigste Bewunderung verdienen.

Was die Einwohnerschaft von Bangkok betrifft, so besteht nur ein kleines Drittel derselben aus eigentlichen Siamesen, das zweite größte aus Chinesen, das letzte aus Vertretern fast aller hinterindischen Nationen. Die Siamesen sind ein besonders sanftes, harmloses, naives Volk aber auch — offenbar mit durch den Einfluß ihrer Religion — träumerisch, energielos, unthätig, wenn die Noth nicht drängt. Dieser Charakter ist die Ursache, daß sie in ihrem eigenen Lande von den schlauen, unternehmenden, energischen, unermüdlich fleißigen Chinesen unterdrückt werden. Aller Handel, alles Geschäftsleben ist in den Händen der letzteren, sie haben die königlichen Monopole, die Kaufläden, Werkstätten und Spielhäuser inne, und vielfach gerathen die Landeskinder durch die strengen Schuldgesetze in ihre Sclaverei. Uebrigens sind die Siamesen den Chinesen näher verwandt als den Hindus. Sie gehören zur mongolischen Race. Ihre Hautfarbe ist gelblich, die

Augen dunkel, das Geſicht wohlgebildet, die Haare ſchwarz. Sie laſſen dieſelben in einem handgroßen Fleck auf dem Scheitel wachſen, während ſie den übrigen Theil des Kopfes ſcheeren. Doch beſteht in der Haartracht viel größere Freiheit, als in China oder Japan, denn ſehr viele ſieht man, welche das Raſiren aufgegeben haben und nun ihr Haar ganz ebenſo wachſen laſſen wie wir.

Die Kleidung der Siameſen iſt ſehr einfach. Fuß- und Kopfbedeckung kennen ſie gar nicht, auch die Prinzen und Könige gehen meiſt barfuß und haben ſich erſt ganz neuerdings europäiſche Glanzſchuhe kommen laſſen, die ihnen ſehr unbequem ſind. Das eigentliche Hauptkleidungsſtück iſt der Sarong, ein großes Stück Zeug, welches im Gürtel befeſtigt iſt, und deſſen zwei Zipfel hinten wieder aufgenommen werden. Dieſer Tracht iſt beiden Geſchlechtern gemein, nur werfen die jungen Mädchen und Frauen noch ein ſeidenes Tuch über, das die Bruſt verhüllt und über eine Schulter zurückfällt, während die Männer häufig auch buntfarbige Jacken haben. Auffallend iſt die Menge goldener und ſilberner Schmuckſachen, welche man beſonders als Hals-, Arm- und Fußſpangen bei den Leuten erblickt. Nicht blos die Erwachſenen, beſonders die Frauen, ſondern ſogar die Kinder, welche ſehr lange ganz nackt bleiben, ſind faſt immer damit geſchmückt. Während nämlich unſere Bauern ihre Zweithalerſtücke vergraben, befeſtigen die Siameſen ihr Vermögen an die Perſon ihrer Angehörigen, was einen zwiefachen Vortheil hat, erſtens

daß es nur mit dieſer ſelbſt verloren gehen kann, und dann, daß dieſelben ihnen doppelt theuer werden.

Die Vielweiberei iſt in Siam wie im ganzen Orient herrſchend, doch machen, wie es in der Natur der Sache liegt, nur die Reichen und Vornehmen von dieſem Rechte Gebrauch und auch ſie haben nur eine rechtmäßige Frau, welche Herrin des Hauſes iſt und mit ihren Kindern die Erbſchaft antritt, während die andern nur als Kebsweiber betrachtet werden. Im Uebrigen haben die Weiber ein beſſeres Loos als in China, ſie dürfen ſich frei auf den Straßen zeigen, an allen öffentlichen Geſchäften und Luſtbarkeiten theilnehmen und werden überhaupt nicht ſchlecht behandelt. Doch zeichnen ſie ſich auch durch ihre Keuſchheit und Sittſamkeit aus, wie denn Ehebruch und dergleichen als ſchweres Verbrechen gilt. Ihr Außeres iſt ziemlich wohlgebildet, doch verunſtalten ſie ſich durch den Gebrauch des Betelkauens, der hier wie in ganz Indien völlig allgemein iſt und die Lippen ziegelroth, die Zähne ſchwarz färbt, auch die letzteren mehr oder weniger zerſtört. Viel beſchäftigen ſie ſich mit Muſik, während der Tanz ganz unbekannt iſt. Eines Tages wurde der Geſandte und wir alle von dem Miniſter des Auswärtigen Pra-Klang zu einer Soirée musicale in ſeinem Hauſe eingeladen. Der wohlbeleibte Herr empfing uns in einem europäiſch eingerichteten Salon, und nachdem wir wieder ein Glas Liqueur hatten trinken müſſen, führte er uns in ein Seitengemach, wo auf einer Art Eſtrade ſeine 30 Frauen bei ihren Inſtrumenten ſaßen und das Concert begannen. Unter

dieſen Inſtrumenten ſind einige ſehr wohlklingende, namentlich ein citherartiges, welches, aus einer Reihe von dünnen Bambusblättchen, die auf einem Reſonanzboden befeſtigt ſind, beſtehend, mit kleinen Hämmerchen geſchlagen wird. Außerdem hat man Fiedeln, Flöten und Trommeln mancherlei Art. Der Muſik fehlt es keineswegs an Tact, auch nicht an Kunſtfertigkeit, wohl aber an Melodie. Von den Accorden kennt man nur die Octave, in welcher die Töne unisono in den ſchnellſten Tiraden hinauf- und herabſteigen, ohne aber irgend eine beſtimmte Melodie erkennen zu laſſen, grade wie unſere modernſten Leiſtungen. Anfänglich hatte das Neue der Scene, die Gruppen der Concertantinnen, die Inſtrumente, die Muſik ſelbſt einen gewiſſen Reiz. Se. Excellenz aber ruhte nicht, bis wir die Muſikweiſen aller hinterindiſchen Nationen, Siam, Birma, Carieng, Laos, Cambodge, Anam, Cochinchina, gehört hatten und dies dauerte zwei volle Stunden. Ein Stoßſeufzer ſtieg jedesmal empor, wenn durch die Ankündigung eines neuen Stückes unſere Hoffnung, „das grauſame Spiel“ geendet zu ſehen, vereitelt wurde und mir klang das ſchneidende Geklimper die ganze Nacht in den Ohren.

Das Familienleben der Siameſen ſoll im Ganzen gut ſein, indeſſen hat es doch auch Seiten, die grade nicht ſehr freundlich ausſehen. Der Mann iſt der abſolute Herr der ganzen Familie. Er darf zunächſt ſein Weib, ſofern ſie keine Mitgift gebracht hat, ohne weiteres verkaufen, wenn ſie ihm nicht mehr gefällt, gewiß ein Recht, das viele unſerer liebenden Ehe-

männer daheim noch wünschenswerther finden möchten, als die Erleichterung der Scheidung. Und wie viel begeisterter würden die Schwüre unserer modernen Liebhaber noch tönen in dem Bewußtsein, der Süßen späterhin nicht nur sagen zu können:

„Und wenn Du meine Verse nicht lobst,
So laß ich mich von Dir scheiden."

sondern sogar: „so verauctionire ich dich und mache noch ein schönes Geschäft!" — Nicht geringer ist die Macht des Vaters über die Kinder. Wenn Jemand in Schulden gerathen ist, so verkauft er einen oder zwei seiner Jungen, weshalb man sich desto reicher glaubt, je mehr Kinder man hat. Ob nicht auch diese Einrichtung so manchem aufgeklärten, jungen Mann besonders rücksichtlich der „Kinder der Liebe" ein bedeutender Fortschritt scheinen würde, lasse ich dahingestellt.

Was das Loos der siamesischen Sclaven betrifft, so ist es erträglich. Sie werden zu häuslichen Diensten, zum Rudern, zu Garten- und Feldarbeiten verwendet und menschlich behandelt. Diejenigen, welche sich bei dem einen Herrn nicht wohlfühlen, haben das Recht, sich selbst weiter zu verkaufen. Sie bezahlen dann das Kaufgeld dem alten Herrn heraus und begeben sich zu dem neuen. Die Sclaven sollen in Siam wenigstens den vierten Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen.

Unter den merkwürdigen Volkssitten ist endlich noch ihre Art, die Todten zu bestatten, erwähnenswerth. Ich besuchte eines Tages den für diesen

Zweck bestimmten Ort in Bangkok, Namens Watt-schikett. Es ist ein weiter mit vielen Tempeln und mancherlei Gebäuden besetzter Platz oder vielmehr Garten, in dem man viele Raben, Hunde, Geier und Talapoins findet. Hier werden alle Todten der Stadt hergeschafft und bestattet. Am häufigsten geschieht dies durch Verbrennung. Ich wohnte einer solchen bei. In einer Halle war die Leiche mit einem Blumenstrauß in der Hand ausgestellt. Sie lag in einer Art Sarg, dessen Boden aber nicht aus einem Brett, sondern einem hölzernen Gitter bestand. Um die Leiche herum im Kreise saßen Talapoins und Leidtragende. Einer der ersteren hatte einen erhöheten Sitz und las mit monotoner Stimme Gebete vor, welche auf Palmblätter geschrieben waren. Als die Ceremonie beendet war, wurde ein kleiner Scheiterhaufen errichtet und der Leichenkasten auf denselben gesetzt. Man öffnete eine Cocosnuß und goß das Wasser derselben auf die Leiche. Dann kam der nächste Leidtragende und hinter ihm die anderen alle, jeder mit einem brennenden Kienspahn in der Hand, welchen sie an den Scheiterhaufen legten, ein Anblick, der etwas Rührendes hatte. Bald stand nun das Holz in vollen Flammen, aber einige dazu angestellte Kulis wußten mit großer Geschicklichkeit den Kasten, indem sie ihn fortwährend mit Wasser besprengten, vor dem Verbrennen zu schützen. Dies geschieht, um die brennende Leiche den Augen zu entziehen, denn da die Sehnen und Muskeln durch die Hitze sich zusammenziehen, so regen sich die Glieder und der Todte

ſcheint ſich in den Flammen hin- und herzuwälzen, welches ein ſchrecklicher Anblick ſein ſoll. Indeſſen hörte man zwiſchen dem Kniſtern des Holzes doch auch das Braten und Pruzeln der Fleiſchmaſſe und das ſchmelzende Fett troff in dicken Tropfen, wie brennendes Pech, in die hochaufflackernde Gluth. Doch war merkwürdiger Weiſe von einem widerwärtigen Geruch nicht viel zu merken, was vielleicht an dem Winde lag, der den Rauch von uns forttrieb. Endlich fielen die Wände des Sarges auseinander und von der Leiche war nichts mehr als eine kohlende, glühende Maſſe in unbeſtimmten Umriſſen zu ſehen, welche bis das Feuer zuſammengeſunken war, von der übrigen Aſche auch nicht mehr unterſchieden werden konnte. Manche finden dieſe Sitte ſchön, ich aber muß geſtehen, daß der Gedanke, mich ſelbſt oder einen theuren Freund in dem Zuſtande einer gebratenen Hammel- oder Rindskeule zu ſehen, nichts Anziehendes für mich hat. — Ich habe geſagt, daß Wattſchikett ein Sammelplatz für Geier, Raben und Hunde iſt, dieſer Umſtand hat nicht im Zufall ſeinen Grund. Die Siameſen verbrennen nämlich nicht etwa alle ihre Leichen, ſondern die Armen und Unbemittelten werden auf einer Tenne innerhalb einer kleinen Umzäunung dieſen Thieren zum leckern Mahle vorgeworfen. Wir traten auf einen dieſer von Gebüſch umgebenen Plätze. Es war gräßlich. Mit Geſchrei kamen die großen, kahlköpfigen Geier und das Rabengeſindel herbei in der Meinung, daß wir neues Futter brächten, und die ekelhaften Köter lauerten im Gebüſch.

Ein Leichnam, der, wie wir wußten, gestern dahin gelegt war, zeigte sich bis auf das blutige Skelett vollkommen abgezehrt und auch davon konnte man nur noch den Schädel und die größeren Röhrknochen finden, denn die kleineren hatten die gefräßigen Bestien ebenfalls vertilgt. Lumpen und alte Schädel moderten rings umher und ein dünner Verwesungsgeruch zog durch die Luft. Mit Ekel eilte ich fort, ohne übrigens die Vorzüge dieser billigen, schnellen und radicalen Vertilgung zu verkennen, welche nur noch durch den rationellen Vorschlag daheim überboten wird, die Leichen zur Düngung der Felder für die Lebenden nutzbar zu machen.

Was schließlich die Zahl der in Bangkok lebenden Europäer betrifft, so ist sie nur gering. Der Handel ist durchaus nicht von derjenigen Bedeutung, welche zu erwarten man vor kurzem noch sich berechtigt glaubte. Die geringen Bedürfnisse des Volks werden durch die chinesischen Kleinhändler vollkommen befriedigt und das Verlangen der einzelnen Großen nach europäischen Luxusartikeln ist zu vereinzelt und schwankend, um die Basis eines soliden Geschäfts abgeben zu können. So bleibt nur die Ausfuhr übrig, welche besonders in Reis für China und in Trocholz, Zucker, Pfeffer, Indigo, Baumwolle, Elfenbein u. dergl. für Europa besteht. Doch ist dieselbe, außer in den beiden ersten Artikeln, nicht sehr bedeutend, auch kann man für's Erste eine Steigerung gar nicht erwarten. Außer den Kaufleuten befinden sich nur noch einige Missionare hier. Die katholische Mission hat auch hier schon

eine zweihundertjährige an vereitelten Hoffnungen reiche Geschichte.

Sie wurde im Jahre 1662 von 6 Patres an deren Spitze Msgr. de la Mothe Lambert Bischof von Berytus als apostolischer Vicar stand, begonnen. Das lebhafte Interesse Ludwig XIV. von Frankreich an derselben, welcher mehrere Gesandschaften und sogar eine bewaffnete Expedition zur Unterstützung des Königs von Siam in einem Kriege dahin absandte, verschaffte ihr anfangs ebenfalls große Erfolge und als gleichzeitig ein französischer Abentheurer Constantin Falcon sich zum ersten Minister emporschwang, schienen sie ihrem Ziele, das Christenthum zur Staatsreligion zu machen, bereits sehr nahe. Indeß dieser Versuch mißglückte hier nicht minder wie in Japan. Falcon wurde gestürzt und hingerichtet, die Franzosen aus dem Lande vertrieben und eine Christenverfolgung begonnen. Später wußten die Missionare wieder Eingang zu finden und haben so unter wechselnder Gunst der Verhältnisse, im Allgemeinen aber sehr bedrückt ihr Werk fortgesetzt bis in die Gegenwart. Die jetzige Regierung ist dem Christenthum nicht feindlich. Der König, völlig durchdrungen von der Ueberlegenheit der europäischen Macht und Cultur ist auf das Eifrigste bestrebt sein Land derselben entgegenzuführen, und begünstigt deshalb jede Verbindung mit Europa und die Ansiedelung der Fremden. Was seine Politik in Religonssachen betrifft, so hat er, obwohl selbst eifriger Anhänger und Apologet des Buddhismus den Grundsatz der freien Religionsübung

angenommen und es werden daher der Verkündigung des Evangeliums in seinem Lande keine Hindernisse mehr entgegengestellt. Ja in Bezug auf seine nicht siamesischen Unterthanen scheint der König es gar nicht ungern zu sehen, wenn sie zum Christenthume übertreten. So hat er vor einigen Jahren selbst seinem General der Artillerie, der ein Christ ist, 3000 kriegsgefangene Anamiten, welche der Armee einverleibt wurden mit dem Auftrage übergeben, sie zu Christen zu machen. Gegenwärtig befinden sich in Bangkok vier katholische Gemeinden mit eigenen Kirchen und Priestern, zu denen 4000 getaufte Christen gehören. Fast ebenso groß ist die Zahl der in den Provinzen lebenden, welche jedoch nur kleine Gemeinden bilden und in leichten aus Bambus und Palmblättern errichteten Kapellen ihre Andacht verrichten. Eine steinerne Kirche befindet sich noch in Ajuthia der alten Hauptstadt des Landes, ehemaligem Sitze der katholischen Bischöfe. Das Missionspersonal besteht jetzt aus Msgr. Pallegoix Bischof von Mallos und apostolischem Vicar nebst zehn europäischen, meist französischen Missionaren und fünf eingebornen Priestern. Dazu kommen 6 Schullehrer und 15 Katechisten, ein Seminar mit 30 Zöglingen und endlich vier Klöster mit 45 Mönchen. Wenn man bedenkt, daß diese Erfolge das Resultat einer 200 jährigen Wirksamkeit sind, so kann man sie nicht groß finden. Auch sind die eingebornen Gemeinden meist so arm, daß sie allein ihre Geistlichen nicht unterhalten können und da die Unterstützung der Mission

aus Europa auch nur gering zu ſein ſcheint, ſo führen die Miſſionare ein dürftiges, entſagungsreiches Leben. Den Biſchof, einen ſchwachen, zitternden Greis, der bereits 33 Jahre in Siam zugebracht hatte, fand ich in einem kleinen, leicht gebauten Hauſe, deſſen Einrichtung auffallend ärmlich war. Ein alter Chineſe ſchien ſein einziger Diener zu ſein. Getreu ihren überall gleichen Grundſätzen haben die katholiſchen Miſſionare die Landestracht auch hier angenommen, ja um ſogleich als Prieſter anerkannt zu werden, raſiren ſie ſich ſogar wie die Talopoins den Kopf. Wie weit ſie die Accomodation in der Lehre treiben iſt mir unbekannt, doch macht man ihnen im Allgemeinen in dieſer Beziehung oft ungerechte Vorwürfe. Die Mehrzahl ihrer Getauften beſteht aus Laos, Anamiten und Chineſen.

Was die proteſtantiſche Miſſion betrifft, ſo war es wiederum Gützlaff, welcher im Jahre 1828 Siam zuerſt beſuchte, und auf deſſen Anregung im Jahre 1833 amerikaniſche Miſſionare dieſelbe begonnen und bis jetzt fortgeſetzt haben. Doch ſind die Erfolge ſeither ſehr entmuthigend geweſen, denn nach einer 30jährigen Arbeit beſteht die Zahl ihrer Getauften aus noch nicht mehr als einigen 20 Seelen. Die Urſache davon iſt der radicale, durch keine Accomodation zu mildernde Gegenſatz, in welchem die evangeliſche Lehre und Lebensweiſe mit der Volksanſchauung ſteht, denn nicht einmal als Religionslehrer kann man ſich gewöhnen die proteſtantiſchen Miſſionare anzuſehen, weil ſchon der Umſtand, daß ſie in der Ehe leben, den Siameſen mit dem Begriffe eines ſolchen unvereinbar ſcheint.

Nur unter dem nicht buddhistischen Bergvolke der Carenen im Nordwesten von Siam und vorzüglich in den dortigen englischen Besitzungen hat die amerikanische Baptistenmission große Erfolge gehabt. Ihre Getauften zählen daselbst schon nach Zehntausenden. In Bangkok und Umgegend leben jetzt 9 protestantische Missionare. Ihre Hauptthätigkeit besteht in der Verbreitung der heiligen Schrift, welche sie in die Landessprache übersetzt haben und nebst Tractaten massenweise verbreiten. Man muß hoffen, daß diese Maßregel ähnlich wie in China die christlichen Ideen wenn auch langsam und allmählich in die Menge bringen und einen Gährungsproceß anregen werde, der dieselbe einst von innen heraus durch Gottes Gnade dem Evangelium zuführen wird. Diese Hoffnung erhält eine Bestätigung durch folgenden Vorfall, der in einem Missionsbericht des letzten Jahres erzählt wird:

„Die Missionare in Petschaburi wurden am 9. Juli 1861 von einem außerordentlich interessanten Manne besucht, den sie vorher nie gesehen hatten. Derselbe hatte vor Jahren auf irgend eine Weise eine Anzahl von Tractaten und Theilen der Schrift empfangen, welche er so lange durchstudirte bis er die meisten davon wörtlich auswendig wußte. Obgleich niemals durch den persönlichen Unterricht von irgend jemandem unterwiesen, und ohne irgend einen andern Lehrer als das Wort und den Geist Gottes hatte er dem Buddhismus völlig entsagt, und sein ganzes Wesen bewies, daß er ein aufrichtiger Christ war. Wer möchte nun behaupten, daß es nicht mehr solcher Fälle in Siam

geben könne, herbeigeführt durch die von den Miſſionaren verbreiteten Bücher, deren Erfolge gleich dem Sauerteige mächtig, obwohl dem menſchlichen Auge verborgen ſind!“

Dreizehntes Capitel.

Prinz George Waſhington. Der Vertrag. Die Fiſchwelt der Bai. Simaharaſcha. Urwald. Thierwelt. Eine Jagdpartie. Petſchaburi. Die Villa des Premierminiſters. Die große Grotte. Königliches Luſtſchloß. Abreiſe nach Singapore. Aufenthalt daſelbſt. Fahrt durch die Sundaſee. Anjer. Die Holländer auf Java. Wieder auf dem Ocean. Thierleben an Bord. Todesfälle. Windſtillen. Eine Tieflothung. Ankunft am Cap der guten Hoffnung.

Singapore, den 3. März 1862.

Unſer Aufenthalt in Siam hat ſich ebenfalls mehr, als wir erwarteten, in die Länge gezogen. Obwohl nämlich die Verhandlungen weder im Anfang noch im Verlauf auf erhebliche Schwierigkeiten ſtießen, ſo mußten ſie doch wegen eines Unwohlſeins des Prinzen Kromluang, welcher Vorſitzender der dazu ernannten Commiſſion war, einige Zeit unterbrochen werden. Auch der zweite König verzögerte den Abſchluß des Vertrages, indem er den Termin der großen Audienz unter allerlei Vorwänden immer wieder hinausſchob. Unter der Hand erfuhr man, daß er beſchäftigt ſei, ſein Palais zu renoviren und vor Vollendung aller Arbeiten den Geſandten nicht gern empfangen wolle, um nicht hinter

dem ersten Könige, auf den er ziemlich eifersüchtig sei, zurück zu stehen. Die Schiffe lagen während dieser Zeit in bekannter Weise auf der Rhede, doch hatten wir auch eine Empfangs-Feierlichkeit zu veranstalten, da einer der eingebornen Prinzen uns seinen Besuch machte. Es war ein Sohn des zweiten Königs, der sich Prinz George Washington nennt und Chef der Marine ist. Er wurde wie ein europäischer Prinz behandelt. Die Offiziere befanden sich in großer Uniform, die Leute in Parade, große Musterung, Geschütz- und Segel-Exercitien fanden statt und zuletzt erhielt Se. Königl. Hoheit ein Salut von 21 Schuß. Obwohl er viel Einsicht und Interesse für Alles zeigte und für einen Siamesen Bildung genug besaß, so erschienen diese Ehrenbezeugungen vor dem dunkelbraunen, verlegen lächelnden Gentleman, der barfuß und statt der Hosen nur mit einem um die Hüften geschlagenen Tuche bekleidet, die Front entlang ging, doch beinah als Ironie, und wenn nicht das Gold und die Diamanten, wovon seine Kleider und Waffen starrten, mit ihrem seltsamen Zauber sich Respect verschafft hätten, so wäre „der Nigger" wohl trotz aller Parade von den Matrosen ausgelacht worden. — Der Vertrag wurde endlich am 7. Februar unterzeichnet. Was seinen Inhalt betrifft, so liegt es in der Natur der Sache, daß er im Wesentlichen dasselbe enthält, wie der englische, französische und amerikanische, nämlich: das Recht vollkommener Handelsfreiheit, freier Religions-Uebung, nebst der Befugniß, Kirchen an solchen Orten zu bauen, wo es die Siamesische Regierung erlaubt,

freier Niederlassung in Bangkok und einem gewissen Bezirk in der Umgegend, ferner das Recht, im ganzen Reiche mit Pässen der Regierung zu reisen, Eingeborne in Dienst zu nehmen, Häuser zu bauen, Fabriken anzulegen, nach Bergwerken zu schürfen; Festsetzung bestimmter Ein- und Ausfuhrzölle. Indessen hat Graf Eulenburg auch einige neue Zugeständnisse erlangt. Nach den Bestimmungen der früheren Verträge wurde die Befugniß, innerhalb der Stadt Bangkok oder eines Umkreises von 4 engl. Meilen Grundbesitz zu erwerben, nur solchen Ausländern zugestanden, welche sich bereits zehn Jahre in Siam aufgehalten hatten. Diese Bestimmung kam einem Verbot der Erwerbung von Grundbesitz gleich. In Folge der lebhaften Vorstellungen unseres Gesandten hat die Regierung dasjenige Terrain in Bangkok, welches das geeignetste für europäische Ansiedlungen ist, ohne weitere Beschränkung frei gegeben.

Der König von Siam hatte sich ferner das Recht vorbehalten, unter Umständen die Ausfuhr von Reis, Salz und Fisch zu verbieten, jedoch mit der Maßgabe, daß ein solches Verbot auf die Erfüllung von Contracten, welche vorher in guten Glauben abgeschlossen waren, keinen Einfluß haben sollte. Auf den Antrag des Gesandten ist nun noch hinzugefügt, daß es auch erlaubt sein sollte, Schiffe damit zu beladen, welche zur Zeit der Ankündigung des Ausfuhrverbots bereits in Siam angekommen waren oder sich bereits von China oder Singapore auf der Fahrt dahin befanden. Das früher vorbehaltne Recht des Ausfuhrverbots

von Salz und Fisch hat die Regierung freiwillig aufgegeben. Laut eines besonderen Artikels soll uns wie in Japan und China die Theilnahme an allen Vortheilen zustehen, welche die Regierung den Unterthanen anderer Nationen etwa noch bewilligen möchte. In Kraft sollen diese Bestimmungen sofort treten und die Ratificationen binnen 18 Monaten in Bangkok ausgetauscht werden. Auch hier hat der Vertrag Gültigkeit für den ganzen Zollverein und beide Mecklenburg. Die Hansestädte hatten jedoch, da sie unsere Hülfe hier nicht brauchten, bereits einen besondern Tractat abgeschlossen. Die „Thetis" segelte nun gleich am 12. nach Singapore ab, von wo einer der Attaché's mit der Nachricht, daß die Aufgabe der ostasiatischen Gesandtschaft nunmehr erfüllt sei, als Courier nach Berlin abging. Die „Elbe" war schon am 24. Decbr. nach Europa abgesegelt und so blieben wir denn allein zurück, um auf den Grafen zu warten, der noch einige Excursionen in das Innere des Landes unternommen hatte.

Inzwischen waren uns an Bord auch einige Unterhaltungen geboten. Die Bai ist außerordentlich fischreich und schon früher hatte man die Haiangeln ausgeworfen und auch einen ungeheuren Hai von über 9' Länge, 5' Dicke und einen 17" breiten Rachen gefangen, jetzt aber wurde ein Netz gestrickt, mit welchem sich ein paar Boote Abends nach Beendigung der Arbeit auf den Fischfang begaben, und stets mit reicher Beute zurückkamen. Merkwürdige Thiere: Rochen, Seesterne, Krabben und andere Ungethüme kamen da zum Vorschein, auch mehrere der gelben, schwarzgestreiften

Seeſchlangen, die ſo außerordentlich giftig ſind, wurden geangelt. Ein noch größeres Vergnügen aber gewährte uns die Fiſchwelt in manchen ſtillen und dunkeln Nächten, wo die See in einem ſolchen Grade leuchtend war, daß jeder über die Oberfläche ſpritzende Tropfen zu einem Feuerfunken ward. Wie durch Zauberei ſah man dann alle die tauſend mal tauſend Bewohner der Tiefe als glühende Körper ſichtbar werden, in verſchlungenen Linien durcheinander ſchießen und lange, hellglänzende Streifen nach ſich ziehen. Hier ſtrichen behaglich ein paar hundert fußlange Fiſche dahin, dort ſtieben, von einem Hechte verfolgt, ein Schock kleinerer Thiere in langen Feuerſtrahlen auseinander, ſchnellen ſich über die Oberfläche und fallen funkenſprühend wieder dahin zurück. Eine breite Gluthſtraße, welche dort in einiger Entfernung langſam vorüberzieht, läßt auf die Nähe eines rieſigen Hai ſchließen und der große Feuerfleck, welcher hier, begleitet von einem eigenthümlichen, plätſchernden und ſchnaufenden Geräuſch, aufleuchtet, verräth die Stelle, wo einer der ſchönen, roſaweißen Delphine, welche nur in dieſem Meerbuſen vorkommen ſollen, mit ſeinem gewöhnlichen Kobolds ſprung aufgetaucht iſt. Ja ſelbſt wunderſame Töne ſchallen aus dieſer Welt von Leben hervor und ſtrafen das Sprichwort: ſtumm wie ein Fiſch, Lügen. Mit tiefem Brummen läßt ſich der Knurrhahn von Zeit zu Zeit vernehmen und oft, beſonders beim Sonnenuntergang, tönt ein lautes, metallhelles Klingen wie fernes Glockenläuten aus der Tiefe und erinnert unwillkürlich an die unterſeeiſche Stadt

Ein Leichnam, der, wie wir wußten, gestern dahin gelegt war, zeigte sich bis auf das blutige Skelett vollkommen abgezehrt und auch davon konnte man nur noch den Schädel und die größeren Röhrknochen finden, denn die kleineren hatten die gefräßigen Bestien ebenfalls vertilgt. Lumpen und alte Schädel moderten rings umher und ein dünner Verwesungsgeruch zog durch die Luft. Mit Ekel eilte ich fort, ohne übrigens die Vorzüge dieser billigen, schnellen und radicalen Vertilgung zu verkennen, welche nur noch durch den rationellen Vorschlag daheim überboten wird, die Leichen zur Düngung der Felder für die Lebenden nutzbar zu machen.

Was schließlich die Zahl der in Bangkok lebenden Europäer betrifft, so ist sie nur gering. Der Handel ist durchaus nicht von derjenigen Bedeutung, welche zu erwarten man vor kurzem noch sich berechtigt glaubte. Die geringen Bedürfnisse des Volks werden durch die chinesischen Kleinhändler vollkommen befriedigt und das Verlangen der einzelnen Großen nach europäischen Luxusartikeln ist zu vereinzelt und schwankend, um die Basis eines soliden Geschäfts abgeben zu können. So bleibt nur die Ausfuhr übrig, welche besonders in Reis für China und in Trocholz, Zucker, Pfeffer, Indigo, Baumwolle, Elfenbein u. dergl. für Europa besteht. Doch ist dieselbe, außer in den beiden ersten Artikeln, nicht sehr bedeutend, auch kann man für's Erste eine Steigerung gar nicht erwarten. Außer den Kaufleuten befinden sich nur noch einige Missionare hier. Die katholische Mission hat auch hier schon

eine zweihundertjährige an vereitelten Hoffnungen reiche Geschichte.

Sie wurde im Jahre 1662 von 6 Patres an deren Spitze Msgr. de la Mothe Lambert Bischof von Berytus als apostolischer Vicar stand, begonnen. Das lebhafte Interesse Ludwig XIV. von Frankreich an derselben, welcher mehrere Gesandschaften und sogar eine bewaffnete Expedition zur Unterstützung des Königs von Siam in einem Kriege dahin absandte, verschaffte ihr anfangs ebenfalls große Erfolge und als gleichzeitig ein französischer Abentheurer Constantin Falcon sich zum ersten Minister emporschwang, schienen sie ihrem Ziele, das Christenthum zur Staatsreligion zu machen, bereits sehr nahe. Indeß dieser Versuch mißglückte hier nicht minder wie in Japan. Falcon wurde gestürzt und hingerichtet, die Franzosen aus dem Lande vertrieben und eine Christenverfolgung begonnen. Später wußten die Missionare wieder Eingang zu finden und haben so unter wechselnder Gunst der Verhältnisse, im Allgemeinen aber sehr bedrückt ihr Werk fortgesetzt bis in die Gegenwart. Die jetzige Regierung ist dem Christenthum nicht feindlich. Der König, völlig durchdrungen von der Ueberlegenheit der europäischen Macht und Cultur ist auf das Eifrigste bestrebt sein Land derselben entgegenzuführen, und begünstigt deshalb jede Verbindung mit Europa und die Ansiedelung der Fremden. Was seine Politik in Religonssachen betrifft, so hat er, obwohl selbst eifriger Anhänger und Apologet des Buddhismus den Grundsatz der freien Religionsübung

exotiſchen Formen wie erhöht und veredelt aus denen, die unſere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung ſinnlicher Anſchauungen, wie ſpäter die Thätigkeit der combinirenden Vernunft zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsſtufen der Menſchheit durchdringt, daß ein gemeinſames, geſetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umſchlinge."

Nächſt der Pflanzenpracht waren es dann die Thiere, auf die wir unſere Aufmerkſamkeit richteten. Am eifrigſten ſpähte ich nach den Affen, die in den Zweigen ihr munteres Spiel trieben, allein obwohl ſie nichts weniger als ſelten ſind, ſo darf man ſich doch nicht vorſtellen, wie man von Hauſe her eigentlich geneigt iſt, auf jedem Baume eine Schaar derſelben anzutreffen. Auch gehört ein gutes Auge dazu, ſie in den dichtbelaubten Wipfeln zu erkennen. Unermeßlich aber iſt die Zahl der Vögel. Grüne und rothe Papageien, Tucane, Colibris, Reiher, Pelicane, eine Menge Kukuks-, Krähen- und Amſel-Arten, alle in den lebhaft bunten Farben, welche den gefiederten Bewohnern der Tropen eigenthümlich zu ſein pflegen, wiegen ſich in den Zweigen und erfüllen die Luft mit ihren mannigfachen Tönen. So melodiſch wie in unſern Wäldern hören ſich dieſelben allerdings nicht an, denn der Reichthum an eigentlichen Singvögeln iſt ein beſonderer Vorzug unſerer Breite, um deswillen man Vieles miſſen kann. Einen ganz beſonderen Eindruck macht es noch, unſern alten wohlbekannten Hausvögeln im wildeſten Naturzuſtande zu begegnen. Ueberall

hört man das weitschallende Gurren der Turteltauben, welche bei weitem die häufigsten Vögel dieser Wildniß sind und selbst unsere ganz gewöhnlichen, biedern Haushühner laufen und fliegen scheu durch die Büsche so daß, wer hier aus dem traulichen Hahnenschrei auf die Nähe menschlicher Wohnungen schließen wollte, sich in einem argen Irrthum befinden würde. Auch Pfaue jagt man manchmal, obwohl seltener, im Dickicht auf. Unter den Eingebornen geht die Sage: Wenn man einen Pfau treffe oder sein Geschrei höre, so sei dies ein sicheres Zeichen, daß auch der Tiger nicht weit sei. An diesen Bestien ist nämlich überall in Siam kein Mangel und zwar giebt es zwei Arten: den eigentlichen bengalischen Königstiger und den Panther. Auch tödtlich giftige Schlangen und Crocodile sind reichlich vorhanden, kurz man befindet sich allerdings mitten unter den Abenteuern und Gefahren, welche so manchmal daheim die Phantasie beschäftigen. In Wirklichkeit aber waren wir in Bezug auf dieselben ziemlich unbesorgt. Die Panther sind dem Menschen völlig ungefährlich, die Crocodile bleiben in ihren Creeks, die Schlangen vertheidigen sich nur gegen Angriffe. Am ersten konnte man sich vor Tigern fürchten, besonders als uns der Schulze eines benachbarten Dorfes sagte, daß vor wenigen Tagen ein großer Büffel von einem Tiger fortgeholt sei. Da indeß die Eingebornen ganz unbesorgt durch den Wald gingen, so thaten wir es auch und beruhigten uns dabei, daß die Bestien nur Nachts auf Raub ausgehen und wohl auch hier, wo sie anderes Wild genug finden, nicht so

gefährlich sind. Wollte man sich vor der bloßen Möglichkeit einer Gefahr scheuen, so dürfte man eben gar nicht an Land gehen.

Daß man bei solchen Excursionen übrigens immer in größeren Gesellschaften zusammen blieb und gut bewaffnet war, versteht sich von selbst. Doch stand der Sinn unserer Jäger nur nach den Hirschen, an denen die Gegend gleichfalls sehr reich ist und deren Fährten wir auch in Menge fanden. Eines Tages wurde eine größere Jagdpartie unternommen, der ich mich auch anschloß, nicht sowohl um zu jagen als um recht nach Herzenslust durch die Wildniß zu wandern. Wir fuhren lange vor Sonnenaufgang nach dem eben bezeichneten Dorfe Bangpra, dessen würdigen Schulzen wir unser Verlangen, Hirsche, Kuangs zu schießen, vortrugen, worauf derselbe sogleich nach einem Führer schickte. Dieser, ein chinesischer Jäger, Namens Gunta, erschien denn auch bald, die alte Flinte auf der Schulter und das Pulverhorn über den braunen Rücken gehangen, — eine große muskulöse Gestalt mit ausdrucksvollem Gesicht und für unsern Zweck offenbar die geeignetste Persönlichkeit. Es wurde ihm zunächst eine abgetragene Officiersjacke geschenkt, die er mit gehobenem Selbstbewußtsein sogleich über seinen nackten Leib zog und dann gings ohne Aufenthalt in den grünen Wald. Guntram, so nannten, wir unsern Jäger, ging mit einem Schritte, dem wir kaum folgen konnten, voran und leitete mit vieler Einsicht die ganze Jagd. Die Matrosen, welche als Treiber mitgekommen waren, wurden von ihm angestellt und ebenso den

Schützen ihre Plätze angewiesen. Dann schrillte die Bootsmannspfeife durch die Büsche und das Halloh begann. So gings den ganzen Tag und Guntram führte uns an die rechten Plätze, denn es wurden mindestens ein Dutzend Hirsche aufgescheucht. Zu Mittag wurde bei einer schattigen Quelle Rast gemacht und mit Hartbrot, Käse, Salzfleisch und einem Schluck Cognac ein vortreffliches Frühstück gehalten. Die Blujacks, die sich in ihrer besten Laune befanden, kletterten die schlanken Stämme einiger nahestehenden Cocospalmen in die Höh', hieben mit ihren Messern die jedem Andern unzugänglichen Früchte ab und lieferten so einen herrlichen Beitrag zu unserer Mahlzeit. Man muß in der That einen solchen Marsch in der Hitze gemacht haben, um den Genuß zu kennen, den die kühle, frische, süße Cocosmilch dem Durstigen gewährt, denn das warme, von Thieren wimmelnde Wasser, das man in den Quellen findet, ist kein sehr angenehmes Getränk. Nachmittags ging es denn in der beschriebenen Weise weiter bis die Gesellschaft gegen Abend wieder in Simaharatscha antraf, wo die Boote schon bereit lagen. Wirft Jemand die indiscrete Frage nach der erlegten Beute auf, so ist zu bemerken, daß dieselbe gar nicht der Hauptzweck unserer Excursion war und daß die Hirsche hier ausnehmend schnell zu sein scheinen. Die Wahrheit zu gestehen, wurde auf all den verschiedenen Jagdpartieen nur ein Hirsch und von einem eingeborenen Jäger ein kleiner Panther geschossen, der aber doch schon recht achtbare Zähne hatte. Einer unserer Aerzte schoß auch auf

einer Bootsfahrt in den Creeks, von denen die Wildniß vielfach durchkreuzt wird, mehrere große Crocodile, von denen das eine über 10′ lang war. Im Uebrigen aber begnügten sich die Jäger mit Hühnern und Tauben von welchen letzteren wohl Hunderte geschossen sind.

Der Gesandte wollte seinen Aufenthalt in Siam mit einem Besuche in Petschaburi beschließen, einem anmuthigen, etwa 3 deutsche Meilen von der See entfernt gelegenen Städtchen südlich von Bangkok, welches der König Maha Mongkut zu seiner Sommerresidenz erwählt hat. Die „Arcona" begab sich daher nach dieser Küste, um den Grafen von dort an Bord zu nehmen, und einige von uns benutzten die Gelegenheit, dies hinterindische Versailles gleichfalls kennen zu lernen. Da das Land auch hier unwegsame Wildniß war, so mußte unsere Reise auf dem kleinen Fluß oder Creek geschehen, an dessen Ufern Petschaburi liegt. An der Mündung desselben, fanden wir auch schon einige königliche Gondeln, welche bestimmt waren, uns hinaufzuführen, da der Creek weiter oben für unsere Schiffsboote zu seicht wird. Die Fahrt dauerte 8 Stunden und ging fortwährend durch jenen oben beschriebenen Wald. Da jedoch der Fluß eine bequeme Straße durch denselben ist, so fanden wir rechts und links mehrere Dörfer, deren Hütten malerisch von Palmen beschattet hinter dem dichten Grün hervorschimmerten. Auch ist diese nasse Straße nichts weniger als einsam, vielmehr begegneten wir fortwährend den Canoes der Eingeborenen, welche von kurzen Rudern

in Bewegung gesetzt mit großer Geschwindigkeit an uns vorüber trieben. Die Welt der Vögel war so reichlich wie überall vertreten, besonders aber ergötzte uns hier das lustige Volk der Affen, welche an mehreren Stellen groß und klein am Ufer saßen und uns mit ihren neugierigen, klugen Augen anstarrten, ohne sich fortscheuchen zu lassen.

Wir kamen Nachmittags in Petschaburi an und landeten vor einer hübschen Villa, über deren Thorweg mit großen Buchstaben die Inschrift stand: Country house of his Excellency the prime minister of Siam. Der würdige Premierminister hatte sie mit einer Anzahl von Gondeln, einer großen Dienerschaft und einem Marstall von 19 muntern, hübschen Pferden unserm Gesandten zur Disposition gestellt. Einige ähnliche Landhäuser siamesischer Großen standen in der Nähe, doch hat die auf dem andern Ufer gelegene Stadt weiter nichts Merkwürdiges. Wir hielten uns auch mit ihr nicht lange auf, sondern setzten uns zu Pferde und ritten hinaus ins Freie. Schöne, grade, mit Gräben versehene Wege führen hier nach verschiedenen Richtungen und beweisen die Anstrengungen und Verdienste des Königs für die Cultivirung seines Landes. Die Wildniß ist hier schon weithin gelichtet und gesegnete Ebenen voll gut angebauter Reisfelder dehnen sich nach dem Horizonte aus. Eine Hügelkette zieht sich in einiger Entfernung von der Stadt dahin und gewährt dem Auge jenen angenehmen Ruhepunkt, dessen Mangel sonst auch die fruchtbarsten Ebenen eintönig und langweilig macht. Der höchste Gipfel dieses Höhen-

zuges wird von einem königlichen Lustschlosse gekrönt, welches anmuthig in das Land herabschaut.

Das erste Ziel unseres Rittes war eine unter den Siamesen berühmte Grotte, etwa eine Meile von der Stadt. Sie liegt an dem Abhange eines waldigen Hügels in einer Schlucht, zu welcher eine breite, steinerne Treppe herabführt. Die große, dunkle Oeffnung in der steil aufsteigenden, mit Schlingpflanzen bekleideten Felswand wird von zwei mächtigen Tropfsteinpfeilern sehr regelmäßig in ein Hauptthor und zwei Seitenthore getheilt. Hinter einem kurzen, dunklen Gange thut sich dann vor dem überraschten Blick eine der großartigsten Hallen auf, die man sich denken kann. Ueber einem weiten kreisförmigen Raum von 100 Schritt Durchmesser erhebt sich der Fels zu einem mindestens 100′ hohen Kugelgewölbe, dessen Gipfel wie bei den im Rotundenstil gebauten Kirchen eine runde Oeffnung zeigt, durch welche das von grünen Bäumen bekränzte Tageslicht herabfällt. In diesem wundervollen Helldunkel der Grotte besteht ihre eigenthümliche Schönheit, und das unheimliche Grauen, mit dem man sonst in der schweigenden Finsterniß unterirdischer Klüfte dahingeht, wandelt sich zur erhabenen Feierlichkeit. Auch sieht man nun erst, wie es bei keinem Fackelschein möglich ist, die wunderbare Pracht der Tropfsteingebilde. In einem Kunststil, den keine Menschenhand erreichen kann, hat hier die Natur ihre Säulenordnungen aufgebaut, ihre Spitzbogen gewölbt, ihre Arabesken gemeißelt:

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art,
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah,
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da.

Auch den Eingebornen hat sich dies Gefühl des „ewig Einen" an dieser Stätte mächtig aufgedrungen und dieselbe zu einem Tempel gemacht. Gerade dem Eingange gegenüber, recht in dem magischen Lichteffecte, sitzt wieder der langweilige Buddha mit seinen gekreuzten Beinen und seiner spitzigen Mütze, und aus allen Winkeln und Ecken wird man immer aufs Neue von diesem grinsenden Ideal der orientalischen Kunst begrüßt. Viele fanden diese barocke Staffage gerade hier besonders angebracht und einer von uns, der mit einer vorzüglichen Stimme begabt ist, trat mitten in die Grotte und sang mit seinem sonoren Bariton den Priesterchor aus der Zauberflöte: „O Isis und Osiris," welcher gewaltig vom Gewölbe wiederhallte. Ich aber, als unverbesserlicher Romantiker, dachte inzwischen daran, wie die Orgeltöne durch diesen Gottestempel rauschen würden, und welcher Felsen sich am besten zu Kanzel und Altar eigne. — An die große Halle schließt sich dann noch eine kleinere, die aber ebenfalls noch imposant genug ist, von da aber verlaufen sich die Gänge finster und grausig in die Tiefe, wo sie den waghalsigen Wanderer vielleicht in neue Säle und Dome führen würden.

Die andere Merkwürdigkeit Petschaburi's, das Lustschloß des Königs, besteht aus einer Anzahl europäischer Häuser, Warten und Mauern, die in höchst origineller und malerischer Unregelmäßigkeit zusammengestellt sind. Das Ganze ist so elegant und comfortable, daß wohl auch ein europäischer Fürst darin wohnen könnte. Sein größter Vorzug aber besteht, wie schon erwähnt, in der Fernsicht über das ganze Land bis zur See, die man von oben aus hat.

Graf Eulenburg verließ die siamesische Sommerresidenz den 24. Februar und begab sich an Bord. Noch an denselben Tag lichteten wir mit herzlicher Freude, daß nun der letzte Vertrag geschlossen sei, die Anker und gingen in See. Leider mußten wir auf der kurzen Reise bis Singapore abermals zwei Leute, die an Klimakrankheiten gestorben waren, in den Wellen begraben. Den 2. März trafen wir hier ein, wo wir wieder mit der „Thetis" zusammenliegen. Unsere Freude über die Beendigung unserer Mission und über die Aussicht einer baldigen Heimkehr, zu der wir hier Ordre fanden, ist auf das Schmerzlichste getrübt worden durch die traurige Nachricht von dem Untergang der „Amazone," auf der fast Alle langjährige Freunde und Schiffsmaate hatten. — Wir werden nun hier wohl noch 14 Tage liegen und einige kleine Ausbesserungen vornehmen, dann aber ohne viel Aufenthalt nach dem Cap der guten Hoffnung absegeln. Graf Eulenburg begiebt sich mit einer der nächsten Ueberlandposten nach Hause.

Capstadt, den 16. Mai 1861.

Nach der Abreise der Gesandtschaft blieben wir noch vierzehn Tage in Singapore, beschäftigt das Schiff für die bevorstehende, weite Reise gründlich auszurüsten. Dieser berühmte Platz, welcher so vielen, die hier zuerst das Festland Indiens betreten, gleichsam eine neue Welt eröffnet, erregte in uns, die wir des Orients nachgerade herzlich müde waren, wenig Interesse mehr und die heftigen Regengüsse, welche in dieser Jahreszeit täglich einige Male herabstürzten, waren auch nicht geeignet, dasselbe neu zu beleben. Frohen Herzens lichteten wir daher am 28. März Anker, um die Heimreise anzutreten. Unser nächstes Ziel war vorläufig Anjer in der Sundastraße, wo wir noch einige Tage bleiben wollten und wohin uns die „Thetis“ schon vorangegangen war. Den von häufigen Windstillen heimgesuchten Archipel passirten wir unter Dampf, wo dann die Fahrt durch die Inseln und Straßen hindurch, für welche Segelschiffe manchmal Monate brauchen, recht angenehm ist. Ueberall sind die Küsten mit demselben, undurchdringlichen Urwald bedeckt, dessen großartige Wildheit das Auge des vorübergleitenden Beschauers immer wieder anzieht und seine Phantasie mit Orang-Utangs, Tigern, Schlangen und anderen wilden Bestien erfüllt. Wie behaglich zieht die Civilisation nun schon seit Jahrhunderten auf dem sicheren Wasser durch diese ungeheuren Wildnisse und wie gänzlich unberührt sind dieselben bisher von allen ihren Einflüssen geblieben!

In Anjer, jenem kleinen, holländiſchen Militär-poſten auf Java, den wir ſchon auf der Hinreiſe angelaufen hatten. Trafen wir die „Thetis“ bereits vor Anker. Der kleine Ort, deſſen weiße Häuſer nur ſchwach durch die Palmen und Tropengewächſe aller Art hindurchſchimmern, gab uns eine, wenn auch geringe Probe von Java, dieſem Juwel aller holländiſchen Colonien. Die Natur iſt prachtvoll und die ſtaunenswerthe Fülle der hier noch durch die Cultur erhöhten Vegetation prägt ſich der Erinnerung für immer ein. Wenig Oſtindienfahrer wird es geben, die nicht von dem rieſigen Artocarpusbaum an der Landungsſtelle von Anjer zu erzählen wüßten, auf dem die holländiſche Flagge weht und in deſſen Wipfel verſchiedene Ruhebänke angebracht ſind, zu denen man auf angelegten Leitern gelangt. Der ganze Ort mit ſeinen Kaffeeplantagen, Baumwollenbäumen, Palmenhainen, ſeinen vortrefflich rein gehaltenen Wegen, ſeinen regelmäßigen Alleen ſcheint eine einzige Parkanlage zu ſein und auch die Häuſer der Eingebornen, ſelbſt der Chineſen zeichnen ſich durch jene Nettigkeit und Reinlichkeit aus, durch welche ſich die Holländer ſprichwörtlich gemacht haben.

Dennoch giebt es am Platze außer einem Piquet Soldaten nur zwei europäiſche Familien. Unter dieſen erregte unſere Ankunft nicht geringe Bewegung. Der Commandant, ein Rittmeiſter, telegraphirte ſie ſogleich nach Serang, der Diſtrictshauptſtadt, in welcher der Regierungs-Chef, der den Titel Reſident führt, ſeinen Sitz hat. Die Antwort war eine große Einladung

dahin, welcher denn auch die beiden Capitäne und mehrere Offiziere Folge leisteten. Mit Extrapost wurden sie abgeholt und in Serang mit derselben außerordentlichen Freundlichkeit aufgenommen, welche wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich aber die „Thetis“ auf ihrer Rundreise durch den Sundaarchipel von den Holländern erfahren hatten. Die Sympathieen der Stammesverwandschaft sind in diesen Leuten noch keineswegs erloschen, und bei dem Gefühl ihrer Schwäche, welche sie hier draußen den Engländer, daheim den Franzosen preisgiebt, liegt ihnen sogar der Gedanke gar nicht so fern, eines Tages wieder mit Deutschland vereinigt zu sein. So wurde denn unsere Gesellschaft mehrere Tage in Serang zurückgehalten und mit dem Residenten beeiferte sich der eingeborne Sultan, sie durch Festlichkeiten zu unterhalten. Man veranstaltete eine Parade des dort stehenden, malaiischen Cavallerie-Regiments, einen Ball, Lustpartieen u. s. w. und zuletzt hatte sich ein so nahes Verhältniß gebildet, daß die Honorationen von Serang nach Anjer kamen, um unsere Abreise mit anzusehen und ganz gerührt wie von alten Freunden von uns Abschied nahmen.

Wie liebenswürdig aber auch das Benehmen der Holländer war, so wenig konnte unser eins, der doch immer in den europäischen Humanitätsbegriffen steckt, den unangenehmen Eindruck los werden, den ihre orientalische Behandlung der Eingebornen macht. Der einzig maßgebende Gesichtspunkt für ihre indische Politik ist den Mynheer's die Vermehrung der Einkünfte. Im

Uebrigen ſorgt man, ſoviel es anſtändiger Weiſe irgend geht, zu verhindern, „daß der Nigger nicht übermüthig werde.“ Keiner darf daher zu einem Weißen anders reden als auf den Knien und bei einer Begegnung iſt er gehalten, auf eine Entfernung von mindeſtens 30 Schritten vorher und nachher das Haupt zu entblößen. Schulen für die Eingebornen anzulegen, hält man für völlig unnütz und Holländiſch zu lernen iſt ihnen ſogar unterſagt. Diener, die etwas davon zu verſtehen anfangen, müſſen entlaſſen werden. In Rechtsſachen zwiſchen Weißen und Javanern wird nach dem Grundſatz verfahren: si duo faciunt idem, non est idem und nach verſchiedenen Geſetzen werden beide gerichtet. Unter dem Scheine der Großmuth hat man den alten Sultanen, die jetzt Regenten heißen, eine ſehr große Gewalt über die Ihrigen gelaſſen, denn ihre Regierung ſorgt natürlich am beſten für die Aufrechthaltung des status quo und gegen Gefahren ihrerſeits ſchützt die Beaufſichtigung der holländiſchen Reſidenten, die einem jeden von ihnen beigegeben ſind. Das ſind Proben von dem geprieſenen Colonial-Syſtem, welches das Ideal der Männer des commerciellen Intereſſes iſt. Indeß ſcheint man doch auch dabei eine unbehagliche Unſicherheit zu fühlen, wie das Verbot des Waffenverkaufs an die Eingebornen und die zahlreiche, geheime Polizei beweiſt, womit man insbeſondere die Regenten umgiebt. Ueberhaupt iſt die platt materialiſtiſche Geſinnung und mit ihr die Entſittlichung unter den Europäern in Java ziemlich verbreitet, wie

denn Batavia ja auch das orientalische Paris genannt wird. Was die christliche Mission betrifft, so liegt sie darnieder und dürfte unter den vorhandenen Umständen mehr Aussicht dazu sein, daß der fanatische Mohamedanismus der Eingebornen Proselyten macht, als das Christenthum. — In der That, wenn man diese Zustände mit denen in den englischen Colonien vergleicht, so kann man nicht umhin — wie viel auch an den letzteren noch anders zu wünschen wäre — in der Ausbreitung der englischen Herrschaft die providentielle Fügung zu erkennen und zuzugeben, daß nicht leicht eine andere Nation so sehr wie die englische der großen menschheitlichen Aufgabe gewachsen ist, den Orient christlicher Bildung und Gesittung entgegenzuführen.

Wir gingen am 6. April von Anjer aus in See und befanden uns am folgenden Tage schon in dem großen, indischen Ocean. Es ist und bleibt doch immer wieder ein eigenthümliches, ich möchte sagen feierliches Gefühl, das sich bei dem Bewußtsein regt, in der einsamen Unermeßlichkeit des Weltmeers zu schwimmen, obwohl nur die tiefere Bläue und die längere, schwerere Dünung dasselbe den Sinnen ankündigen. „Wer zu geistiger Selbstthätigkeit erweckt sich gern eine eigene Welt im Innern baut," sagt A. v. Humboldt, „den erfüllt der Schauplatz des offenen Oceans mit dem erhabenen Bilde des Unendlichen. Sein Auge fesselt vorzugsweise der ferne Horizont, wo unbestimmt, wie im Dufte, Wasser und Luft an einander grenzen, in den die Gestirne hinabsteigen und sich erneuern vor dem Schiffenden. Zu

dem ewigen Spiel dieſes Wechſels miſcht ſich, wie überall bei der menſchlichen Freude ein Hauch wehmüthiger Sehnſucht.“ Kosm. I, 351. Unſere Fahrt ging rüſtig von Statten. Wochenlang zogen die beiden Schiffe vor dem friſchen Südoſt-Paſſat mit vollen Segeln wie Schwäne ihren ſpurloſen Pfad über die einſame Fluth dahin und die bunte Sprache der gegenſeitigen Signale, die Aufmerkſamkeit des einen auf das andere, die Bemerkungen und Vergleiche über die Segelfertigkeit und Manöver eines jeden, das Alles gewährte bei der Einförmigkeit einer ſo langen Reiſe eine Unterhaltung, die dem einzelnen Segler fehlt.

Innerhalb der Planken war es vorzüglich die Thierwelt, welche das Intereſſe in Anſpruch nehmen konnte. Ich meine nicht dasjenige, welches man nach wochenlangem Salzfleiſchgenuß an dem Wohlergehen der ſorgſam aufgeſparten Schweine, Hühner und Gänſe empfindet, auch nicht dasjenige, welches der Fang der Mäuſe oder die Jagd der ſchnellfüßigen Kakerlaken gewährt, obwohl auch dieſes nicht ſo gering iſt; ſondern jenes höhere, welches durch das Gebrüll der wilden Beſtien im Urwald erregt wird. Da gab es nämlich einen Tiger, einen Elephanten, eine Rieſenſchlange, ein paar Dutzend Affen verſchiedener Arten, eine Zibetkatze, zwei Zwerghirſche, einige Schildkröten und eine Menge Papageien, Cacadu's und anderer Vögel. Dieſe ganze Geſellſchaft zeichnet ſich durch beſondere Zahmheit aus, denn an Bord wird Alles zahm gemacht. Selbſt der Tiger, der wie der Elephant zwar noch jung, aber doch ſchon vier Fuß lang iſt

und ganz artige Zähne hat, läuft frei umher und läßt sich berühren und streicheln. Abends wird er mit einem Hunde, den er zärtlich liebt, in seinen Käfig gesperrt, und zwar geschieht dies einfach, indem ihn ein Blujack im Genick und am Schweife packt und die grimmig brüllende Bestie hineinwirft, was nicht wenig drollig aussieht. Ein eben so komischer Anblick ist es, den Wärter des Elephanten von seinem Pfleglinge umarmt oder vielmehr umrüsselt an seiner Seite zwischen den Geschützen schlafen zu sehen. Daß sich von den Nichtswürdigkeiten der Affen, insbesondere einzelner Schelme, ganze Anekdotenbücher schreiben ließen, versteht sich von selbst. Auch eine musikalische Gans, Namens Guste, haben wir an Bord. Dieselbe kam eines schönen Abends bei unserer Insel vor Tschifu, gelockt von den Klängen unserer Orpheusjünger, von selbst herbeigeschwommen und stellte sich mit vielem Schwänzeln und Knixen vor. Es wäre unedel gewesen, ihr Vertrauen zu täuschen, darum wurde sie vor der Mordsucht des Kochs geschützt, und darf nun ungehindert durch das Schiff watscheln und den Tönen lauschen. Ihre Versuche jedoch, gleich ihren weiland Basen auf dem Capitol, durch nächtliches Geschrei sich zu noch höheren Ehren emporzuschwingen, haben in der letzten Zeit ernste Gefahren über sie heraufbeschworen.

Doch lassen wir dies Geplauder. Leider fand sich auch auf dieser Reise der Stoff zu ernsteren Gesprächen sehr bald. Der lange Aufenthalt in den Tropen, insbesondere derjenige in Bangkok, machte

seine nachtheiligen Folgen für die Gesundheit nur allzubemerklich. Es blieb nicht bei der allgemeinen Schwäche und Erschlaffung, welche mehr oder weniger ein jeder an sich fühlte, sondern die heimtückische Dysenterie fing an je länger je mehr ihre Opfer zu fordern. Seit Singapore war sie auf beiden Schiffen förmlich epidemisch geworden, die Lazarethe waren mit Kranken gefüllt und in kurzer Zeit hatten wir sieben Todte, darunter den Seesoldaten-Offizier der „Thetis". Sie alle fanden ihr Grab in der Tiefe der See, wie nun schon so viele, die freudig mit uns von Hause abgesegelt sind. Mehrere andere sind zwar dem Tode entgangen und genesen langsam, werden aber vielleicht für immer ein Siechthum davon tragen. In dieser trüben Zeit, recht mitten im indischen Ocean, traf uns das Osterfest und wurde in ernster Stimmung gefeiert. Zu gleicher Zeit durchschnitten wir unter dem 64. Längengrade den Wendekreis und mit der abnehmenden Hitze besserte sich auch allmälig der Gesundheitszustand, obgleich die Zahl der Kranken immer eine hohe blieb. Die zweite Hälfte der Reise war indeß nicht so günstig als die erste, denn wir hatten nun die Passatregion hinter uns und wurden von häufigen Windstillen heimgesucht. Wie peinlich und widerwärtig dieselben sind, kann sich der Landbewohner gar nicht recht vorstellen. Da liegt man denn wie eine Tonne todt auf dem Wasser und kann sich nicht bewegen, denn die Steuerkraft erhält das Ruder bekanntlich nur durch die Fahrt des Schiffes. Nun kommt die oft 20′ hohe Dünung angerollt und wirft den ächzenden Kahn, der durch

keinen Druck des Windes in den Segeln gestützt wird, wie eine Nußschale hin und her. Oft schlingert man in Stille mehr als in Sturm, und da bei jedem Ueberholen die Segel mit ihrer ganzen Wucht an die Masten und die Takelage schlagen, so leidet dieselbe fast eben so sehr wie im schlechtesten Wetter. Dazu kommt der Mißmuth, den das Gefühl erregt, nicht aus der Stelle zu kommen, wenn man noch so und so viel Tausend Meilen vor sich hat und in den Tropen die durch keinen Hauch gemilderte Sonnenglut. Die einzige Unterhaltung ist dann, Haie zu angeln, wenn solche da sind, und bei uns wurde die Gelegenheit gewöhnlich auch zu gegenseitigen Besuchen auf den beiden Schiffen benutzt. Einmal wurde auch ein Tief-lothungs-Versuch gemacht, der recht interessant war. Nahe an 5000′ Leine wurden an einander gesteckt, so daß das ganze Quarterdeck damit bedeckt war, und an das Ende befestigte man ein 80 Pfund schweres Loth, einen Ventil-Apparat, um Wasser aus der Tiefe zu schöpfen, und eine leere Flasche mit halbeingedrücktem Pfropfen. Nachdem auf das genaueste untersucht war, ob die Leine überall klar ablaufen könne, wurde das Loth geworfen. Es sank und sank und sank, erst mit reißender Schnelligkeit, dann immer langsamer, da die große Masse der im Wasser befindlichen Leine je länger je mehr das Loth zu tragen anfing. Doch holte sich zuletzt die Leine doch noch steif, zum Beweis, daß das Loth auf 5000′ Tiefe noch keinen Grund hatte. Die ganze Fallzeit hatte zwölf Minuten gedauert, so daß man beim Zuschauen von einem leisen Grausen erfaßt

wurde. In der That tief genug ist dieses Grab! — Aergerlicher Weise zerriß beim Aufheben die Leine auf etwa 3000′ und wir konnten daher weder die Temperatur noch den Druck des Wassers in jener Tiefe erkennen.

Am 12. Mai bekamen wir seit Cap Java head das erste Land in Sicht. Zwei Tage vorher hatten wir abermals einen Matrosen verloren, der über Bord stürzte und, da er nicht schwimmen konnte, trotz der schleunigsten Rettungsanstalten ertrank, ein Fall, der immer etwas Erschütterndes hat. — Da uns so nahe am Ziel noch einmal Windstille traf, so wurde schließlich noch die Maschine in Gang gesetzt, und so kamen wir denn am 14ten nach einer 38tägigen Reise am Cap der guten Hoffnung an. Da indeß in dieser Jahreszeit der eigentliche Hafen der Capstadt, die Tafelbai, unsicher ist, so ankert man während derselben in der südlich gelegenen Simonsbai, die gegen die Nordwest-Stürme völlig geschlossen ist. Hier liegen nun auch wir in Gesellschaft einiger englischer, französischer und russischer Kriegsschiffe, doch ist das Land ringsum gerade nicht sehr reizend. Kahle, völlig öde Berge umschließen das Becken von allen Seiten, und ein Marine-Etablissement, neben welchem sich ein kleiner Flecken angesiedelt hat, ist das Einzige, was man am Lande findet. Die Entfernung bis zur Capstadt beträgt fünf deutsche Meilen, und ein Besuch derselben von hier aus ist also eine Reise.

Vierzehntes Capitel.

Simonstown. Der Weinberg Constantia. Capwein. Eindruck des Landes. Die Capstadt. Holländer und Engländer. Die Deutschen. Neger. Slamschen. Hottentotten. Kaffern. Die Eisenbahn. Cap'sche Fläche. Stellenbusch. Abschied. Abreise. St. Helena. Ascension. Begegnung mit einem Auswandererschiffe. Die Azoren. Ankunft in England. Schluß.

Spithead, den 5. August 1862.

Am Cap lagen wir, mit einem halben Dutzend englischer, französischer und russischer Kriegsschiffe in der Simonsbai, welche vom Mai bis September der einzige sichere Ankerplatz in der Nähe der Capstadt, aber noch fünf deutsche Meilen davon entfernt ist. Die eine Reihe kahler Häuser an kahlen Bergen, welche den Namen Simonstown führt, bot gerade keinen besonders anziehenden Anblick dar und was man daselbst vorfand: das eine Hotel, in dem der stets vergnügte Midshipman, entronnen dem ersten Lieutenant, seinen Urlaub genoß und die Matrosenkneipen, aus denen vorzüglich die Russen in consequenter Betrunkenheit sich herauskreuzten, und der Platz vor des Admirals Hause, wo allabendlich ein Musikcorps spielte und bevorzugte Offiziere mit den Ladies einherstolzirten — das alles hatte für unser einen auch kein Interesse mehr. Sobald man konnte, machte man sich daher auf die Reise, der vielberühmten Capstadt zu.

Der Weg dahin führt anfangs zwiſchen nackten Bergen von rothem Sandſtein und Sanddünen dahin, dann über eine weite unfruchtbare Ebene, voll der charakteriſtiſchen Cap-Haidekräuter und Fettgewächſe. Doch kamen wir auch durch einige kleine, aber ſaubere Dörfer. In einem derſelben hielten wir an und bekamen unerwarteter Weiſe eine Flaſche vortrefflichen Weines vorgeſetzt. Es war vom beſten Conſtantier. Da wir erfuhren, daß der berühmte Weinberg dieſes Namens in der Nähe und nur eine Meile von der Straße entfernt ſei, ſo faßten wir den Beſchluß, dahin zu wandern nnd das edle Getränk an der Quelle zu koſten. Ein Bauer zeigte uns den „witten pad“, der dahin führte, und bald konnten wir die weißen Gebäude von Conſtantia, die ſchon am Abhange des Tafelgebirges liegen, uns entgegenſchimmern ſehen. Die Scenerie wurde, je näher wir kamen, deſto freundlicher. Friſche Laubwäldchen erhoben ſich aus dem niederen Geſtrüpp und angebaute Felder wechſelten mit weiten Weingärten. Am Ende einer langen Eichen-Allee zeigte ſich uns das große niederländiſche Haus des Beſitzers mit ſeinen ſchneeweißen Wänden und grünen Jalouſien, in der Nähe die weitläuftigen Wirthſchaftsgebäude. Derſelbe, ein freundlicher, alter Herr holländiſcher Herkunft, aber geborener Afrikaner, nahm uns zuvorkommend auf und wir verlebten einige recht angenehme Stunden in ſeiner Familie. Dann nahmen wir die Weinpflanzung in Augenſchein. Sie liegen ſämmtlich am Fuß der Berge, ſo daß ſie vor den ſtarken, hier wehenden Winden geſchützt ſind.

Eben dieser Winde wegen zieht man die Reben am ganzen Cap nicht etwa zu hohen Stöcken wie bei uns, sondern hält sie als ganz niedrige Sträucher. Daher sehen die weiten damit bepflanzten Landstrecken eher wie Kartoffelfelder als wie Weinberge aus. Dennoch trägt ein solcher Strauch durchschnittlich acht Trauben. Vielfach läßt man dieselben am Stock noch ein wenig eintrocknen, ehe man sie abnimmt, wodurch der Wein einen eigenthümlichen, rosinenartigen Beigeschmack erhält. Die gesammelten Trauben gehen dann nicht durch eine Presse, sondern werden wie in Madeira in großen Bütten mit bloßen Füßen zertreten. Von den Weinpflanzungen ging's in die Speicher, wo die großen Stückfässer in imponirenden Reihen lagen und die einzelnen Sorten gekostet wurden. Die eigentlichen Constantier Weine sind wie bekannt meistens süß und zeichnen sich durch eine besonders feine Blume aus. Die besten sind Pontac, Frontignac, Red Constantia und White Constantia Nr. I. Sie haben schon hier einen hohen Preis, da ein Dutzend Halbflaschen davon 10 Thaler kostet. Die andern Capweine sind billiger und von sehr verschiedener Art. Man hat nämlich fast alle die berühmten Reben anderer Weinländer hierher verpflanzt und es giebt daher Cap-Madeira, Cap-Xeres, Cap-Portwein, Cap-Rheinweine u. s. w. Die billigsten Sorten, welche noch immer sehr trinkbar sind, kosten nur 4—6 Pence die Flasche. Uebrigens werden alle Capweine für die Ausfuhr stark mit Cognac versetzt, weil sie sich sonst nicht halten.

Von Conſtantia an wurde die Gegend überhaupt freundlicher und wir bekamen einen vortheilhafteren Begriff von dem Caplande. Biedere, deutſche Eichen, die mit ihren Landsleuten ausgewandert zu ſein ſcheinen, Myrthengebüſche, aus denen alle Bräute der Welt ſich ihre Kränze winden könnten, Roſenhecken, die man wie das Veilchen unbemerkt läßt, Aloedickichte mit ihren klotzigen Blättern und Blüthenſtämmen, Cactus-Arten, verhaßt und verachtet wie bei uns die Diſtel, drängen ſich auf die Flächen zuſammen, welche der Anſiedler nicht für ſeine bevorzugten Gewächſe in Anſpruch genommen hat. Einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt eine Gattung von Bäumen (Leucodendron Proteaceon), welche nur hier in der Nähe des Cap's vorkommen und deren ſchmale, graugrüne Blätter auf beiden Seiten mit einem langen, weißen Flaum bedeckt ſind. Wenn ſie in kleinen Wäldchen zuſammenſtehend ihre ſchillernden Wipfel leiſe ſchütteln und hie und da ein glänzendes Blatt zu Boden fällt, ſo glaubt man in dem Lande der Mährchen zu ſein, wo die Bäume mit den ſilbernen Zweigen wachſen und die Unken verzauberte Prinzeſſinnen ſind. Und warum nicht? Man iſt ja überall in einem Mährchenlande! — Noch zwei hübſche Dörfer: Weinberg und Rundebuſch, deren behagliche Häuſer von dem Wohlſtand ihrer Bewohner zeugen, trifft man auf dem Wege. Nicht weit von dem letzteren liegt die berühmte Sternwarte, von welcher aus der jüngere Herſchel einſt ſeine Reiſen in die Fixſtern-Welt machte. Noch eine halbe

Stunde weiter und man befindet sich in der Capitale des südlichen Afrika.

Die Lage der Capstadt ist nicht ohne malerische Schönheit. Den Mittelpunkt der Landschaft bildet der Tafelberg, ein ziemlich isolirtes Plateau von 1½ Meilen Länge, das sich auf steilen Felsen 4000 Fuß hoch erhebt und ihr ein ganz charakteristisches Gepräge giebt. An der einen Seite desselben zieht sich eine andere merkwürdige Bergform, der Löwenkopf und der Löwenrücken, welche bei einiger Phantasie wie ein ruhender Löwe aussieht, in einem stumpfen Winkel nach dem Strande hin. Im Vordergrund dieser Berge am Saume einer weiten Bucht, die sich nach Nord-Westen hin öffnet, der sogenannten Tafelbai liegt die Stadt. Sie zählt jetzt gegen 30,000 Einwohner, ist regelmäßig in geraden Straßen gebaut und hat ganz das Ansehen einer europäischen Mittelstadt. Wer wie wir sich seit Jahren nur in den Ländern der Barbaren umhergetrieben und höchstens eine bunt gemischte Pflanz-Stadt gesehen hat, glaubt hier schon völlig wieder in der Heimath zu sein. Besonders merkwürdige Gebäude giebt es indeß nicht. Die Kirchen sind zwar zahlreich, aber unbedeutend und in gar keinem Styl gebaut. Der vorzüglichste Schmuck der Stadt ist der Gouvernements-Garten, ein großer, schöner Park, der recht in ihrer Mitte gelegen ist. Ein Theil desselben ist zu einem botanischen Garten verwendet, der eine Menge seltener, meist afrikanischer Gewächse enthält. In der Nähe desselben befindet sich das Museum und die Bibliothek. Das erstere, vorzüglich ein zoologisches,

besitzt eine ausgezeichnete Sammlung von Vögeln aus dem Inneren, unter denen man die seltensten und schönsten Exemplare sieht. Weniger bedeutend ist der ethnologische Theil, in welchem u. a. auch eine Bunzlauer Kaffeekanne unter einem feinen Glaskasten aufbewahrt wird. Die Bibliothek ist ein Geschenk des vorigen Gouverneurs Sir John Grey. Sie ist nicht unbedeutend und enthält sogar mehrere werthvolle Handschriften z. B. eine des Dante Alighieri. Außerdem ist noch zu erwähnen der Bahnhof einer sieben Meilen langen Eisenbahn, der ersten in Süd-Afrika, welche bei unserer Ankunft erst vor wenigen Wochen eröffnet worden war und das sogenannte Breakwater oder die Mole, welche jetzt mit großem Kosten-Aufwande in die freie, tiefe Bai hineingebaut wird, um sie gegen den gefährlichen Nordwest zu schützen.

Was die Bevölkerung der Capstadt betrifft, so ist ihr Grundstock noch immer holländisch und die Umgangssprache die holländische, während das Englische mehr als Handels- und Verkehrssprache in Geltung ist. Auf dem Lande in der Nähe der Stadt und überall in der Colonie ist holländische Sitte und Sprache sogar noch fast ausschließlich herrschend und das Englische sehr unbekannt. Da man demnach in literarischer Hinsicht noch fortwährend in der regsten Beziehung zu Holland steht, so ist auch das Interesse an seinen Verhältnissen überall nicht gering, und als vor einigen Jahren ein holländischer Admiral das Land besuchte, glich seine Reise einem wahren Triumphzuge. Dennoch ist dieses Festhalten der Nationalität keineswegs Widerwille gegen

die englische Herrschaft, sondern nur ein kräftiger, gesunder Conservativismus. Nachdem die eigensinnigen Boers in ihre Wildnisse gezogen sind, wo sie jetzt in ihren anarchischen Republiken ein wildes Hinterwäldlerleben führen, haben die Engländer durch ihre eben so tiefmoralische als freisinnige Regierungsweise die Antipathien nicht nur längst besiegt, sondern auch alle Einsichtsvollen zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Wechsel kein unheilvoller, sondern ein segensreicher gewesen ist. Engländer und Holländer wohnen jetzt am Cap ohne jede Spur des Nationalhasses, mit dem sie sich sonst zu betrachten pflegen, in voller Eintracht beisammen. — Einen dritten Theil der Bevölkerung bilden unsere Landsleute, welche sich hier wie überall als vortreffliche Colonisten bewiesen haben und in guter Achtung stehen. Leider muß jedoch die deutsche Fremdenlegion von diesem Urtheil ausgenommen werden. Das Colonisationsproject der englischen Regierung durch dieselbe ist so ziemlich gescheitert. Die Legionäre, wohl großentheils moralisch bankerutte Subjecte, haben ihre Farmen und die harte Ansiedlerarbeit meist verlassen und treiben sich vagabondirend im Lande umher. Manche sind unter den Sträflingen, mehrere sogar gehangen. Von den Officieren haben einige bedeutende Geldsummen unterschlagen und sind damit durchgegangen. Die Engländer hielten es für das Beste, aus einem Reste der Legion abermals ein eigenes Regiment zu bilden, das sie nach Indien geschickt haben, wo es durch Dysenterie und andere Krankheiten denn auch so ziemlich aufgerieben sein soll. Die Stelle der

Militär-Colonie in Britiſh-Caffraria iſt jedoch von deutſchen Civil-Einwandrern eingenommen, welche jährlich von Bremen und Hamburg in hinreichender Anzahl ankommen und ein gutes Auskommen finden, ſo daß das Land daſelbſt immer mehr aufblüht. In der Capſtadt ſelbſt ſind die Deutſchen meiſt Handwerker und Gewerbtreibende. Sie bilden wie in Rio und an andern Orten eine beſondere Gemeinde und haben eine eigne hübſche Kirche und einen eigenen Paſtor. Ich beſuchte denſelben und fand die freundlichſte Aufnahme, lernte auch mehrere der Gemeinde-Vorſteher kennen, lauter kernige, gediegene Leute! Gern erinnert man ſich bei ſo langen Kreuzfahrten durch die Welt an Punkte, wo man lieben Menſchen begegnet iſt und ſich heimathlich gefühlt hat! —

Zu dieſen weißen Bewohnern des Caps kommen nun noch die zahlreichen Farbigen, die in der Capſtadt ſelbſt wohl ein volles Drittheil der Kopfzahl ausmachen. Es ſind nicht etwa Hottentotten und Kaffern, ſondern Neger und Negermiſchlinge, die von der alten Sklavenbevölkerung abſtammen und noch fortwährend durch die befreiten Paſſagiere der genommenen Sklavenfahrer vermehrt werden. Sie ſind faſt ſämmtlich jetzt Chriſten, haben völlig dieſelben perſönlichen Rechte wie jeder Weiße und ſind als Dienſtboten oder freie Arbeiter in der zufriedenſtellendſten Lage. Wie ganz anders ſieht dieſes immer vergnügte Volk hier aus, wo man ihm ſeine Menſchenrechte wiedergegeben hat, und z. B. in Braſilien, wo ein Burmeiſter ſeine gelehrt-geiſtreichen Betrachtungen darüber anſtellte, ob ſie wohl ſo recht

eigentlich Menschen seien. Schwarze und weiße Arbeiter stehen hier an einer Ramme, schwarze und weiße Matrosen sitzen auf einer Ruderbank, schwarze und weiße Kinder gehen in eine Schule und die gelehrtesten Argumente werden niemanden bewegen, an der Menschlichkeit jemandes zu zweifeln, weil seine Haut schwärzer ist als die unsere. Freilich ist ein echtes, naturwüchsiges Negergesicht gerade kein Musterbild von Schönheit und man bekommt manchmal einen leisen Schrecken, wenn sich zufällig eine schlanke, aufgeputzte Frauengestalt umwendet. Je besser erzogen und gebildet sie aber sind, desto mehr verlieren sich diese widrig-rohen Formen und ich erinnere mich z. B. an eine junge, ganz dunkelfarbige Lehrerin in einer Missionsschule, deren feine, geistige, anziehende Züge gleichsam nur noch die Verklärung des Negertypus bildeten und vollkommen schön genannnt werden durften.

In der Capstadt giebt es außer den Negern noch mehrere tausend Malayen, welche von den Holländern einst als Sklaven von Java hierhergebracht worden waren. Sie sind eifrige Muhammedaner, halten sich von jeder Vermischung mit der übrigen Bevölkerung streng zurück und bilden eine durch Sprache, Religion und Sitte in sich abgeschlossene Volksgemeinde. Ihres Ursprungs sind sie sich sehr wohl bewußt und bleiben allen Missionsversuchen unzugänglich. Der fanatische Hochmuth des Islam zeigt sich selbst in diesem versprengten Häuflein auf das stärkste und die Regierung beobachtet sie mit aufmerksamen Augen. Das Volk nennt sie Slamsche, d. i. Islam'sche.

Von den alten Ureinwohnern des Landes sieht man in der Capstadt und ihrer nächsten Umgebung nur wenig. Von Hottentotten kam mir nur einer zu Gesicht, der auf einem Gute als Knecht diente. Es war ein kleiner, sehr hellfarbiger Mensch mit geschlitzten Augen und starken Backenknochen, den man eher für einen Chinesen, als für einen Afrikaner gehalten hätte. Man hat dies Volk früher seiner Trägheit und Indolenz wegen sehr verschrieen, doch waren diese Eigenschaften wahrscheinlich nur Folge ihrer abscheulichen Behandlung von Seiten der Boers. Jetzt sind die Hottentotten ihrer Treue und Anhänglichkeit wegen beliebt und diejenigen aus der Colonie, die sich vorzüglich in der Herrnhuter-Niederlassung Gnadenthal gesammelt haben und sämmtlich Christen sind, vermischen sich so schnell mit den Weißen, daß sie bald in ihnen aufgehen werden. Auch zu Soldaten, wozu sie sich vortrefflich eignen, werden sie von den Engländern gern gewählt und mancher Deutsche mag neben einem Hottentotten in Reih' und Glied stehen. Was ihren Charakter betrifft, so schilderte sie mir mein Freund Pastor P. als weichherzige, leicht erregbare Gefühlsmenschen. Nichts sei gewöhnlicher, als daß eine Hottentotten-Gemeinde durch eine Predigt aufs Tiefste gerührt in ein allgemeines, krampfhaftes Weinen und Schluchzen ausbreche. Nicht weniger leidenschaftlich seien sie jedoch im Zorn und in Ausschweifungen, weshalb man oft viel Noth mit ihnen habe. Die freien Hottentotten bilden im großen Namaqua-Lande unter einem begabten Häuptling,

Jonker Africaner von den Holländern genannt, einen eigenen Staat, der den entfernteren Eingeborenen, Damaras u. s. w., durch seine Raubzüge sehr gefährlich ist. Nach dem Berichte von Missionaren sollen sie auch dort schon in einem gewissen Uebergangszustande zur Cultur leben, doch haben sie bei der schrecklichen Dürre jenes Landes, das sie zu einem unstäten Räuber- und Wanderleben nöthigt, dennoch keine Zukunft.

Die Kaffern, früher so gefährliche Feinde der Colonie haben seit dem letzten Kriege, wo sie bekanntlich auf den Rath eines ihrer Regendoctors all ihr Vieh tödteten, ihre Macht und ihren Muth verloren und sich vielfach in die Colonie als Knechte verdungen, um nicht Hungers zu sterben. Man sieht sie häufiger. Es sind meist große, starke Leute, völlig schwarz, aber mit weniger aufgeworfenen Lippen und hervortretender Mundpartie als die andern Neger. Im Gegensatz gegen die Hottentotten werden sie als kalte, berechnende Verstandesmenschen voll Fähigkeit aber auch voll Arglist bezeichnet. In Britisch Caffraria fangen sie an Christen zu werden und sich der Cultur zuzuwenden, aber im freien Kaffernlande treiben sie noch ihr früheres Leben in der alten Weise. Doch hört man, daß auch dieser District binnen Kurzem unter englische Verwaltung genommen werden soll, welche im Interesse von Ruhe und Ordnung in jenen Gegenden durchaus nöthig ist. — Am wunderbarsten klingt ihre Sprache. Ich hörte sie auf einer Farm bei der Conversation zweier Kaffernweiber. Jeder zehnte Consonant war einer

jener unnachahmlichen Schnalzlaute, die sie mit einer Geläufigkeit herausklatschten, welche der Zungenfertigkeit aller unserer Höckerinnen spottete. Vergebens ließ ich mir zu wiederholten Malen dasselbe Wort vorsagen und versuchte es unter ihrem Gelächter nachzusprechen — es war unmöglich. Die armen Missionare, die in dieser Sprache predigen müssen!

Von der Capstadt aus machte ich noch eine Partie nach dem sieben Meilen davon entfernten Flecken Stellenbusch, dem weitesten Punkte, den die Eisenbahn bis jetzt erreicht. Das Treiben auf dem kleinen, unbedeutenden Bahnhof versetzte mich in die Zeit meiner frühesten Jugend, wo in der kleinen Provinzialstadt der erste Eisenbahnzug unter allgemeinen Enthusiasmus davon rollte. Auf dem Perron gingen wie damals die Honorationen auf und ab, mit freudigem Stolze die großstädtische Errungenschaft betrachtend und den wichtig thuenden Beamten ausweichend, während hinter dem Staketenzaun das niedere Volk, hier die Schaaren der Farbigen lärmten und lachten. Als sich der Zug in Bewegung setzte, erscholl ein allgemeines Jauchzen und Jubelgeschrei, welches aus den Waggons dritter Klasse, die mit Slamschen erfüllt waren, ebenso erwidert wurde. Die Eisenbahn hat jedoch hier noch eine andere, ernstere Aufregung bewirkt, die bei uns nicht nur für unmöglich, sondern sogar für undenkbar gelten würde. Die Maßregel der Direction nämlich, auch Sonntags noch zwei Züge, einen früh, den andern Abends fahren zu lassen, hat eine so leidenschaftliche Opposition hervorgerufen, daß sich Vereine gebildet

haben, welche die Eisenbahn darum überhaupt nicht benutzen wollen und deshalb die bisherige Omnibuslinie aus Privatmitteln aufrecht erhalten. Ja das Dorf Paarl hat die Beisteuer zu einem gemeinnützigen Werke auf so lange verweigert, bis die gottlose Einrichtung abgeschafft würde. Die Frage bildete den Hauptgegenstand der Tagespresse und wird zu lebhaften Debatten im Colonial-Parlament führen, welches durch Petitionen bestürmt wird, sie zu entscheiden. Ueberhaupt haben „aufgeklärte" Leute hier manchen Aerger, denn „Mukkerthum und Pietismus" gehen mächtig im Schwang und zwar nicht blos bei den Pfaffen, sondern horribille dictu sogar in den demokratischen Blättern. Weder Tanzmusik noch Circus-Vorstellungen dürfen am Sonntag stattfinden, das Tischgebet ist ausnahmslose Sitte, Erbauungsbücher sieht man selbst in Wirthsstuben, und die „heitere, urkräftige Sinnenlust" unserer jungdeutschen Schöngeister wird mit ganz anderen Namen belegt. Doch zurück zu unserer Eisenbahn!

Die Fahrt ging durch eine einzige öde Sandebene, die sogenannte Cap'sche Fläche, welche die Stadt von dem Binnenlande trennt. Früher war es eine vollkommene Wüste von hin und her wehendem Flugsande, jetzt hat man denselben durch Ansäen von Sandgras und ähnlichen Gewächsen wenigstens zum Stehen gebracht. Aehnliche Striche giebt es überall im Lande viel und unter einem Himmel, wo es manchmal Jahre lang nicht regnet, ist keine Aussicht vorhanden, daß sie jemals durch den Fleiß der Ansiedler zu urbarem Lande werden können, wie etwa unsere Reichsstreusand-

büchſe, die Mark. Deſto ſchöner ſind jedoch, wie ſchon bemerkt, die fruchtbaren Gegenden des Caplandes. In einer ſolchen liegt Stellenbuſch. Ich kann mich nicht entſinnen, jemals einen lieblicheren, anziehenderen Ort geſehen zu haben. Die wohlgebauten Häuſer, umgeben von ſchattigen, blühenden Gärten, die breiten, kiesbeſtreuten Straßen und vor allen die prächtigen Alleen der ſchönſten Eichen, unter deren Blätterdach man ſich überall befindet, das alles würde an einen fürſtlichen Luſt- oder Reſidenz-Ort erinnern, wenn nicht die gänzliche Abweſenheit der vornehm ariſtokratiſchen Phyſiognomie ſolcher Orte den Vergleich zu einem unpaſſenden machte. Alles iſt echt bürgerlich: die an jedem einzigen Hauſe gleiche Sauberkeit und Nettigkeit, der von jedem Luxus entfernte, einfache Wohlſtand, die ehrbare Stille und Einſamkeit der Straßen, die glückliche Kleinſtädterei, die den unbekannten Fremden mit hundert neugierigen Augen hinter allen Jalouſien betrachtet. Ein wehmüthiger Seufzer ſtieg in uns heimathloſen Waſſerratten auf und mein Begleiter Lieut. N. miſchte, als wir mit einem der Einwohner in eine Unterhaltung gekommen waren, die beiläufige Frage ein, für welchen Preis wohl eine ſolche Beſitzung zu erſtehen wäre? Denn wie ſagt doch Horaz ſo ſchön:

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
hortus ubi et tecto vicinus jugis aquae fons*) . . .

*) Dieſes wünſchte ich mir: einen Acker mäßiger Größe
Und einen Garten, darin eine rieſelnde Quelle beim Hauſe . . .

Leider ist die Erfüllung solcher Wünsche hier nicht weniger schwierig als bei uns, da der wohlangebaute Grundbesitz meist eben so theuer, vielleicht noch theurer als daheim ist. Konnten wir nun auch nicht immer in Stellenbusch bleiben, so fühlten wir uns doch in den wenigen Tagen, die wir dort verweilten, wie zu Hause. Wir hatten nämlich die Bekanntschaft zweier rheinischer Missionare gemacht, die vor mehr als dreißig Jahren für die damals noch heidnischen Farbigen herausgekommen waren und nun nach vielen Mühen das Wenigen ihres Berufs beschiedene Glück genießen, als regelmäßige Pfarrer völlig bekehrter Gemeinden ihre alten Tage zu beschließen. Wir wurden von ihnen noch in verschiedene, andere Familien eingeführt und fanden überall einen unerwartet freundlichen Empfang. Gern wären wir noch länger geblieben, aber der Urlaub war zu Ende. So nahm man denn wieder Abschied und reiste nach der Capstadt zurück, um dort zum zweiten Male Abschied zu nehmen. „Reisen," sagt Lamartine irgendwo (Reisen im Orient), „heißt durch Kommen und Gehen, durch vergnügliches Zusammensein und Lebewohl die Eindrücke vervielfältigen, welche der Gang eines angesessenen Lebens nur in seltenen Fällen darbietet. Es heißt hundertmal im Jahre die Fälle des gewöhnlichen Lebens erfahren, Wesen, welche die Vorsehung auf unsern Weg führt, kennen lernen, lieb gewinnen und verlieren. Abreisen ist wie Sterben, wenn man jene fernen Länder verläßt, wohin das Geschick den Reisenden nicht zweimal führt. Reisen heißt ein langes Leben in wenige Jahre

zusammenfassen, eine der stärksten Uebungen, welche der Mensch seinem Herzen wie seinem Verstande auferlegen kann."

Auch in der Simonsbai ging es noch an ein Abschiednehmen, nämlich von der „Thetis", unserer treuen, alten Begleiterin auf so mancher Fahrt. Dieselbe hatte nämlich von Berlin aus Ordre vorgefunden, vom Cap aus sogleich wieder eine neue, längere Reise anzutreten, deren Bestimmungsort in einem versiegelten Begleitschreiben angegeben war, das erst in See eröffnet werden sollte. Ihre ausgedienten oder invaliden Leute kamen nun zu uns an Bord, während viele von unserer alten Mannschaft und einige Offiziere hinübercommandirt wurden. Diese Trennung war allen unerwartet und man konnte sich eines wehmüthigen Eindrucks nicht erwehren, als wir den 4. Juni unter voll Dampf aus der Simonsbai die Reise nach Hause antraten und mit dreimaligem Senken der Flagge die alte Gefährtin uns aus der Ferne den Abschiedsgruß zuwinkte.

Unsere Fahrt auf dem biedern, alten Atlantic ging anfangs rasch vorwärts. Am 17. Juni bekamen wir das vielberühmte St. Helena in Sicht und segelten dann so dicht unter Land dahin, daß wir jeden Baum, jedes Haus deutlich sehen konnten. Aus der Ferne sieht die Insel wirklich, wie Jemand passend bemerkte, einem ungeheuren Grabhügel ähnlich, der sich aus dem Ocean erhebt, und wenn ich Napoleon gewesen wäre, so hätte ich sicherlich lieber hier, als in Paris begraben sein wollen. Nun aber ist alle Poesie von St. Helena

dahin, was in dieſer proſaiſchen Zeit doppelt bedauert werden muß. Uebrigens iſt das Land nichts weniger als eine wüſte Felſenklippe, zu der es der Napoleons-Schmerz, der eine Zeit lang bei uns Mode war, verſchrieen hat. Wir konnten freilich nur nach dem äußern Anſehen urtheilen, denn die Küſte betraten wir nicht. Aber diejenigen Offiziere, die bereits dageweſen waren, beſtätigten dies Urtheil vollkommen. Liebliche Berge und üppige Triften bedecken die Berge, welche überall dem Auge die kühnſten Felsformen und Schluchten darbieten, und ganz oben, wo der kühle Paſſat einen ewigen Frühling erhält und ſich die herrlichſte Ausſicht auf Land und Meer eröffnen muß, liegen die beiden bekannten Häuſer von Longwood. Eines davon, und zwar das, welches früher Napoleons Wohnhaus war, ſoll jetzt zu einer Mühle oder Stallung benutzt werden, worüber manche Reiſende ſich in ihrem edlen Unwillen gar nicht beruhigen konnten — als ob ſo mancher Ritterſaal daheim, in dem einſt Kaiſer gethront haben, etwas Anderes wäre! Niemand hindert ja ſolche warmblütige Verehrer, ſich Longwood zu kaufen und es ſo ängſtlich zu conſerviren, wie ſie wollen. Aber von dem jetzigen Beſitzer oder der engliſchen Regierung eine ſolche Pietät zu verlangen, iſt doch lächerlich! Im Uebrigen muß es ein wunderbares Stillleben auf dieſer Inſel und in der kleinen Stadt Jamestown ſein, die ebenfalls ſehr freundlich aus einer Schlucht am Meere hervorſchaut. Außer der Poſt, die alle Monate einmal ankommt, laufen doch wohl nur wenige Schiffe den Platz an.

Wir sahen nur einige abgetakelte Fahrzeuge, wahrscheinlich genommene Sclavenfahrer, welche die Kreuzer der Guinea-Küste hierher bringen.

Einige Tage, nachdem St. Helena verschwunden war, erblickten wir in nebliger Ferne ihre noch einsamere Schwester, das in geologischer Hinsicht merkwürdige Ascension. Dies allerdings kann man mit größerem Recht eine wüste Klippe nennen. Einer unser Offiziere, der auch sie kannte, pflegte zu sagen: Auf der ganzen Insel gäbe es nur einen Baum und dieser wäre an das Haus des Commandanten der dortigen Militär-Station gemalt. Auch süßes Wasser fehlt und muß erst von St. Helena herübergebracht werden. An lebenden Wesen giebt es außer den hundert Rothröcken nur noch Schildkröten und wilde Ziegen. Das nenne ich doch noch eine Garnison!

Vier Wochen segelten wir nun wieder in der großartigen Einsamkeit des Oceans weiter, ohne Land zu sehen. In der Stillenregion nördlich von der Linie begegneten wir einem großen, von Europa kommenden Schiffe und hielten darauf ab, um etwas über den Stand der politischen Angelegenheiten daheim zu erfahren, denn unsere letzten Nachrichten waren über ein Vierteljahr alt. Es war ein großes Auswandererschiff, wimmelnd von Menschen, diesmal aber nicht Deutschen, sondern Engländern, die nach Neuseeland gingen, wie wir später erfuhren. Unsere Erscheinung machte einen mächtigen Eindruck auf die Leute. Als das Boot dahin absetzte und die Musik ihnen einige Stücke vom Quarterdeck aus vorspielte, riefen uns die Männer

Hurrah's herüber und schwenkten ihre Hüte, die Weiber aber weinten fast alle bitterlich. Eine jede Begegnung auf dem weiten Ocean hat schon etwas eigenthümlich Theilnahme Erweckendes, man steht sich in dieser Ferne von der Welt und als Genosse auf demselben ungewissen Element näher als sonst. Und hier mochte der Anblick der stolzen Fregatte, die unter Dampf und den Klängen heimathlicher Lieder in's Vaterland zurückkehrte, das sie auf ewig verlassen hatten, die Leute noch mehr bewegen. Was Wunder, daß sie weinten! Aber zwei Jahre in Ostasien, 30 Todte und 70 Kranke an Bord sind auch nicht lauter Freude! Hätten sie das gewußt, so hätten sie sich wohl erinnert, daß ein jeder auf Erden sein Päckchen zu tragen hat und ihre Thränen getrocknet.

Sechs der Dysenterie Erlegene senkten wir auf dieser Reise wieder über Bord und außer den vorhandenen Krankheiten fing nachgerade der Scorbut an sich einzustellen. Ein wenig frischer Proviant war daher nicht nur wie sonst ein angenehmer Luxus, sondern ein nöthiges Bedürfniß, und der Capitän beschloß daher, die Azoren, welche ohnehin auf unserm Cours lagen, anzulaufen. Aber erst am 18. Juli kamen wir bei San Miguel, der größten von ihnen, an und ankerten vor der Hauptstadt Ponta del Gada. Es ist eine große, wohlgebaute Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern. Doch lagen auf der ganzen Rhede nur zwei kleine Küstenfahrer. Unsere Ankunft erregte große Aufregung. Die portugiesischen Offiziere und Senhores stellten sich massenweise ein und über-

häuften uns mit Höflichkeiten. Viel Merkwürdiges war an Land nicht zu sehen. Unter den Insulanern giebt es mehrere sehr reiche Familien und berühmte Namen, z. B. Albuquerque. Sie scheinen sich in dieser Zurückgezogenheit vorzüglich auf Park- und Garten-Anlagen geworfen zu haben, denn wir fanden mehrere so ausgezeichnet schöne Gärten hier, wie man sie selten wiedersieht. Leider waren indeß dennoch keine Früchte vorhanden, da wir nicht die rechte Jahreszeit getroffen hatten. Ich machte eine kleine Reitpartie ins Land nach einer warmen Schwefelquelle. Die Gegend ist freundlich angebaut und von waldigen Hügeln durchzogen. Auch das Volk macht einen besseren Eindruck als sonst die Portugiesen in den Colonien, die meist etwas verkommen sind. Ueberraschend war es mir, unter ihnen so viel blonde Haare und blaue Augen zu finden. Sie stammen wahrscheinlich von den Flamländischen Colonisten her, die ehemals hier eingewandert sind.

Wir hielten uns nicht lange in San Miguel auf, sondern gingen gleich den folgenden Abend nach unserer Ankunft wieder in See. Aber das Ende unserer Reise wurde uns noch zu einer harten Geduldsprobe. Fortwährend hatten wir mit Windstillen und Gegenwinden zu kämpfen, so daß wir für die kleine Strecke von den Azoren an noch 17 Tage brauchten. Dabei wurde es so kalt, daß das Thermometer bis auf 13° R. sank, was auf der Breite von Spanien und dem südlichen Frankreich zu Ende Juli doch gewiß ungewöhnlich ist. Endlich am 4. August, den 62. Tag

nach unserer Abreise vom Cap bekamen wir wieder die englische Küste in Sicht, einen kleinen blauen Strich Landes, fern in Nebel gehüllt. Es war ein eigenthümlicher Anblick! Nicht zwar fielen sich die ältesten Matrosen weinend in die Arme, aber anders als ehedem fühlte man doch, was es sagen will, in Europa zu sein.

Wir gingen zunächst wieder nach Portsmouth. Einige Tage nach unserer Ankunft langte daselbst die „Gazelle", ein Schwesterschiff der „Arcona" an, mit welchem der Prinz-Admiral auf einer Reise nach verschiedenen englischen und französischen Kriegshäfen begriffen war, um die inzwischen erfundenen Panzer-Schiffe zu studiren. Es waren die ersten Landsleute, die uns im heimischen Welttheile begrüßten. Seine Königl. Hoheit inspicirte das Schiff und sprach der Mannschaft Seine Anerkennung für ihre Haltung auf der beendeten Reise aus. Den 12. August segelten wir nach Plymouth ab, wo das Schiff noch neu gekupfert wurde, eine Arbeit, die in inländischen Häfen aus Mangel an hinreichend großen Dock's nicht vorgenommen werden konnte. Erst am 27. September konnten wir die letzte Fahrt nach der Heimath antreten und am 5. October des Abends kamen wir auf Danziger Rhede an, welche wir vor drei Jahren verlassen hatten. Wie damals lag sie da in hellem Mondenschein, wie damals war Freude in jeder Brust und doch fühlte man etwas wie das Wort Schiller's:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Acht und achtzig der muntern Burschen, welche voll froher Erwartungen die Expedition nach Ostasien antraten, haben ihr Ende nicht gesehen: 46 vom „Frauenlob“, 30 von der „Arcona“, 11 von der „Thetis“, 1 von der „Elbe“.

Auf der Rhede lag die „Gazelle“ und die „Gefion“. Als wir an ihnen vorüberglitten, gaben sie uns ein Hurrah, welches wir mit den Klängen des Preußenliedes beantworteten. Bald darauf fiel der Anker. Als er im Grund war ertönte der Choral: „Nun danket alle Gott“, dem eine minutenlange, feierliche Stille folgte. Damit war die Reise der „Arcona“ beschlossen.

Was die übrigen Schiffe betrifft, so war die „Elbe“ schon im Juli wohlbehalten in Danzig angekommen und die „Thetis“ langte Anfang November an, nachdem sie noch Bahia besucht und sich in England längere Zeit aufgehalten hatte.

Die Expedition nach Ostasien, die erste größere Unternehmung der preußischen Marine und der preußischen Politik im fernen Orient ist somit beendet. Wir haben nichts hinzuzufügen als den Wunsch, es möge in Erfüllung gehen, um was wir allsonntäglich beteten: „daß sie dienen möge Gott dem Herrn zur Ehre, unserm Vaterlande zu Nutz, uns selbst zu Heil und Segen.“

~ 761

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
SEP 10 1992

WIDENER
JUN 19 2003
BOOK DUE

3 20

Empfehlenswerthe gute Volksschriften
aus dem Verlage des Rauhen Hauses in Hamburg:

Der Fischer von Lübeck.
Eine wahre Geschichte von E. Raabe.
Preis 12 Sgr.

Aus einem Kellnerleben.
Eine Geschichte aus dem Leben. Von Emil Frommel.
Preis 6 Sgr.

Der Rathschreiber.
Eine rheinische Geschichte.
Mit 5 Bildern von O. Pletsch.
Cart. 7½ Sgr.

Gottlieb Treu,
der Tagelöhner vom Bergkathen.
Eine erbauliche Geschichte,
insonderheit für den norddeutschen Landmann erzählt.
Von H. A. Seidel.
108 S. 12°. cart. Preis 6 Sgr.

Balthasar Scharfenberg,
oder
Ein mecklenburgisches Dorf vor zweihundert Jahren.
Eine Geschichte für das Volk,
erzählt von
H. A. Seidel.
Preis 10 Sgr.